LD 413

Beyspiele des Guten.

Eine Sammlung
edler und schöner
Handlungen und Charakter-Züge
aus der
Welt- und Menschen-Geschichte
aller Zeiten und Völker.

Der Jugend und ihren Freunden gewidmet.

Zweyter Theil.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Fünfte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Stuttgart,
bey Joh. Fried. Steinkopf.
1821.

Menschenliebe.

Nie können wir unsern Brüdern mit gutem Herzen helfen, dienen und wohlthun; selbst nie für sie dulden und leiden, ohne daß wir dabey uns selbst besser und seliger fühlen. So stark und vernehmlich ist die Stimme, die in unserem eigenen Herzen für unsere Brüder spricht. — So virschieden auch unser äusserer Zustand seyn mag, so innig und genau sind wir doch mit einander verbunden. Kein Mensch; — so denkt der rein menschlich Fühlende, — — sey er auch noch so arm und gering, soll mir fremd seyn! Er ist mein Bruder, ist, so wie ich, nach dem Bilde unsers Vaters im Himmel geschaffen; ist unsterblich wie ich, und hat mit mir die erhabene Bestimmung zu immer höher fortschreitender Vollkommenheit und Glückseligkeit. Nichts, was meinen Mitmenschen betrifft, darf mir gleichgültig seyn. Keine Hülfe, kein Dienst, den ich andern zu leisten im Stande bin, soll mir je zur Last fallen: denn nichts ist vergeblich gethan, was Andern nützet, wenn es gleich mir selbst keinen Nutzen brächte, und keine Wohlthat ist verloren, die Andern mit gutem Herzen erwiesen wird.

219.

Die regierende Fürstin Sophie Charlotte von Isenburg, welche 1781. schon im 38sten Lebens-Jahre starb, und an der Deutschland eine seiner edelsten Frauen verlor, machte eines Tages, ihren Säugling auf dem Arme, von einer einzigen Dienerin begleitet, einen Spaziergang im Freyen. Als sie auf der Landstraße sich befand, dürstete das Kind; ohne sich lange zu besinnen, setzt sie sich auf einen Stein am Wege, und reicht ihrem

Lieblinge die Brust. Eine Mutter, deren Kleidung schon ihre Dürftigkeit ankündigte, kommt desselben Weges, matt von der Reise, abgezehrt vom Mangel; sie wankt am Stabe: auf ihrem Rücken hängt in kärglicher Hülle ihr Säugling; sein Wimmern und Weinen verräth den Wunsch nach Nahrung; aber der Armen fehlt die Kraft, ihn zu erfüllen. — „Schweige" — spricht die Mutter mit dem Tone des tiefsten Kummers, und Thränen entstürzen ihren Augen, — „schweige, Kleiner! ich kann dir nichts geben, ich bin kaum noch im Stande, dich und mich selbst fortzuschleppen, ich hungerte heute den ganzen Morgen, und Niemand war, der sich meiner erbarmte." Die Fürstin rühren die Thränen dieser Verlassenen, und das Wimmern des Kleinen ergreift ihr Herz; schnell entzieht sie ihrem eigenen Kinde die Brust, gibt dieses der Dienerin, und legt dagegen den Säugling der armen Reisenden an; er sättigt sich nach Gefallen, und wird gestärkt, beruhigt seiner Mutter zurückgegeben. Thränen des Dankes vertreten bey dieser die Stelle der Sprache: denn für eine so große Wohlthat findet eine Mutter keine Worte. Zur eigenen Erquickung erhielt sie noch von der Fürstin ein hinreichendes Geldgeschenk.

220.

Die Königlich-Preußischen Truppen hatten im siebenjährigen Kriege die Einwohner des Mecklenburg-Strelitzischen Landes, in welches sie eingerückt waren, sehr hart zu behandeln angefangen. Als die Prinzessin Sophie Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, Tochter des damals regierenden Herzogs, von diesen Leiden und Bedrängnissen der hülflosen Unterthanen ihres Vaters hörte, faßte sie sogleich den schönen Entschluß, sich ihrer anzunehmen, und zur Rettung derselben Alles anzuwenden. In dieser Absicht schrieb sie, von Menschenliebe durchdrungeu, an Friedrich II. selbst einen rührenden Brief, der ein Abdruck des hohen Verstandes, des guten Herzens, der edlen Gesinnungen, kurz — des

erhabenen Charakters dieser vortrefflichen Prinzessin ist. Hier ist dieser merkwürdige Brief:

„Sire!

„Ich weiß nicht, ob ich über Ewr. Majestät letzteren Sieg fröhlich oder traurig seyn soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeern um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in diesem unserm lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine, und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben, oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein, dem seye wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten. Seit wenigen Jahren hatte dieses Land die angenehmste Gestalt gewonnen. Man traf keine verödeten Stellen an; Alles war angebauet. Das Landvolk sah vergnügt aus, und in den Städten herrschte Wohlstand und Freude. Aber welch' eine Veränderung gegen eine so angenehme Scene. — Ich bin in pathetischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Allein, gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Scenen zu Thränen bewegt werden. Das ganze Land, mein liebes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirte sind Soldaten worden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder; vielleicht hie und da noch einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist, und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde in einem so pathetischen Heldentone erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beyder Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beym Abzuge Alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleich viel wieder herbeygeschafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hülfe in der äussersten Noth. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja selbst Kinder, ihre Klagen bringen. Sie, die sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen, und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden, als selbst durch Ihre

Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen, und zur Ehre Dero eignen Ruhmes, Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten. Ich bin ꝛc. ꝛc."

Friedrich der Große schenkte diesem Schreiben seinen Beyfall, und gab seinen im Lande stehenden Truppen Befehle zur Schonung. Dem (im J. 1820. verstorb.) [damals] jungen Könige in England, Georg III. aber, der damals eine Gemahlin von aufgeklärtem Verstande und gutem Herzen suchte, und dem dieser Brief zugesandt wurde, brachte derselbe so hohe Begriffe von dem Herzen und Geiste dieser Prinzessin bey, daß er gleich darauf um ihre Hand warb, sie auch wirklich erhielt, und durch sie einer der glücklichsten Gatte wurde. (Sie starb im J. 1818. als Mutter einer zahlreichen Familie, allgemein verehrt).

193.

Die Englische Regierung beschloß im Jahr 1787. alle in den Gefängnissen des Reiches befindlichen Verbrecher, welche des Todes und harter Leibesstrafen schuldig waren, nach Botany-Bay in Neu-Holland zu schicken, damit diese bisher unnützen und doppelt elenden Geschöpfe sich daselbst anbauen sollten, und wo möglich zu nützlichen Menschen umgeschaffen werden könnten. Als nun die Sache wirklich in's Werk gesetzt wurde, und die neuen Colonisten zur Abreise ernannt waren, so erhielt unter andern auch der Aufseher des Gefängnisses zu Norwich Befehl, die bereits Verurtheilten, und zwar namentlich seine weiblichen Gefangenen nach Plymouth zu bringen, wo der Sammelplatz und Einschiffungsort der Reise-Gesellschaft war. Unter diesen unglücklichen Menschen befand sich eine Weibsperson, welche Mutter eines fünfmonatlichen Kindes war, dem sie noch die Brust reichte. Der Vater des noch ausser der Ehe erzeugten Kindes, auch ein Criminal-Verbrecher, war ebenfalls verurtheilt, dahin abgeschickt zu werden, jedoch zu einer andern Zeit und auf einem andern Schiffe.

Ob er gleich wegen der Entfernung seines Kerkers von dem ihrigen nur selten die Erlaubniß erhielt, sein Kind zu sehen, so äusserte er doch eine ausserordentliche Zärtlichkeit gegen dasselbe, welches der Mutter, die er heirathen zu dürfen sehnlichst wünschte, zu einem besondern Troste gereichte. An dem zur Abreise desjenigen Transportes, unter welchem die Mutter sich befand, bestimmten Tage, kam der Unglückliche, und bat auf's flehentlichste um die Erlaubniß, Mutter und Kind begleiten zu dürfen. Der menschenfreundliche Gefängniß-Aufseher — sein Name ist Simpson — that auch alles mögliche, um ihm dieselbe zu bewirken; jedoch ohne Erfolg. Im Gegentheile sollte die Mutter noch einen neuen empfindlicheren Schmerz leiden. Als nämlich die Verurtheilten zu Plymouth auf das Arrest-Schiff gebracht wurden, so schlug der Schiffskapitän der Mutter rund ab, ihr Kind mit an Bord zu nehmen, weil er dazu keinen Befehl hätte. Simpson machte ihm zwar hierüber die dringendsten Vorstellungen; aber weder diese, noch der Anblick der Mutter, die aus Verzweiflung in krampfhafte Zuckungen gerieth, konnten den Hartherzigen bewegen, das Kind nur so lange anzunehmen, bis man die Erlaubniß des Ministers hiezu eingeholt hätte; Simpson sah sich daher genöthiget, das Kind zurückzunehmen. Die Verzweiflung des Weibes bey der Unmenschlichkeit des Kapitäns, und der Anblick des hülflosen Säuglinges, wirkten dergestalt auf das gute Herz des Kerkermeisters, daß er auf der Stelle beschloß, Alles anzuwenden, um der Mutter das Kind wieder zu verschaffen. Er setzte sich sogleich auf die nach London fahrende Postkutsche, um bey dem Minister persönlich seine Bitte vorzubringen, wobey er denn das Kind unterwegs beständig auf dem Schooße hielt, und mit einer Sorgfalt nährte und reinigte, wie wenn er selbst Vater des Kindes gewesen wäre. — Bey seiner Ankunft in London übergab er das Kind einer braven Frau, und eilte hierauf nach dem Pallaste des Ministers. Allein weder dessen

Secretair noch der Minister selbst wollten ihn vor sich kommen lassen; im Gegentheile wurde er von den Bedienten desselben hart darüber zur Rede gestellt, daß er, als ein gemeiner Kerkermeister verlange, den Lord zu sprechen. Jedoch dieß Alles irrte ihn nicht. Wahre Menschenliebe, welche Schutz für die Menschheit sucht, handelt unter dem Einflusse eines höhern Wesens, und geht den Gang fort, ohne sich durch Menschenfurcht aufhalten zu lassen. Er wagte das Aeusserste, drang muthig durch einige Zimmer durch, und fand endlich einen Secretär des Ministers. Diesem erzählte er sein Anliegen mit wenigen Worten und fand Gehör; denn dieser versprach ihm, dem Minister seine Bitte vorzutragen, auch schon vorläufig den Befehl zur Annahme des Kindes auszufertigen; dieß letztere würde aber erst in einigen Tagen geschehen können. Simpson freute sich zwar herzlich über die Güte des Secretärs, aber er wünschte noch früher Hülfe zu schaffen. Glücklicherweise wurde auch dieser Wunsch des Edlen erfüllt; denn kaum hatte er des Secretärs Zimmer verlassen, als er den Minister (Lord Sidney) auf der Treppe von Ferne kommen sah. „Gnädiger Herr!“ — rief er ihm entgegen, und faltete die Hände — „gnädiger Herr, nicht für mich, sondern für eine schuldlose Waise will ich eine Bitte wagen.“ Anfänglich sah ihn der Lord zornig an, und wollte forteilen; aber der rührende Ton, in welchem Simpson sprach, fesselte ihn noch einen Augenblick. Kurz und mit Wärme schilderte der Menschenfreund das Unglück der Mutter und des Kindes. Der Minister wurde tief gerührt, fertigte auf der Stelle den Befehl aus, daß das Kind zur Mutter gebracht werden solle, und lobte den Simpson wegen seiner Menschenliebe. Dadurch ermuntert, wagte dieser sogar auch eine Bitte für den getrennten Vater zu thun, die ihm auch sogleich gewährt wurde. Der Minister ertheilte den Befehl, daß dieser ohne Verzug auf das nehmliche Schiff gebracht werden solle, um Mutter und Kind nach Botanybay zu beglei-

ten, und fügte noch hinzu, daß sie beyde kopulirt werden sollten, wobey er die Kosten davon selbst zu bezahlen versprach. — Voll des seligsten Wonnegefühls, daß Gott sein Unternehmen so herrlich gesegnet habe, lief der Kerkermeister zu der Frau, welcher er den Säugling empfohlen hatte, bat sie, ihn noch ferner zu pflegen, bezahlte Alles mit Freuden, und eilte wie auf Flügeln nach Norwich. Sogleich überraschte er den bewußten Gefangenen mit seiner angenehmen Botschaft, nahm ihn mit nach London, um den kleinen Kostgänger daselbst abzuholen, und eilte mit Vater und Kind nach Plymouth, um selbst ein Augenzeuge dieser anfangs so tragischen, nun in die höchste Freude verwandelten Scene zu werden. Er ward es, und hatte die Zufriedenheit, zwey mit der Verzweiflung ringende Menschen über alle ihre Erwartung glücklich gemacht zu haben.

223.

Verlassen von aller Hülfe, durchwachte ein Preußischer Soldat (sein Name ist Eckert) die lange Nacht, nach dem traurigen Tage, an welchem die blutige Schlacht bey Auerstädt vorfiel. Eine Kugel hatte ihm das rechte Bein zerschmettert, und die unsäglichen Schmerzen warfen ihn in einer abgelegenen Gegend, am Fuße eines Hügels nieder. Kaum vermochte er noch das aus der Wunde fließende Blut zu stillen; doch der Gedanke an sein junges Weib, und die mögliche Rettung, hieß ihn noch alle seine übrigen Kräfte anstrengen. Vergebens! — Schon waren mehrere Stunden verflossen, und noch hatte er kein lebendes Wesen gesehen; der letzte Funke von Lebens-Lust erlosch in seiner Brust, als er auf einmal aus der Ferne einen Französischen Soldaten auf sich zueilen, und mit dessen Annäherung zu ihm das Ende seiner Leiden sah. Der Franzose war jetzt bey ihm. Er sah den kläglichen Zustand seines sterbenden feindlichen Bruders, sah, daß er ihn retten konnte. Von Mitleid durchdrungen, warf er sich neben ihm nieder, hols

te eine Flasche mit Branntwein aus der Tasche, und verband mit Hülfe seines eigenen Tuches die Wunde, so gut als er vermochte. Er sprach zwar nur wenig Deutsch, aber es fehlte ihm nicht an tröstenden Worten, und auch bey dem Verwundeten erwachte mit seiner verbesserten Lage die Lust zum Leben wieder. Sein Wohlthäter verließ ihn gestärkt, mit der Versicherung, daß er aus dem nächsten Dorfe einen Wagen für ihn holen wolle. Der Preuße weinte Freudenthränen; die mehr als großmüthige Behandlung von einem Fremden, aus einer mit seinem König gerade in Feindschaft begriffenen Nation wirkte eine Ueberraschung, die ihm im Innersten wohl that, „Was kann ich von meinen Freunden erwarten“ — sagte er zu sich selbst — „wenn schon meine Feinde mich so gut behandeln! Ja, so lange wir Menschen finden, finden wir auch wirklich menschlich-Gesinnte.“ — Solche und ähnliche Bilder einer bessern Zukunft beschäftigten seine Phantasie, als er hinter sich Fußtritte vernahm; er glaubte seinen Retter schon wieder zu sehen, und bog sich lächelnd nach ihm hin. — Es war ein Soldat vom Reg. B. — „Hast du Geld?“ — schrie dieser rohe Krieger, und zuckte sein Mordgewehr. — „Nichts als mein Leben“ — entgegnete der Preuße. — Mit wilder Gebärde fieng jetzt der Unmensch an, dessen Taschen zu durchsuchen; und da er auf der einen Seite nichts von Bedeutung fand, so stieß er ihn unbarmherzig mit dem Fuße auf die andere Seite, wo er nur wenige Groschen erbeutete, — und dann fluchend den unglücklichen Menschen verließ, dessen Schmerzen er durch seine schändliche Behandlung sehr vergrößert hatte. Als der gefühlvolle Franzose zurückkam, sah er schon an den schmerzlichen Gesichtszügen seines Freundes, daß hier etwas vorgefallen seye; er fragte nach der Ursache seiner verschlimmerten Lage, und traurig zeigte der Preuße nach dem, in der Ferne kaum noch sichtbaren Soldaten. „Er hat mich geplündert, mit Füßen getreten,“ — sprach er, und Thränen des Schmerzens benetzten seine bleichen

Wangen. Von edlem Zorne ergriffen, zog der Franzose den Degen, die Schandthat zu rächen, schon wollte er ihm nacheilen; aber jener verschwand hinter einem Berge, und die Bitten seines leidenden Freundes bewogen ihn zu bleiben. Nachdem er ihm seine vorige sanftere Lage wieder gegeben hatte, machte er ihm begreiflich, daß es ihm unmöglich gewesen seye, in dem nächsten ganz ausgeplünderten Dorfe einen Wagen aufzutreiben. — Nun wollte der unermüdet besorgte Soldat nach einem andern Dorfe gehen, und versprach Alles anzuwenden, um sobald als möglich mit Pferd und Wagen wieder bey ihm zu seyn. Wehmüthig sah ihm der Preuße nach; der Gedanke an einen zweyten Ueberfall machte ihn zittern. — Ach! aber er dachte nicht, daß er den Retter seines Lebens zum letztenmale gesehen hatte. Schon fieng es an dunkel zu werden. — Der wahrscheinlich in feindliche Hände gerathene Franzose kam nicht wieder. Von Hunger gequält, raffte sich endlich der Unglückliche auf, und schleppte sich mühsam nach dem nahen, einsamen Dorfe hin, wo er auch wirklich nach einigen Stunden kriechend ankam; hier theilten die Leute das Wenige, was sie noch hatten, brüderlich mit ihm, und förderten ihn nach einigen Tagen in das nächste Hospital, welches er, nach zwey harten Monaten, freylich auf immer verstümmelt, wieder verließ.

224.

Johann Caspar Lavater, Pfarrer in Zürich — einer der edelsten Menschen und Christen, der den hohen Werth der Gottes- und Menschen-Liebe nicht nur Andern mit inniger Wärme anpries, sondern auch seine Ueberzeugung hievon durch sein schönes, thatenreiches Leben selbst verkündigte, — gab nur wenige Tage vor seinem — am 2. Januar 1801. erfolgten Ende, einen rührend schönen Beweis dieser vortrefflichen Gesinnung. Auf seinem äusserst schmerzlichen Krankenlager hatte er vernommen, daß die Gattin seines Bruders todtkrank

liege. Noch hatte er an diesem Tage nicht gewagt, von seinem Lager sich zu erheben; indeß waren seine Umstände doch so weit leidlich, daß seine Frau es wagen durfte, die sterbende Schwägerin zu besuchen. Jetzt fühlte er auf einmal, im Andenken, wie herzlich diese ihn liebte, einen ausserordentlichen Trieb, sie, die Todkranke, noch einmal zu sehen, stand — sich selbst ganz vergessend, wenn er Jemand Gutes thun, oder Freundschaft erweisen zu können glaubte, — ungeachtet des dringendsten Rathes der Seinigen, sich doch zu schonen, mit unbegreiflicher Anstrenguug seiner Kräfte, allein aus seinem Bette auf, zog sich mit weniger Hülfe selbst an, und ließ sich in einer Sänfte hintragen. Kaum daselbst angekommen, fällt er einigemal in Ohnmacht; doch erholt er sich bis auf den Grad, daß er neben die Sterbende hingesetzt werden, und noch einige Worte sprechen konnte. „Da sitzen wir — beyde, sterbend, neben einander, — aber die Liebe stirbt nicht, und nicht der Dank, den ich dir, du theure, treue Schwester, schuldig bin; Gott wird dir bald die Liebe alle lohnen, die deine Schwester-Treue mir erwies!“ Er sprach's, und sank dann in matten Schlummer und ohnmächtiges Schmerzgefühl hin, indem er sein Haupt auf seinen Tochtermann Geßner anlehnte. Nach wenigen Minuten erwachte er wieder aus seinem Schlummer, bey dem es offenbar war, nicht der Geist, nur die Werkzeuge der äussern Sinne im Körper seyen so sehr geschwächt. Nun fuhr er wieder fort: „O es muß gewiß eine große Freude seyn, wenn sie wieder so einen dem Gestade nahen sehen. Auch der geht nicht verloren! gerettet aus dem Schiffbruche des irdischen Lebens ist er bald da. Bald ruft er: Land! Land!“ Kaum konnte er sich halten, in seinen Schmerzen laut aufzuschreyen, und doch hielt er sich, um die Sterbende zu schonen — und sank dann selbst wieder in Schlummer, aus dem er höchst ermüdet erwachte, und mit dem Worte des Abschiedes: „Jesus Christus, der unerforschliche Erbarmer sey mit dir und deinem Geiste, ihn zu erlösen!“ sich von ihr wegtragen ließ.

225.

Als im siebenjährigen Kriege die Russen nach Preußen kamen, und auch einen großen Theil der Provinz Litthauen verheerten, wurden vielen Aeltern ihre kleinen und größeren Kinder von den Feinden geraubt, nach Kurland, Polen und Liefland weggeführt, und daselbst verkauft. Einem Bauer, Namens Bohrmann, aus dem Dorfe Bitthenen unweit Ragnit, waren auf diese Weise auch zwey Kinder weggekommen. Die väterliche Liebe trieb ihn an, mit Lebens-Gefahr durch die feindlichen Armeen zu gehen, und seine Kinder in Kurland zu suchen, wohin, wie er gehört hatte, viele solcher Kinder verhandelt worden seyen. Auf dieser Reise traf er mit einem Präcentor (Cantor), aus dem Dorfe Kinten am Kurischen Hoff, der ein eben so unglücklicher Vater wie er war, und in gleicher Absicht reisete, zusammen. Ihr gleiches trauriges Schicksal machte sie bald zu Freunden, und munterte sie noch mehr auf, in ihrem Vorhaben den Muth nicht sinken zu lassen. Sie kamen von einem Edel-Hofe zum andern, fanden aber nicht, was sie suchten. Endlich erfuhren sie glücklicherweise, daß auf Rossau, einem dem Herrn von Mirbach gehörigen Gute, sich viele von den Russen verkauften Kinder befänden. Dieser hatte nehmlich viele solcher unglücklicher Kinder aufgekauft, in der edeln Absicht, um sie entweder ihren Aeltern, wenn sie sich meldeten oder ausgemittelt werden könnten, wieder zu geben, oder sie zu guten und nützlichen Menschen erziehen zu lassen. Schon pochte das Herz der Reisenden vor Freuden, ihre geliebten Kleinen daselbst wieder zu sehen. Als nun die Reisenden zu Herrn v. Mirbach kamen, wurden sie von ihm mit Freundlichkeit aufgenommen, und sie fanden jetzt bestätigt, was sie Gutes von diesem Manne gehört hatten. Kaum konnten sie die Zeit erwarten, da er sie in das Zimmer führen würde, wo die Kinder waren. Jetzt öffnete er ihnen ein geräumiges

Zimmer. — Welch' ein Anblick! Fünfzehn ihren Aeltern entrissene junge Knaben und Mädchen von 4 bis 11 Jahren waren da beysammen, und wurden von einer zu ihrer Bedienung angestellten Weibsperson gereinigt und gepflegt. Jedes Kind hatte eine besondere Schlafstelle, und da einige derselben durch die üble Behandlung, die sie auf der Reise bey'm Fortschleppen erfahren hatten, gefährlich krank geworden waren, oder die Füße erfroren hatten, so ließ der menschenfreundliche Gutsbesitzer denselben dienliche Arzneymittel reichen. Mit schnell umherlaufenden Blicken suchten die Väter den Haufen der Kleinen durch; doch nur einer, der Cantor von Kinten, war so glücklich, seine sechsjährige Tochter zu finden; aber ihre Füße waren bis an die Kniee erfroren gewesen, und fiengen erst an zu heilen. Gleichwohl war die Freude des Vaters eben so groß, als die Betrübniß seines Reisegefährten, der keines von seinen beyden verlornen Kindern fand. Doch bald war das frohe Entzücken des Cantors durch den Gedanken unterbrochen, wie er als ein geplünderter Mann nun seine Tochter auslösen wolle, da der gnädige Herr 500 Rubel (1200 Gulden) für diese Kinder gegeben habe. Wie niederschlagend war daher für ihn die Frage des Herrn von Mirbach, als er ihm den Wunsch, seine Tochter mitnehmen zu dürfen, äußerte: „Wie viel wirst du mir für deine Tochter geben? wie viel Geld hast du?" — „Herr! ich habe nur 2 Rubel" — antwortete der Cantor — „die ich von edlen Menschenfreunden unterwegs geschenkt erhalten habe, und diese will ich Ihnen geben." — „Zeige mir dein Geld" — sagte hierauf Hr. v. Mirbach. — Der Cantor zog seine 2 Rubel hervor, und legte sie auf den Tisch. — „Wovon willst du denn leben, wenn ich dir dieses Geld nehme? du mußt ja vor Hunger umkommen! — da nimm dieß dazu" — mit diesen Worten reichte ihm v. Mirbach 10 Rubel (24 Gulden) aus der Tasche — „und kaufe Brod für dich und deine Tochter! Jedoch wie willst du sie nun fortbringen?"

— „Ich habe ein Pferd, das im Hofe unten steht, auf dieses will ich sie setzen, und mit ihr zu ihrer weinenden Mutter eilen.“ — „Armer Mann!“ — erwiederte ihm Hr. von Mirbach — „deine Tochter ist ja gefährlich krank; nimmst du sie auf's Pferd, so läufst du Gefahr, bey dieser Kälte sie todt nach Hause zu bringen. Hinten in meinem Hofe stehet eine kleine russische Kalesche, gehe hin, und spanne dein Pferd davor, und führe dein Kind nach Hause.“ Hierauf ließ er ihm noch einige Stücke Bett reichen, um das Kind einzuwickeln, und so fuhr der Cantor ab. Den guten Bohrmann behielt der edle Mirbach noch drey Tage bey sich, unterhielt sich mit ihm in freundschaftlichen Gesprächen, sprach ihm Trost zu, und ließ ihn so von sich, zwar von seinem Kummer über den Verlust seiner beyden Kinder nicht geheilt, doch merklich erleichtert durch das liebevolle Betragen dieses Menschenfreundes.

226.

In dem Dorfe Aignan (Aehnian), unweit Rouen (Ruahn), starb im Winter 1782. die Frau eines armen Tagelöhners, und hinterließ ihm fünf kleine unerzogene Kinder. Ein sechsjähriges Mädchen, die Nachbars-Tochter des Tagelöhners, sprach bey dieser Gelegenheit zu ihren Eltern: „Ach, welch' ein Unglück, daß der Nachbar seine Frau verloren hat! Was will nun der arme Mann mit diesen fünf kleinen Kindern machen? O Vater, wenn ihr mir einen Gefallen thun wolltet! Ich liebe Euch herzlich — und auch Euch, liebe Mutter, aber ich würde Euch noch mehr lieben; — seht, wir haben da zwey Katzen und einen Hund — wenn Ihr diese verkaufen wolltet, daß wir dem guten armen Nachbar helfen könnten! Wir würden dabey nichts verlieren, — sehet, da nehmen wir die kleine Julie (so hieß das fünfte Kind des Wittwers) in unser Haus. Ich habe mir auch 3 Sols [Suh] (4 Kreutzer) zusammengespart, die will ich Euch geben, und für die kleine Julie will

ich recht sorgen; wenn die Mutter in die Stadt geht, Milch zu verkaufen, dann will ich sie die ganze Zeit auf meinen Schooß setzen und hüten; — und es soll ihr nichts geschehen." —

227.

Vincent de Paula, ein Geistlicher, der im 17ten Jahrhundert in Frankreich lebte, war ein Mann, der, ungeachtet er kein Vermögen besaß und kein öffentliches Amt bekleidete, seine höchste Glückseligkeit und Freude im Wohlthun und in Erweisung edler Menschenliebe suchte, und dem sein Vaterland mehrere Wohlthätigkeits-Anstalten verdankt, die lange Zeit zur Erleichterung der leidenden Menschheit dienten, und zum Theil noch jetzt fortdauern. Er suchte die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man sonst nur den Glücklichen entgegeneilt; that aber sein Gutes größtentheils im Stillen, nur Gott und den Unglücklichen selbst bekannt, denen er half, ohne Dank oder Ruhm vor der Welt zu erwarten. Einst kam er auf einer der vielen Reisen, die er in dieser wohlthätigen Absicht machte, nach Marseille; sein erstes Geschäft daselbst war, den Ort zu besuchen, der dem Mitleiden und der Erbarmung ein so weites Feld öffnet. Es sind ja auf den Galeeren so viele, die, wenn sie auch größtentheils ihr hartes Schicksal verschuldet haben, immer noch Mitleiden und Erbarmen verdienen. Ein junger Mensch von 26 Jahren, der sich durch seine sanfte und rührende Gesichtsbildung von den übrigen Galeerensklaven gar sehr unterschied, fällt dem Reisenden auf. — „Mein Freund, du weinest?" — so redete er ihn mit einem Tone an, der das Gepräge des innigsten Mitleids hatte. — „Bist du einiger Hülfe bedürftig? Ich kann dir zwar, leider, nur wenig anbieten, aber dieß wenige ist völlig dein." — „Ach mein Herr, ich flehe nicht um Geld;" — antwortete dieser, — „ich habe genug, um mein jammervolles Leben durchzubringen. O! nicht mein Unterhalt, der kostet ja so

wenig; — liegt mir am Herzen!" — Hier strömten seine Thränen häufiger. — „Sollte es nicht möglich seyn, dich zu trösten, dein Elend zu erleichtern?" O, mein Herr, Sie lindern es bereits durch Ihre Theilnahme an meinem Schicksale. Sie sind der erste, der sich um meinen Jammer bekümmert; Gottes Lohn werde Ihnen dafür!" — „Mein Freund, vielleicht finde ich Mittel, deinen Kummer zu mildern!" — „Das Mitleid, welches Sie gegen mich äussern, verdient mein ganzes Zutrauen, hören Sie mich an, Sie sollen Alles wissen, mein Herr! Ich bin der Sohn eines Pächters aus H***, eines braven rechtschaffenen Mannes, der mir lauter gute Lehren und Beyspiele gegeben hat. Aber liederliche Kameraden, die sich wenig um die Ehrlichkeit bekümmerten, verführten mich, so daß ich auf allerhand Abwege gerieth. Einst giengen wir auf die Jagd in dem Gebiete eines Herrn, der in unserer Nachbarschaft wohnt; und da die Leute dieses Herrn uns das verwehren wollten, mißhandelten wir sie so sehr, daß einer von ihnen dem Tode nahe war. Die Justiz bemächtigte sich meiner, man warf mich ins Gefängniß, und ich wurde nach dem Verhöre zu 6jähriger Galeeren-Arbeit verurtheilt. Vier Jahre schon erdulde ich diese entehrende Strafe. Ich bin auch an dem Unglücke meiner Familie schuld; meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er diese Nachricht erhielt, und unser weniges Vermögen gieng über meinem Prozesse zu Grunde; aber was meine Verzweiflung aufs höchste treibt, ist, daß ich in diesem Augenblicke erfahre, daß mein Weib und meine drey Kinder vor Gram und Elend umkommen, weil meine Arme ihnen fehlen, ihnen Lebens-Unterhalt zu verschaffen. O! wie wollte ich arbeiten, wenn ich bey ihnen wäre! Nun müssen sie Hunger sterben!" — Sein Schluchzen erstickte seine Stimme. — „Du hast gefehlt, — sagte ihm Vincent tief gerührt, aber du bist wahrlich unglücklich genug. Jetzt ist der Augenblick nicht da, dir deinen Fehler vorzuhalten; ich will glauben, daß du ihn bereuest.

Laß uns also lieber von deiner gegenwärtigen Lage reden; sie durchschneidet mir das Herz. Hast du mir nicht gesagt, du müssest noch 2 Jahre lang deine Strafe aushalten?“ — Ja, mein Herr, noch zwey Jahre, noch zwey Jahrhunderte von Qualen; o, ich werde ihr Ende nicht erleben! Mein armes Weib! Meine armen Kinder! Was wird aus ihnen werden? — „Sage mir,“ — fragte ihn jetzt Vincent, — „wenn sich Jemand anböte, in deine Stelle zu treten; wenn er deine Ketten sich anschmieden lassen wollte, würde man dir die Freyheit schenken?“ Auf der Stelle, mein Herr! aber, wo ist auf der Erde der Mensch, der sich ohne Schuld einem solchen Elende und einer solchen Schande preisgeben wollte? . . . . Alle Schätze der Welt . . . — Der Reisende läßt ihn nicht ausreden — er eilt zu dem Offizier, dem die Aufsicht über die Galeeren-Sklaven anvertraut ist, und spricht: „Mein Herr! lassen Sie diesen jungen Mann frey, lassen Sie ihm seine Ketten abnehmen und mir anlegen; hier sind meine Hände, meine Füße, ich will sie tragen, und die zwey Jahre lang seine Strafe für ihn aushalten.“ — Der Officier erstaunte, und machte ihm einige Einwendungen; aber der Geistliche antwortete: „Ich weiß Alles, mein Herr! Zwar muß ich mich in den Augen der Menschen beschimpfen lassen. Aber der im Himmel lebet, bestimmt die wahre Ehre. Sein Urtheil, und das Urtheil meines Herzens wird für mich sprechen. Mein Entschluß ist gefaßt. Dieser junge Mann ist seinem Weibe und seinen Kindern nöthig, und zwey Jahre sind bald verflossen.“ — Der Offizier bewilligt ihm seine Bitten. Dem Geistlichen werden die Fesseln angelegt, und der junge Galeeren-Sklave wird frey. Ganz ausser sich, vor Freude und Rührung, fällt dieser seinem Wohlthäter zu Füßen, küßt sie, und benetzet sie mit seinen Thränen. — „Nein, mein Herr, nein! So groß auch mein Verlangen ist, meiner Familie wieder geschenkt zu werden, so soll es dennoch auf diese Bedingung nicht geschehen.“ — Der

Edle ließ ihm, ohne ihn anzuhören, die Kette abnehmen, und legte sie sich selbst an. „Geh, mein Freund! ich werde glücklicher seyn, als du; ich versichere dich: diese Ketten werden mir leicht scheinen." Aber mein Herr, was kann Sie dazu vermögen?" — „Natur und Religion. Noch einmal, eile, daß du wieder zu deinem Weibe und zu deinen Kindern kommst, um ihr Leben zu retten!" Dieser unnachahmliche Menschenfreund blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, verbarg sich, soviel er konnte, vor den Augen der Neugierigen, die ihn sehen wollten, brachte den Tag mit Erfüllung seiner mühseligen Verrichtungen zu, war der Lehrer des Mitleids, der Selbstverläugnung, der Wohlthätigkeit, der Trost, die Stütze, der Vater der Galeeren-Sklaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück.

228.

Im Sommer 1784. fuhr der Knecht eines reichen Pächters mit leerem Wagen von Paris nach Hause zurück. Am Thore der Stadt wartete ein ziemlich wohlgekleideter Mann auf ihn, der ihn bat, ein Kästchen an seinen Herrn mitzunehmen, das er jedoch ganz langsam fahren müsse, weil zerbrechliche Waare darin befindlich seye. Der Knecht nahm es mit, und übergab es bey seiner Ankunft seinem Herrn. Der Pächter begierig zu wissen, was in demselben enthalten seye, öffnete es ohne Verzug. Aber, wie erschrack er, als er in demselben ein schlafendes Kind erblickte! — „Ich sollte noch fremde, uneheliche Kinder ernähren? Nein! Martin, tragt Ihr es wieder hin, wo man es euch gab, ich nehme es nicht!" so sprach der Pächter voll Unwillens, daß Martin (so hieß der Knecht) wegen des Kästchens so langsam gefahren war. — „Nun" — sprach Martin — „so nehme ich es an; das unschuldige Kind darf man doch nicht umkommen lassen; wer weiß, was aus dem Bürschgen noch werden kann! und werde ich auch nicht dafür

belohnt, was schadet's! Wo meine vier Kinder essen, da mag das fünfte auch noch dabey seyn." — Mit diesen Worten trug er das Kästchen ohne Widerwillen zu seiner Frau, und gab ihr auf, daß sie des Kindes pflegen solle. — „Ich will's genre thun; aber wenn es nun nicht zureicht?" fragte die Frau. — „Gott wird schon helfen" — sagte der Mann — „ich muß künftig mehr arbeiten: laß es nur gut seyn;" und damit gieng er wieder an seine Arbeit. Als er Abends nach Hause kam, und es eben an Holz fehlte, um Suppe kochen zu können, kam er auf den Gedanken, das Kästchen zu zerschlagen, das ihm weiter zu nichts nützlich zu seyn schien, packte hierauf die Betten und das Stroh aus, und warf es auf den Boden hin. — „Halt, Frau, das klingt ja wie Geld!" — Sie suchten, und fanden ein Papier mit fünfzig Stück Louisd'or. „Ey" — sagte der Knecht, nun können wir das Kind wohl nicht behalten, da so vieles Geld dabey ist. — Geschriebenes konnte weder er noch die Frau lesen, und gleichwohl war er begierig zu wissen, was auf dem Papier stehe. „Geh' zum Pfarrer" — sagte die Frau — „er ist ja ein so guter Mann, der wird dir sagen, was darauf stehet." Martin gieng hin, und staunte, als er den Pfarrer lesen hörte: „Die Aeltern dieses Knaben bitten den Pächter, daß er für die Erziehung desselben alle mögliche Sorgfalt trage; sie dürfen zwar, durch Umstände gedrungen, sich jetzt nicht als die Aeltern des Kindes bekannt machen: dessen ungeachtet wollen sie keine Kosten scheuen, damit demselben nichts abgehe, sie legen hier fünfzig Louisd'or bey, und versprechen heilig und theuer, daß alljährlich eben so viel überschickt werden sollen. Sie setzen in die Rechtschaffenheit des Pächters kein Mißtrauen." — Als der Pächter die Sache erfuhr, forderte er das Kind mit dem Gelde von seinem Knechte zurück. Martin aber, auf Belehrung des Pfarrers, verweigerte die Zurückgabe, und die Sache kam endlich vor das Parlament, von welchem der Pächter des Zu-

trauens für unwürdig erklärt wurde, das die Aeltern des Kindes in ihn gesetzt hatten.

228 a.

Ein Würtembergischer Jäger, war in der Schlacht bey Borodino, bey einem heftigen Kosaken-Anfall versprengt worden, ohne daß er zu den Seinigen wieder kommen konnte. Er gerieth in waldige Moräste, und irrte mehrere Tage darin umher, ohne einen Ausweg zu entdecken. Bereits war sein geringer Brod-Vorrath aufgezehrt, und der Hunger und die kalten Nächte hatten ihn fast ganz entkräftet. Bereits hatte er die Hoffnung zur Rettung aufgegeben, als er bey dem mühsamen Durcharbeiten durch den dicken Wald endlich einen Fußsteig entdeckte, den er sogleich einschlug, und bald sahe, daß das Dickicht lichter wurde. Er gelangte glücklich auf eine Ebene, in der er in der Ferne ein ansehnliches Gebäude erblickte, welches er für ein Schloß hielt. Er wanderte sogleich darauf los, weil er wenigstens dort ein Obdach zu finden hoffte. Eine steinerne Treppe führte zu dem Eingang. Ein unbeschreiblicher Schrecken fuhr ihm durch alle Glieder, als er hier zwey Pferde angebunden fand, welche durch die darauf befestigten Picken deutlich genug die in der Nähe befindlichen Kosaken anzeigten. Der Jäger floh eiligst davon, um auf's neue eine Freystätte in dem unwirthbaren Walde zu suchen. Dazu war es aber leider zu spät. Die Kosaken hatten ihn sogleich in der Stube durch's Fenster bemerkt, und stürzten blitzschnell nach ihren Pferden. Er war kaum einige hundert Schritte entfernt, als sie ihn einholten, und ihm sogleich umzukehren befahlen. Sie brachten ihn in's Schloß, und sahen aus seinem ganzen Aufzuge, daß sie statt eines Feindes einen armen hülflosen Fremdling gefangen genommen hatten; das drang den braven Kosacken durch's Herz, und sie nahmen sich seiner auf's menschenfreundlichste an. Es wurde sogleich für Speise und Trank gesorgt, wodurch der ar-

me Jäger sehr gestärkt wurde, der aber auch bald, — da er der Ruhe so lange entbehrt hatte, — in einen tiefen Schlaf fiel. Als er wieder erwachte, war Niemand zugegen als die Bewohner des Hauses. Die Kosacken waren schon vor mehreren Stunden in aller Stille davon geritten. Er fand neben seinem Tornister ein paar weite mit Stroh gefütterte Stiefeln, und in denselben 19 Silber-Rubel, die ihm die edelmüthigen Krieger als Zehrpfennig, in Leinwand gewickelt, hineingesteckt hatten.

228 b.

Der Pfarrer Glaser in Nohra, einem Dorfe an der Landstraße zwischen Erfurt und Weimar, hatte während des Rückzuges der Franzosen im Oktober 1813. seinen Vorrath an Lebensmitteln, seine Betten, Geld und Kleidungsstücke, durch Plünderung verloren, und sah sich endlich genöthigt, um Mißhandlungen von Seiten der wilden ausgehungerten Flüchtlinge zu entgehen, mit seiner Gattin und sechs kleinen Kindern seine Wohnung zu verlassen. Die den Feind verfolgenden Preußen und Russen fanden in dem verlaßnen Pfarrhause für sich keine Nahrungsmittel mehr, aber zur Fütterung ihrer ermatteten Pferde bedienten sie sich des in der Scheuer noch übrigen Getraides. Nachdem es wieder ruhiger geworden war, kehrte der Pfr. Glaser, halb nackend und ausgezogen, ohne Frau und Kinder, in seine verwüstete Wohnung zurück, ward aber krank, und starb nach wenigen Tagen, ohne Wartung und Pflege, am Nervenfieber. Der Verlust ihres Versorgers setzte die verwaiste Gattin mit ihren 6 unerzogenen Kindern in eine höchst traurige Lage, in der sie menschlichen Trostes und menschlicher Hülfe wohl bedurfte. Da erhielt sie von einem edeln Preußen nachstehenden Brief mit sechs Thalern, und dankbar nahm sie die Worte des Trostes und das Geld an: denn beydes reichte ihr die ungeheuchelte Tugend eines wahrhaft-wohlthuenden Mannes. Der Brief folgt hier nach dem Original abgedruckt.

„Würdige, unglückliche Frau! Vergönnen Sie einem Jünglinge, an dem tiefen Schmerze der besten, und doch so unglücklichen Mutter den innigsten Antheil nehmen zu dürfen. Wahrlich, edle Frau, Ihre Lage ist schrecklich und hart; sehr hart prüft Sie das Schicksal! Wir schwachen Sterblichen vermögen ja nicht hindurch zu blicken durch den dichten Schleyer, den die Vorsehung vor ihre Werke zog, um sagen zu können: darum muß der Tugendhafte so oft unglücklich seyn. Auch ich habe eine Mutter gut, edel und tugendhaft, und dennoch kann Niemand mit größeren körperlichen Leiden heimgesucht werden als gerade sie, die Gute; aber Vertrauen auf Gott, Hingebung in den Willen der Vorsehung, und das Bewußtseyn, den Pfad der Tugend gewandelt zu seyn, das — lehrte sie ihre Kinder — sey das einzige Mittel, die Leiden dieser kummervollen Welt zu überwinden. „Bey Gott! sie hat Recht!" Das rufe ich in meinem 20sten Jahre aus, und auch Sie, unglückliche Mutter, werden in diesen Worten Trost und Linderung Ihrer Leiden finden. An Ihrem Ruine habe ich auch arbeiten helfen. Wir standen im Bivouac bey Nohra, uud nach jetzigem Kriegs-Gebrauche mußten wir unsere Bedürfnisse an Fourrage und Stroh von dem Eigenthum der unglücklichen Einwohner befriedigen. Es ist ein abscheuliches Recht des Krieges, aber man gibt uns nichts, und so müssen wir nehmen. Um aber einigermaßen wieder gut zu machen, was ich hier verdarb, wage ich es, Ihnen, gute Frau, der unglücklichsten von allen Einwohnern Ihres Dorfes, eine kleine Entschädigung anzubieten. Für Ihren Verlust ist sie so unbedeutend, daß sie wie nichts verschwindet; sehen Sie aber auf das Herz des Gebers, so werden Sie die Gabe gewiß nicht verschmähen. Ueberdieß tilge ich ja eine alte Schuld, und darf daher nicht fürchten, Sie zu beleidigen. Nach meinem Namen forschen Sie nicht, würdige Frau! Ich bin der Sohn eines Predigers und jetzt ein Militair; übrigens aber liebe ich Sie wie eine Mutter, weil ich weiß, daß Sie unglücklich sind, und sechs unmündige Kinder haben. Doch um Eines bitte ich Sie, schließen Sie meine Mutter, deren Geburtstag ich heute feyre, mit in Ihr Gebet ein, und flehen Sie mit mir zur Vorsehung, daß ihre beyden Söhne nach errungener Freyheit und ausgekämpftem Kampfe sie wieder in ihre Arme schließen mögen. Ihnen, werthe Frau, schenke die Gottheit Kraft, die schwerste Zeit Ihres Lebens muthvoll und standhaft zu überstehen!"

228 c.

Einige Juden-Kinder in Altona wurden die Stifter einer sehr wohlthätigen Anstalt. Von ihren Aeltern gewöhnt, auch Kleinigkeiten nicht unbenützt in den Boden treten zu lassen, giengen diese Kinder umher und sammelten die Stecknadeln, die auf den Straßen und Spaziergängen verloren worden waren. Sobald sie eine Anzahl beysammen hatten, verkauften sie dieselben für einige Schillinge, und legten dieses gelöste Geld zurück, um es zur Anschaffung einiger Hemden für Nothleidende anzuwenden. Die Aeltern freuten sich über die edle Absicht der Kinder, und trugen freywillig zu dieser durch Stecknadeln-Sammlung zu Stande gekommenen kleinen Hülfs-Anstalt bey. Der Fonds ward nach und nach immer größer, und in Kurzem so ansehnlich, daß es nöthig wurde, ihn einer eigenen Rechnungs-Führung und Verwaltung zu unterwerfen. Die Theilnehmer an dieser Anstalt vereinigten sich in eine Brüderschaft unter dem menschenfreundlichen Namen: „Malbisch Arumin" (zur Bekleidung der Nackenden). Die Brüderschaft der portugiesisch-jüdischen Nation in Altona wählte drey Vorsteher dieser Anstalt aus ihrer Mitte, um dieses schöne Institut immer mehr empor zu bringen, und das edle Bemühen ist auch wirklich gelungen. Die Wohlthaten, die diese Anstalt spendet, sind zwar nur auf diejenige Unterstützung eingeschränkt, die der Name „Malbisch Arumin" mit sich bringt, nehmlich Bekleidung der Nackenden durch jährliche Vertheilung von Hemden; seit einigen Jahren sind aber schon mehrere hundert Hemden an Hülfsbedürftige ausgetheilt worden.

228 d.

In den ersten Tagen des Jahres 1810. fanden zwey Einwohner von A..... auf der Heerstraße nach Frankfurt am Mayn einen Wanderer, welcher vor Kälte erstarrt, auf einem Steinhaufen lag. Sie legten ihn auf ihren Holzschlitten, eilten nach dem nahe gelegenen Dorfe,

und wollten den Erstarrten hier in dem am Eingange des Ortes — gelegenen Bier-Hause absetzen. Allein der Wirth, welcher ihrer schon in der Ferne ansichtig war, stellte sich in die Hausthüre, und verweigerte den Eingang, indem er schrie: „bringt ihn dort hin, wo er getrunken hat!" Sein Nachbar aber, ein gutherziger Israelite, der den Lärm hörte, öffnete sogleich seine Thüre, ließ den Erstarrten in sein Bett legen, und machte Anstalt, ihn mit Kaffee zu laben, bis der Arzt, nach welchem er sogleich schickte, sich eingefunden hatte.

Dieser, der eben wegen Einimpfung der Schutzpocken in A. anwesend war, eilte herbey, und brachte es durch seine zweckmäßigen Vorkehrungen dahin, daß der Erstarrte nach Verlauf einer halben Stunde völlig belebt und gerettet war.

Edelsinn und Großmuth.

229.

Die Geschichte Franz Fleury's enthält so viele vortreffliche Beweggründe zur Tugend, und stellt so schöne Beweise auf, wie viele Belohnungen unerschütterliche Redlichkeit und eine auf ächte Religion gegründete Menschenliebe zur Folge haben, daß der Herausgeber dieser Sammlung sich das Vergnügen nicht versagen konnte, sie, besonders für seine jungen Freunde, hier ausführlicher mitzutheilen. — Fleury's Aeltern waren Landleute in einer der nördlichen Provinzen Frankreichs, starben aber beyde an einer ansteckenden Krankheit, als ihr kleiner Franz erst vier Jahre alt war. Ein alter Verwandter nahm ihn zu sich, aber auch dieser starb nach einem halben Jahre. Der kleine Junge kannte damals das Elend des Waisen-Standes und die Leiden der Armuth noch nicht. Ganz unbekümmert wegen sei-

nes künftigen Schicksals folgte er also dem Gerichtsdiener nach, der den Auftrag vom Dorf-Richter hatte, ihn, weil kein Waisenhaus da war, auf öffentliche Kosten in Pflege und Kost zu nehmen. Fleury's neuer Pflegevater war ein Mann von roher Gemüthsart und finsterem Aussehen. Kaum war der kleine Waise in sein Haus getreten, so bekam er einige Ohrfeigen, weil er sich, vom schnellen Laufen zermüdet, ohne zuvor zum Erlaubniß gebeten zu haben, niedergesetzt hatte. Das arme Kind zitterte, da es bisher noch keine solche kränkende Begegnung erlitten hatte. Ein Jahr brachte es bey diesem Unmenschen zu; und in dieser ganzen Zeit war kein Tag vergangen, da der arme Junge nicht den Eigensinn und die Härte des Gerichtsdieners hätte erfahren müssen. Einst mußte er einen Brief nach einem benachbarten Dorfe tragen. Als er unterwegs war, nöthigte ihn ein heftiges Gewitter, unter einem Baume im Walde Schutz zu suchen. In der Dunkelheit, und da er der Gegend ganz unkundig war, gerieth der Kleine von dem rechten Wege ab, und nachdem er die ganze Nacht und den folgenden Vormittag vergebens die Heerstraße gesucht hatte, kam er endlich Mittags auf einen Meyerhof, wo gerade die Leute unter einer Linde ihr Mittagsmahl einnahmen. Froh, und mit der einnehmendsten Unschuld und Zutraulichkeit eilte er auf einen der Tischgäste, der zufälligerweise der Herr des Hauses war, zu, und sagte zu ihm, indem er sein Händchen hinhielt, — „gib mir auch ein Stückchen Brod, nur ein klein Stückchen gib mir: wenn du zu meinem Vater im Himmel kommst, gibt Er es dir wieder!“ — Der Meyer, ein guter redlicher Landmann, hatte Gefühl für diese Sprache der Unschuld, nahm den Verirrten auf, und behielt ihn bey sich. Sieben Jahre hatte Fleury bey diesem guten Landmanne als Schaf-Hirtenjunge zugebracht, als einst eines Abends, da er seine kleine Heerde in die Hürden treiben wollte, ein Reisender an ihm vorbeyritt. Fleury sieht ihn reiten, und

bemerkt, daß demselben etwas Glänzendes entfällt. Schnell läuft er auf die Stelle zu, und findet eine goldene Uhr. Ein alter, lahmer Schäfer, der sich in der Gegend befand, hinkt, da er den Kleinen im Besitze eines Fundes sieht, herbey, und will Antheil an diesem glücklichen Funde haben. Fleury aber behauptete, daß die Uhr dem Fremden zugehöre. Der Schäfer faßt ihn mit der einen Hand bey seinem Hirtenkleide, und mit der andern bietet er ihm Geld dar, damit er ihm die Uhr überlasse. „Nein," — sagte Franz zu diesem — „die Uhr gehört weder mir noch dir, der Fremde muß sie wieder haben!" Unterdessen war der Reiter den beyden Schäfern aus dem Gesichte gekommen. Jetzt reißt sich Fleury von dem Schäfer los, treibt eilends seine Schafe in die Hürden, und eilt dem Fremden nach. Er läuft die Nacht hindurch, und kommt mit Tagesanbruch auf die Heerstraße, welche ihn nach einigen Stunden in eine Stadt führte. Hier sieht er vor einem Wirthshause ein gesatteltes Pferd stehen; er vermuthet, daß es dem Eigenthümer der Uhr gehöre, tritt in das Haus, und findet im untersten Zimmer einen schon ziemlich bejahrten Mann, der eben zu Pferde steigen wollte. — Es war Hr. Perdin, ein reicher Kaufmann aus Dünkirchen. — „Herr!" — sagte Fleury, der vor Anstrengung durch das Laufen nur noch keuchen konnte, — „Ihr werdet wohl gestern diese Uhr verloren haben, ich fand sie, und lief euch so lange nach, bis ich euch jetzt erreicht habe!" Der Fremde stellt sich, als ob er von nichts wisse, und sagte zu dem Kleinen: er müsse sich in seiner Person irren. „So muß ich nun den rechten Mann aufsuchen," — antwortete er hierauf, und wollte eilends hinauslaufen. Diese ausserordentliche Redlichkeit setzte den Fremden in Erstaunen. „Wer bist du, mein Sohn!" — fragte er ihn freundlich, und streichelte ihm das Kinn. — „Ich bin ein Schäfer." — „Wer ist dein Vater?" — „Er ist nun droben bey den Engeln, und meine Mutter auch." — Hast du Verwandte?" — „Ach ja, Herr." — Hier

wollte Fleury, nachdem er dem Hr. Perdin die Uhr übergeben hatte, ob er gleich ganz hungrig und erfroren war, zur Thür hinaus eilen, aber der Fremde hielt ihn. — „Laßt mich," — sagte er ängstlich — „ich habe in der Eile das arme Vieh verlassen; es ist hungrig, ich hab's noch nie hungern lassen." — Du bist vielleicht noch hungriger, guter Knabe!" — Und nun wollte ihm der Fremde etwas von dem auf dem Tische stehenden Morgen-Brode geben. Fleury benützte diesen Augenblick, und lief, ohne Belohnung zu erwarten, mit so schnellen Schritten fort, daß der Fremde, der ihm eine Strecke nachfolgte, ihn gar bald aus dem Gesichte verlor. Gegen Mittag war Fleury wieder bey seiner Schaafhürde, die er aber leer fand. In voller Angst eilte der gute Junge nach Hause. — „Herr" — rief er, indem er den Meier erblickte — „straft mich, ich war untreu! Aber es ist nicht meine Schuld; unser Schulmeister hat's zu verantworten, der hat uns Kindern so oft in der Schule gesagt: fromme Menschen müßten das Gefundene nicht behalten. Ich kann ja nichts dafür, daß der Herr so geschwind ritt. — „Das kannst du auch nicht; guter Knabe!" — Mit diesen Worten trat Hr. Perdin, der ihm nachgeritten war, in die Stube, und weil er sahe, daß der Meier einen Stock in der Hand hatte, so gieng er freundlich mit den Worten auf ihn zu: „schlagt mich, guter Vater, nicht den Knaben, denn ich habe ihn verführt!" erzählte hierauf dem Bauer die ganze Sache, und hielt so lange mit Bitten an, bis er ihm den jungen Schäfer überließ. Nachdem er diesen hatte ausruhen lassen, und den Bauer beschenkt hatte, nahm er den Knaben mit sich auf's Pferd, und brachte ihn in sein Haus. Hier ließ er den gefundenen Waisen sogleich kleiden, und hielt ihm einen eigenen Lehrer, bey welchem der brave Jüngling in kurzer Zeit in guten Sitten sowohl, als in den Kenntnissen eines Kaufmannes, bewundernswürdige Fortschritte machte. Gleich von der ersten Stunde an gewöhnte er sich an die genaueste Ord-

nung in seinen Geschäften. Er stand alle Tage, sowohl im Winter als im Sommer, um 5 Uhr auf; nachdem er sich gewaschen hatte, verrichtete er sein Gebet, las ein Stück aus der heiligen Schrift oder aus der Moral des la Placette. Hierauf machte er abwechslungsweise einen französischen oder deutschen Aufsatz, den er sich von seinem Lehrer verbessern ließ, und dann gieng er in's Comptoir (Contoar), wo er in müßigen Augenblicken in einer der besten französischen, deutschen oder englischen Schriften las. Des Abends, nachdem das Comptoir geschlossen war, übte er sich auf dem Klaviere, rechnete einige Exempel, und beschäftigte sich auf's neue mit Lesung nützlicher Bücher. Diese edeln Beschäftigungen bewahrten ihn vor so manchen Fallstricken, in welche die unerfahrne leichtsinnige Jugend, leider, so leicht geräth, insbesondere vor Verschwendung, Unkeuschheit und böser Gesellschaft; sie verschafften ihm nach und nach eine edle Charakter-Stärke, und erwarben ihm die Liebe seines Herrn. Einst war dieser nach Bordeaux (Bordoh) gereiset. Unterdessen verlangte ein unbekannter Bedienter eine Portion von einem sehr heilsamen Pulver wider den Staar, welches Hr. Perdin als ein Arkanum besaß, und Jedermann, der es verlangte, umsonst überließ. Nach einigen Tagen brachte eben dieser Bediente ein versiegeltes Papier, in welchem 200 Louisd'or für Hrn. Perdin und 50 für Fleury befindlich waren. Fleury legte zwey von seinen eignen Goldstücken in eine Lotterie, und gewann noch vor Ankunft seines Herrn das größte Loos mit 2000 Louisd'or. Kurz nach diesem glücklichen Tage kam Herr Perdin nach Hause, und fand nach seiner Ankunft 2248 Louisd'or auf seinem Tische liegen, welche ihm sein treuer Fleury sämmtlich überlieferte. Diese schöne Handlung und die während seiner Abwesenheit ungemein redlich geführte Verwaltung der Geschäfte gewannen dem Fleury das ganze Herz seines Principals. Er flog in die Arme seines Lieblinges, drückte ihn an seine Brust, schob ihm die Summe zurück, und schenkte ihm

— denn er war sehr reich, — noch eine gleiche Summe dazu; zugleich sorgte er dafür, daß Fleury sein Kapital mit gutem Vortheil in eine Bank niederlegen konnte. Statt bey diesem unvermutheten Glücke stolz, oder in seinem Fleiße nachläßig zu werden, setzte der fromme Jüngling seine bisherige Lebensart unausgesetzt fort, sorgte mit gleicher Gewissenhaftigkeit für das Interesse seines Herrn, und für die immer größere Vervollkommnung seiner eigenen Geschicklichkeit. Dieß hatte die Folge, daß ihm sein Principal das uneingeschränkteste Vertrauen schenkte, und ihm nun sein sämmtliches ansehnliches Vermögen unter die Hände gab, ohne sich je merken zu lassen, daß er Rechenschaft von ihm forderte. Dieß wußte ein junger Kaufmann, mit welchem Fleury zuweilen Geschäfte abzumachen hatte. Weil dieser junge Mensch einer Liederlichkeit wegen bankerot geworden war, so hoffte er, den Liebling des Herrn Perdin durch allerhand Künste zu seinem Vortheile einnehmen zu können. Dieser, schon als Knabe ein Muster der Redlichkeit, ließ sich durch nichts in der Welt zur Untreue verleiten, und wies seinem Verführer mit der ernsten Miene der beleidigten Rechtschaffenheit und im männlichen Tone des zürnenden Mutbigen die Thüre. Einst war Fleury des Abends ganz allein auf seinem Zimmer, und beschäftigte sich mit Lesen, als dieser junge Kaufmann schnell ins Zimmer trat, ihm ein Pistol auf die Brust setzte, und von ihm verlangte, daß er einen Wechsel von 5000 Louisd'or mit Perdins Namen unterschreiben sollte. „Schieß zu, Unglücklicher!" — schrie Fleury; — „ich fürchte den Tod nicht, wenn ich das Leben mit Schande erkaufen soll." Die Miene, mit welcher Fleury bey diesen Worten den Meuchelmörder anblickte, hatte Heldenkraft; sie war ganz der Muth eines edeln Herzens, und traf den Bösewicht — denn jeder Lasterhafte wird feig, wenn er die Tugend zur Gegnerin hat, — so glücklich, daß der Mörder das Gewehr fallen ließ, welches nun auf der Erde losgieng, und dem guten Fleury ei-

nen Streifschuß am Beine beybrachte. Kaum war der Schuß geschehen, als Herr Perdin, der unterdessen nach Hause gekommen war, und den Knall gehört hatte, in's Zimmer trat. Er erstaunte, wie er einen Fremden erblickte, der sich sogleich vor ihm niederwarf, und seine Kniee umfaßte. Fleury, den Perdins plötzliche Erscheinung ebenfalls sehr überraschte, hoffte dadurch, daß er dem Herrn Perdin sagte: der Fremde habe ein paar Pistolen verkaufen wollen, und die eine wäre, weil sie geladen gewesen, unvermuthet losgegangen, zum Besten seines Beleidigers zu wirken; und beynahe hätte Fleury's gutes Herz die Schande seines Mörders gerettet, wenn diesen nicht Hr. Perdin genau angesehen, und das Verbrechen auf seinem Gesichte gelesen hätte. Nun erzählte Fleury die ganze Sache, fiel aber zugleich seinem Principal zu Füßen, und bat ihn, dem Unglücklichen zu verzeihen. — Herr Perdin zog seine Schreibtafel aus der Tasche, und nahm einen Wechsel von 1000 Thalern heraus, den er dem Unglücklichen gab, ohne ein Wort dabey sprechen zu können, und Fleury faßte seinen Mörder mit der einen Hand bey'm Arme, mit der andern zeigte er zum Himmel: „Gehe hin, Unglücklicher," — sagte er, — „und versuche, ob du dich mit dem dort oben auch versöhnen kannst!" Diese vortreffliche Handlung Fleury's war zu groß, als daß Perdin's edles Herz sie bloß mit Wohlthätigkeit belohnen zu können glaubte. Gern hätte er die ganze Stadt herbeygerufen, um jedem Menschen zu sagen, wie glücklich er durch den Besitz des frommen Fleury seye. Allein er durfte jenen Elenden nicht unglücklich machen, und begnügte sich damit, seinen Liebling in seinem Testamente zum künftigen Besitzer aller seiner Reichthümer einzusetzen. Noch jetzt verschwieg er ihm dieß ihm zugedachte Glück; sein Geburtstag, der in einigen Monaten einfiel, sollte dem trefflichen Jünglinge diese Freude schenken, und zugleich das Fest glänzender machen. In der Zwischenzeit wollte nun Perdin, der, obgleich schon in

einem Alter von siebenzig Jahren, es doch noch immer für seine Pflicht hielt, durch beständige Thätigkeit nützlich zu seyn, eine Reise nach Lissabon machen, gieng auch wirklich dahin ab, und nahm in der freudigsten Hoffnung, daß er zeitig genug wieder zu Hause seyn würde, von seinem Lieblinge Abschied. Fleury, der es kaum erwarten konnte, seinen gütigen Herrn wieder zu sehen, eilte an dem Tage, da Perdin wieder einzutreffen gehofft hatte, nach dem Hafen bey Wadyk. Allein er mußte dießmal traurig wieder nach Hause gehen, und diesen Gang hatte er, unter wechselseitigen süßen Erwartungen und traurigen Ahnungen, schon 14 Tage nacheinander gethan. Noch immer begleitete ihn die Hoffnung zum Hafen, als eines Tages einer der Matrosen seines Principals mit der traurigsten Miene ins Comptoir kam, und ihm meldete, daß das Schiff auf seiner Rückreise untergegangen seye, und daß bloß er nebst dem Küchen-Jungen sich auf einem Brete gerettet habe. Fleury's Schmerz war unbeschreiblich, und zog ihm eine gefährliche Krankheit zu. Unterdessen kam das Gerüchte von diesem Unglücke auch Perdins einzigem Bruder, der ein Kaufmann war, zu Ohren. Dieser lief sogleich nach seines Bruders Hause, öffnete, ohne daß der kranke Fleury etwas gewahr wurde, mit Gewalt den Schreibepult des Verunglückten, nahm dessen Schriften heraus, und ließ hierauf Alles versiegeln. Unter den Schriften befand sich auch das Testament, nach welchem Fleury Universal-Erbe war. Dieses verbrannte er, und seine Tücke erfand zugleich das Mittel, die dabey gebrauchten Zeugen zu seinem Vortheile zu bestechen. Hierauf setzte er sich in den Besitz der sämmtlichen Güter seines Bruders, und der kranke Fleury mußte seine Stelle aufgeben. Dieser miethete sich nun ein kleines Zimmer in einer einsamen Straße mit dem Vorsatze, nach seiner Genesung diesen für ihn jetzt so traurigen Aufenthalts-Ort zu verlassen. Einst saß er einsam und traurig auf seinem Zimmer, so ganz mit dem

Bilde seines ihm unvergeßlichen Wohlthäters beschäftigt, als er unvermuthet in seinen Betrachtungen durch den Empfang eines Briefes gestört wurde, aus dessen Aufschrift er sogleich erkannte, daß er von seinem Herrn und Freunde Perdin kam. Fleury, vor Freude ganz entzückt, erbrach ihn schnell, las, küßte ihn, las ihn auf's neue, und drückte ihn an seine Brust. Perdin war, wie er aus diesem Briefe fand, zwar noch am Leben, befand sich aber freylich in einer Lage, die nicht viel besser war als der Tod. Er schmachtete zu Algier in der Sklaverey, und nur eine Summe von 6000 Thalern konnte ihn seinem treuen Fleury wiederschenken. In fliegender Eile rannte dieser Redliche durch die Straßen, um sein niedergelegtes Kapital, das ihm eigenthümlich zugehörte, zu holen. Und in Zeit einer Stunde hatte er schon dafür gesorgt, daß es sammt den Zinsen seinem unglücklichen Wohlthäter zugeschickt werden konnte. Kaum hatte Fleury nach seiner Zuhausekunft angefangen, sich den entzückenden Auftritt, den ihm der neue Besitz seines Pflegevaters schenken würde, in seiner Einbildungs-Kraft auszumalen, als zwey Gerichtsdiener in sein Zimmer traten, und ihn in's Stadtgefängniß mit sich führten, wo er in Ketten gelegt wurde. Der obgedachte Bruder seines Principals, ein Mann, der eben so geitzig als hinterlistig und grausam war, hatte ihn nämlich angeklagt, daß er heimlich noch Kapitalien seines Bruders in Händen habe. Der Matrose, der die Nachricht von Perdins Tode ausgesprengt hatte, war bestochen worden, und da dieser über die Richtigkeit seiner Aussage einen Eid ablegte, so wurde Fleury von dem Gerichte für schuldig gehalten. Schon lag er zwischen den schrecklichen Folter-Instrumenten, die eine genaue Angabe der noch in seinen Händen sich befindenden Kapitalien erpressen sollten, als sein Freund und Wohlthäter Perdin ins Gefängniß trat. Bald umarmte Perdin Fleury's Kniee, und sank dann unmächtig auf seinen Liebling hin; bald schlangen sich Fleury's Arme um seinen wie-

der gefundenen Beschützer, und sein ganzes Herz flog aus seinen schmachtenden Blicken in Perdins thränendes Auge hinüber. Nach zwey Jahren starb der fromme Greis. Fleury, der nun Herr von 3 Tonnen Goldes war, schenkte den dritten Theil dieser Summe sogleich dem Bruder seines Herrn, der auf Lebenszeit zum Zuchthause verdammt worden war; denn von der verdienten Todesstrafe war er auf Fleury's und Perdin's anhaltende Fürbitte befreyet worden. Eine fernere große Summe ließ der gütige Erbe den Hausarmen baar auszahlen, und ein anderes Kapital legte er nieder, damit die Zinsen davon jährlich an Nothleidende vertheilt würden. Endlich gab er noch 50,000 Thaler zur Erbauung eines Waisenhauses her. Schon als Knabe und Jüngling war Fleury bey Jedermann beliebt, — denn Redlichkeit und Demuth haben ihre Belohnung unmittelbar zur Seite; — jetzt aber schätzten ihn alle Einwohner in und um Dünkirchen, und nie wurde sein Name genannt, ohne gesegnet zu werden. Er starb, ohne die schreckvolle Seite des Todes zu empfinden, an einem Schlagflusse im neunzigsten Jahre seines Alters: eine ausgezeichnet schöne Reihe von Jahren, die ihm seine rechtschaffene und geordnete Lebensart geschenkt hatte. Das Gerücht oder vielmehr die Wehklage der Armen trug die Nachricht von dem Tode dieses großen Menschenfreundes von Wohnung zu Wohnung; und wo man einen Menschen erblickte, da sah man ihn die Hände ringen, und den vortrefflichen Fleury beweinen; wirklich sind wohl selten aufrichtigere Thränen geflossen, als jene, die diesen Menschenfreund betrauerten. — Bey seinem Tode befanden sich in dem von ihm gestifteten Waisenhause bereits 31 Knaben und 20 Mädchen; sie giengen sämmtlich, schwarz gekleidet, vor der Leiche ihres Vaters — so nannten sie den frommen Fleury, — her, und streueten Blumen auf den Weg.

230.

Im Anfange der Regierung des Römischen Kaisers Tiberius empörte sich wider ihn die große Armee, welche sich in Nieder-Deutschland befand. Diese Kriegsvölker, durch ihre Siege stolz, und ihre Stärke fühlend, meinten ein Recht zu haben, über die Thronfolge nach August's Tode zu gebieten, und wollten ihren Feldherrn, den Prinzen Germanicus, den sie um seines trefflichen Charakters willen liebten, an die Stelle des lasterhaften Tiberius zum Kaiser ausrufen. Tiberius würde unfehlbar den Kaiserthron verloren haben, wenn Germanicus die ihm angebotene Kaiser-Würde angenommen hätte. Ungeachtet aber dieser wußte, daß ihn Tiberius äusserst haßte, und überdieß eine offenbare Feindschaft zwischen des Germanicus Gemahlin Agrippine, einer Enkelin des Augustus, und der Kaiserin Livia, die sehr stiefmütterlich gegen sie verfuhr, herrschte; so machte er sich doch das Anerbieten der Armee, welche er kommandirte, nicht zu Nutze, sondern beschäftigte sich vielmehr nur mit den Mitteln, den Aufruhr zu stillen: indem er die Soldaten an die Siege und Triumphe des Tiberius, an die Thaten, die dieser mit ebendenselben Legionen verrichtet hatte, und an die einstimmige Wahl desselben zum obersten Regenten erinnerte. Er versicherte seine Truppen als ein ehrlicher Mann, daß er das ihm gemachte Anerbieten der obersten Herrschaft als eine Beleidigung ansehe. Die Soldaten fuhren dessen ungeachtet fort, ihn zu nöthigen, daß er sie annehmen solle, und giengen endlich so weit, daß sie ihm ihre Degen zeigten, um ihn dadurch zu zwingen. Hier ruft aber dieser unerschütterlich rechtschaffene Mann aus: daß er lieber sterben, als die dem Tiberius geschworne Treue brechen wolle. Der Aufruhr nimmt zu: Germanicus ist in der größten Lebensgefahr. Seine Freunde stellen ihm vor, er solle zum wenigsten, bey der blinden Wuth seiner Soldaten, für die Sicherheit seines Sohnes, der

noch ein Kind war, und seiner Gemahlin Agrippine, die sich eben schwanger befand, sorgen, und sich mit ihnen aus dem Lager entfernen. Germanicus kann sich aber lange nicht entschließen, diesen Vorstellungen Gehör zu geben. Auch Agrippine, die eben so herzhaft als ehrliebend war, will sich nicht von ihm trennen. Endlich willigte sie doch darein, eine sichere Freystatt bey einem fremden Volke zu suchen. Sie geht, mit ihrem Sohne auf dem Arme, in Begleitung sehr vieler Gattinnen der vornehmsten Offiziers, deren Geschrey und Wehklagen wie aus einer im Sturme eroberten Stadt ertönte. — Dieser Anblick erweichte das Herz der Soldaten. Von Empfindungeu der Schaam und des Mitleids durchdrungen, laufen sie der Agrippine entgegen, um ihre Abreise zu verhindern; Andere wenden sich an den Germanicus, welcher in diesem Augenblicke eine Rede voll Nachdruck an sie hält, die schnellere Wirkung that, als er sich Hoffnung gemacht hatte. Die Aufrührer erkennen ihr Verbrechen, und verlangen selbst die Bestrafung der Urheber. — Die gewissenhafte Treue des Germanicus erscheint in einem noch helleren Lichte, wenn man auf die Umstäude siehet, unter welchen er den kaiserlichen Thron von der Hand gewiesen hat. Es war damals noch keine Erbfolge in der kaiserlichen Regierung. Der verstorbene August war eigentlich der erste, oder nach Julius doch nur der zweyte Kaiser gewesen. Wer sich, wie Julius und August, am mehrsten geltend machen konnte, der wurde Kaiser. Germanicus war auch ein großer Herr. Er hatte die Enkelin des ersten Römischen Kaisers zur Gemahlin, er hatte eben das Recht zum Throne, wie ein anderer; die beste Armee des Staates wählte ihn zum Oberhaupte; er lief Gefahr, umgebracht zu werden, wenn er die Regierung nicht annahm; er hatte eine Gemahlin, die so gerne kaiserliche Ehre genossen hätte. Und gegen wen erwies er eine so ausserordentliche Treue? War der neue Kaiser sein Freund? Brachte er aus Dankbarkeit ein so großes Opfer? Nichts

weniger. Tiberius hatte seither feindliche Gesinnungen gegen ihn geäussert. Also gegen einen Feind war er so großmüthig!

231.

Carlo Broschi, genannt Farinelli, der berühmteste Sänger seiner Zeit, stammte aus einem verarmten adelichen Geschlechte, und wurde im J. 1705. zu Andria im Neapolitanischen geboren. Sein seltenes Künstlertalent und sein sanfter, bescheidener Charakter verschafften ihm allgemeine Achtung und Liebe. Nachdem er sich einige Zeit am Londner und Wiener Hofe aufgehalten hatte, trat er im J. 1737. in Dienste Philipps V. Königs von Spanien, der ihn mit Reichthümern überhäufte. — Einige Jahre darauf verfiel dieser Fürst in eine tiefe Melancholie, die ihn zu allen Geschäften untauglich machte, und ihn abhielt, sich den Bart abnehmen zu lassen, und im Staatsrathe zu erscheinen. Seine Gemahlin wollte nun zu seiner Heilung einen Versuch mit der Stärke der Tonkunst machen; sie ließ heimlich Anstalten zu einem Konzerte nahe an dem Zimmer des Königes treffen, und Farinelli eröffnete dasselbe mit seiner ausgezeichnet anmuthigen und zugleich reinen Stimme durch einen seiner schönsten Gesänge. Der König, der bey dem Konzerte ungemein aufmerksam wurde, schien anfangs gerührt, und kurz darauf bewegt zu werden. Bey dem Ende des zweyten Gesanges rief er den Tonkünstler zu sich, überhäufte ihn mit gnädigen Aeusserungen, und fragte ihn, was er für eine Belohnung verlange. Farinelli bat den König, sich den Bart abnehmen zu lassen, und dem Staatsrathe wieder beyzuwohnen. Der König willigte in seine Bitte, und von dieser Zeit an merkte man, daß die Krankheit des Königes täglich abnahm. Philipp gewann ihn jetzt immer lieber, so daß er keinen Tag ohne ihn leben konnte, und ihn zu seinem vertrautesten Freunde machte; ja er gestand ihm endlich so vielen Einfluß zu, als irgend ein Premier-Minister

bey ihm hatte. Aber auch auf dem Gipfel des Glückes und des Ansehens vergaß Farinelli nie, daß er vorher nur ein Sänger gewesen war. Die Herren an Philipps Hofe, die alle Tage in seinem Pallaste speiseten, konnten ihn nie dahin bringen, daß er sich mit ihnen zu Tische gesetzt hätte; überhaupt betrug er sich immer mit der äussersten Bescheidenheit, so daß er allgemein hochgeschätzt wurde. Von seinem großmüthigen und bescheidenen Charakter gab er bey mehreren Vorfällen sehr schöne Beweise. Einst hörte er, als er gerade in des Königs Zimmer gieng, daß der Offizier von der Wache zu einem andern, der keine Verrichtung bey Hofe hatte, sagte: „Die Ehrenstellen werden einem Castraten reichlich ertheilet, und ich, der ich nun dreyßig Jahre diene, erhalte keine Belohnung!" — Der Tonkünstler stellte dem Könige vor, daß er seine Diener vergesse, und veranlaßte ihn, sogleich ein Dekret auszufertigen, welches Farinelli mit den Worten dem Offizier überreichte: „Ich habe Sie sagen hören, Sie dienten schon dreyßig Jahre; Sie hatten aber Unrecht, wenn Sie sagten, es geschehe ohne Belohnung; hier ist die Belohnung, die Ihnen der König gibt." — Gegen Personen von niederem Stande war er ungemein herablassend und freundlich. Sein Schneider brachte ihm einmal ein neues Kleid, und Farinelli wollte ihn eben bezahlen lassen, als der Schneider sagte: „Ich gehe schon lange bey Ew. Excellenz aus und ein, ich habe oft die Ehre, Sie mit den Händen zu berühren und anzukleiden; dennoch habe ich nie das Glück gehabt, Ihren himmlischen Gesang, von dessen Lobe der ganze Hof voll ist, zu hören. Darum bitte ich, mir es nicht zu verüblen, wenn ich" — Er hatte noch nicht ausgeredet, als Farinelli ihn lächelnd auf einen Stuhl beym Klaviere sich niedersetzen hieß, und mit der nämlichen Energie und Kunst, als wenn er vor dem Könige säße, ihm eine Arie vorsang. Hierauf gab er seinem Cassier Befehl, ihm das Kleid doppelt zu bezahlen.

232.

Der Kalife Mammoun in Bagdad hatte einst zur Abendzeit seinen Liebling, Ali-Iba-Abas, bey sich. Sie waren eben in einem vergnügten Gespräche begriffen, als unerwartet ein Fremder, der eines großen Verbrechens beschuldigt war, an Händen und Füßen gefesselt, durch Soldaten ihm vorgeführt wurde. Verschwunden war jetzt der heitere Blick des Kalifen; erzürnt sprach er zu seinem Lieblinge: „Nimm diesen Verbrecher zu dir, und verwahre ihn aufs strengste. Morgen bringe ihn vor Gericht!" — Ali gehorchte, und verwahrte den Fremdling in seinem Hause. Still und schweigend beugte sich dieser unter sein Schicksal. Sein Blick war ernst, aber ruhig; ein Blick der sich bewußten Unschuld. In der nächtlichen Stille nahete sich Ali, von Niemanden belauscht, dem Fremden, und fragte nach seinem Vaterlande. — „Meine Vaterstadt ist Damask," — versetzte dieser, — „dort, ach dort habe ich eine friedliche Wohnung, meine geliebte Gattin, meine unmündigen Kinder verlassen müssen." — „Der Himmel möge Damask segnen!" — entgegnete Ali. — „denn daselbst wohnt der Retter meines Lebens." — „In Damask dein Retter?" — fragte der Fremde mit erheitertem Gesichte: — „O erzähle, ich bitte, o erzähle mir diesen Vorfall!" — „Der strenge Kalife entsetzte den Statthalter seines Amtes," — begann Ali, — „ich bekam den Auftrag, den neuen Statthalter zu begleiten. Lange dauerte unsere Reise, und war mit mancherley Gefahren verbunden. Wir kamen in Damask an, und nahmen Besitz von der Burg. Aber des Nachts, wo wir, ermüdet von der Reise, auszuruhen gedachten, entstand plötzlich ein Aufruhr in dem Pallaste. Der abgesetzte Statthalter hatte die Soldaten zur Empörung gereitzt. Die Lebensgefahr war groß, und stieg mit jeder Minute. Ich entgieng ihr mit einem raschen Sprunge durchs Fenster, und floh in einen entfernten, nach Morgen lie-

genden Theil der Stadt. Da fand ich, nahe an der großen Moschee, ein Haus und einen Menschenfreund, der mich mit schützendem Arme aufnahm, und, nicht ohne Gefahr, vier Wochen lang bey sich verbarg. Als ich endlich vernahm, daß eine Karavane sich rüstete, nach Bagdad, meiner Vaterstadt, zu reisen, da erwachte die Sehnsucht nach den vaterländischen Gegenden mit aller Stärke. Doch diese frohe Aussicht wurde mir getrübt. Ich litt Mangel an dem nöthigen Reisebedarfe. Schaam und Schüchternheit hielt mich ab, meinem Lebensretter diese Verlegenheit mitzutheilen. Endlich entschloß ich mich, diese Reise auf gut Glück anzutreten. Der Tag des Abschiedes kam. Da erschien mein Beschützer abermals; wie ein Engel des Himmels sprach er mit freundlichem Blicke: „Die Reise ist lang; da nimm von mir etwas Reisegeld und hier dieses Roß, dieses Maulthier und diesen Sklaven zum Geschenke.“ Hierauf wandte er sich zu den Reisenden, empfahl mich ihnen bestens, umarmte mich dann mit nassen Augen, und begleitete mich mit den besten Segenswünschen. — Diese unerwartete Güte erschütterte mein Herz, und machte mir den Augenblick des Abschiedes überaus schwer. — Gesund und wohl kam ich in Bagdad an. — O könnte ich nur noch einmal meinen edeln Retter und Wohlthäter sehen, noch einmal ihn innigst an mein Herz drücken: dann, o dann wäre der sehnlichste Wunsch meines Herzens erfüllt, dann wollte ich gerne und zufrieden den Tod erwarten!“ So sprach Ali im Hochgefühle seines dankbaren Herzens. Staunend und mit Wohlgefallen ruhte auf ihm das Auge des Fremden. Mit dieser hohen Freude rief er aus: — „Theurer! dein Herzens-Wunsch ist erfüllt. Schau her mir ins Gesicht, und frage dein Herz! — Ich bin derjenige, der einst bey jenem Aufruhre die Pflicht, den Bruder aus der Noth zu retten, an dir erfüllte.“ — Mit diesen freundlich gesprochenen Worten führte er noch nähere Umstände jenes Vorfalls an. Und Ali? — O dieser Edle wurde über-

wältigt von den Gefühlen der Freude und Dankbarkeit. Er stürzte seinem Retter an die Brust. — „Ja du bist es“ — rief er voll Entzücken aus: „du bist mein edelmüthiger Lebensretter, mein Herz sagt es mir. O nun ist die heiße Sehnsucht meines Herzens gestillt.“ — Und als er die Fesseln erblickte, befreyte er sogleich den Edeln davon. — „Aber sag mir nur, wie kamst du in diese traurige Lage?“ — fragte jetzt Ali. — „Ich trage diese Fesseln unschuldig“ — antwortete der Fremde. — „Neid und Bosheit haben mich als einen Verbrecher angeklagt, haben mich ohne Erbarmen, ohne auf die Betheurung meiner Unschuld zu hören, von Haus, Weib und Kindern getrennt. O Ali! der Ausgang meines Schicksals ist mir unbekannt; sollte ich aber als ein Unschuldiger zum Tode verdammt werden, so nimm dich meines trostlosen Weibes und meiner verwaisten Kinder an.“ — „Wie, du mein Retter! solltest bluten?“ — rief jetzt Ali aus — „Du, die Unschuld selbst, solltest der schwärzesten Bosheit unterliegen müssen? Nein! ich schwöre es Dir, nimmermehr soll das geschehen.“ — Hoher Muth blitzte aus dem Auge des dankbaren Ali; er eilte schnell fort. Der Fremde schaute ihm staunend nach. Nach wenigen Minuten kam er wieder. „Hier, du edler, theurer Freund, hier nimm diese seidenen Stoffe und diesen Beutel Geld, und diesen warmen Kuß des Lebewohls. Und nun fliehe, fliehe von hier noch in der Dunkelheit der Nacht; fliehe, deiner sich abhärmenden Gattin und deinen, mit Sehnsucht nach dir fragenden Kindern zu! Der Kalif wird zwar zürnen, wüthen; doch mich treffe seine Wuth, und wenn sie mich auch zum Tode führen ließe!“ — „Edler Ali, wie? sterben wolltest du für mich? Dein theures Leben wolltest du für mich opfern? Nimmermehr! Ich bleibe. Nur der mit Schuld Beladene flieht. Aber um die einzige Liebe bitte ich dich, daß du deinen Herrscher von meiner Unschuld zu überzeugen suchest.“ — Ali bat mit wehmüthigem, bethräntem Blicke, schilderte ihm die traurige Lage der Seini-

gen und die Strenge des Kalifen; beschwor ihn, die Flucht zu ergreifen, da es noch Zeit seye. Umsonst! Fest und entschlossen stand der Freund vor ihm, sanft seine Rechte ergreifend. — „Nein, Ali, nein! ich bleibe. Theuer ist mir mein Leben, theurer mir noch das deinige.“ — Lange dauerte dieser edle Streit. Immer fester wurde ihr Freundschaftsbund; immer inniger floßen ihre Herzen zusammen. Unter diesen Herzensergießungen eilten die nächtlichen Stunden unbemerkt dahin, die Morgenröthe brach an. Da sprang Ali schnell auf. „Noch wenige Minuten, Theurer“ — sprach er — „und du bist gerettet, oder ich sterbe mit dir.“ — Er eilte fort zum Pallaste des Kalifen. Sehnsuchtsvoll harrte er seines Erwachens. Voll Hochgefühl der edelsten Absicht warf er sich dem Beherrscher zu Füßen. — „Gnade für den Fremdling, den ich seiner Fesseln entledigte!“ — Mit zornigem Blicke und ergrimmt entgegnete der Kalife: „Wie, du hast dich erkühnt, diesen Verbrecher zu befreyen? Ha, beym Allah! — so sollst du für ihn büßen!“ — Ali vernahm dieses Schreckenswort; aber hoch schlug sein dankbares Herz, und erhöhete seinen Muth. — „Großer Monarch, o höre mich; höre den, den du bisher mit Güte überhäuftest! Der Fremdling ist ein edler Mann, ist unschuldig. Neid, Bosheit und Rachsucht wußten ihn zu stürzen. O vernimm die Worte, die Klagen der Unschuld!“ — Ungerne und erzürnt hörte ihn der Kalife an. Mit flehender Stimme und großer Beredtsamkeit schilderte nun Ali das Gewebe der Bosheit, wodurch sein Freund und Wohlthäter angeklagt, und als ein Bösewicht gefesselt worden war. Die hohe Kraft der Wahrheit siegte, und schon milderte sich der Zorn des Kalifen. Und als ihn Ali flehentlich bat, ihn beschwor, daß er lieber ihn als seinen großmüthigen Lebens-Retter verdammen sollte; — da wurde sein Blick heiter, seine Miene sanft, ja eine schöne Thräne des Mitleids rollte ihm die Wange herab. „Steh auf, Ali“ — sprach der Kalife mit sanfter Stimme. — „Es sey,

ich verzeihe dem Fremdlinge. Er sey frey! Geh, führe ihn her!" — Auf Flügeln der Liebe eilte dieser fort zu seinem Retter, warf sich mit freudigem Ungestüm an seine Brust, und verkündigte ihm seine Erlösung. — Sie erschienen vor dem Throne. „Siehe" — sprach der Kalife zu dem Erlösten — „diesem (auf Ali zeigend) verdankst du deine Freyheit. Nun geh, und vergiß unserer nicht!" — Hierauf schenkte er ihm kostbare Kleider, mehrere Pferde, Kameele und Maulthiere, gab ihm zehntausend Dukaten Reisegeld, und einen Brief an den Statthalter in Damask, dessen Schutz er ihn empfahl. Mit Wohlgefallen ruhte der Blick des Kalifen auf Ali und dem Fremdlinge. Beyde warfen sich, innigst gerührt, vor dem Throne nieder, und stammelten Worte des wärmsten Dankes. Alle drey fühlten hohe Himmelslust bey dem Bewußtseyn edler Thaten.

233.

Der Fürst von Caserta wurde einst auf einer Reise, die er in Italien machte, durch eine schnelle und fürchterliche Ueberschwemmung aufgehalten, und ward hiebey Augenzeuge von dem Unglücke, welches eben dadurch viele Menschen erlitten. Am meisten aber gieng ihm das Schicksal einer Familie zu Herzen, die ihrem Untergange nahe war. Entschlossen, die Rettung dieser Unglücklichen, wenn es nur immer möglich wäre, zu bewirken, bot er einem Müller, den er zufälligerweise traf, 200 Dukaten an, wenn er es wagen würde, jene Familie der Gefahr des Todes zu entreißen. Nach einigem Bedenken und auf die wiederholte Aufforderung des Fürsten, welcher die angebotene Summe noch um 100 Dukaten erhöhe, eilt der Müller den Unglücklichen entgegen, deren Jammergeschrey und Händeringen die Größe ihrer Gefahr verkündete. Glücklich arbeitete er sich durch das empörte Element, und es gelingt ihm, nach und nach Alle in Sicherheit zu bringen. Als er mit der Rettung des letzten beschäftigt war, sagte er:

„endlich seyd ihr, Gott sey Dank! alle gerettet.“ Der Fürst, ganz ausser sich vor Freude, eilte dem edlen Retter entgegen. „Nimm hier diese 300 Dukaten; und da keine gute Handlung genug belohnt werden kann, so verspreche ich dir noch dreyhundert.“ — „Gnädiger Herr!„ (antwortete der Müller, welcher das Geschenk nicht annahm), — „erlauben Sie, daß ich mich gegen Sie erkläre!“ — „Rede Freund, ... bist du vielleicht nicht zufrieden?“ — „Ihre Hoheit denken schlecht von mir!“ — sagte hierauf der Müller. — „Sie haben mir ein Vergnügen verschafft, für das ich Ihnen nicht genug danken kann; ich schätze mich in diesem Augenblicke für den glücklichsten Sterblichen! Mir gelang es, diesen Leuten das Leben zu erhalten! Ich fühlte es anfänglich nicht, wie willkommen mir derjenige wäre, der mich retten würde, wenn ich in einer solchen Lage mich befände. Ich habe aber nachgedacht, und ... ich genoß ein unbeschreibliches Vergnügen! nun hätte ich Sie um ein neues Vergnügen zu bitten. — „Rede, ich will dir Alles herzlich gerne bewilligen, wenn es anders von mir abhängt“ — antwortete der Fürst. — „O ja! gnädigster Herr,“ — erwiederte der Müller — „Sie können es. Ob ich schon arm bin, däucht's mich doch, daß diese Unglücklichen noch ärmer seyen; ich bitte daher Ihre Hoheit, die Summe, die Sie so gnädig waren, mir anzubieten, ihnen zukommen zu lassen!“ — Der Fürst, welchen sein Gefühl ganz hinriß, vergoß jene kostbaren Thränen, welche nur aus einer reinen Empfindung fließen, stürzte sich in die Arme des Müllers, und ließ sein Herz ausrufen: „Freund, du bist größer als ich!“ Er gibt dem Verlangen des edelmüthigen Wohlthäters nach, und vertheilt die Dukaten unter die Familie, welche aus Dankbarkeit bald des Fürsten, bald des Müllers Kniee umfaßten. Der Fürst wandte sich dann an den Retter mit folgenden Worten: „Würdiger Mann! kommt mit mir; Ihr sollt die Vorzüge genießen, die Ihr verdienet; ich will Euer Schicksal verbessern.“

Der Müller sagte ihm, daß er Kinder habe. „Nun ich will sie sehen.“ — Der Fürst besucht hierauf die arme Hütte des rechtschaffenen Müllers, umarmt dessen Kinder, die sich vor ihm auf die Kniee warfen, und hebt sie auf; ihre Mutter war nicht lange zuvor gestorben; er führt den Vater nebst den Kindern nun mit sich in sein Schloß, erhält den Adelsbrief für sie, und überhäuft sie mit den größten Wohlthaten. Bey den meisten glänzenden Gastmahlen machte dieser Fürst sich eine Freude daraus, den Müller an seiner Tafel zu haben, und ließ ihn jedesmal an seiner Seite sitzen. Verschiedene Vornehme wunderten sich, und bezeugten ihm öfters ihr Mißfallen über die allzugenaue Verbindung mit diesem Manne, welche sie als eine Entehrung seiner Geburt ansahen. „Lieben Freunde“ — sagte ihnen der Fürst, der dieser Vorwürfe endlich müde wurde,“ — „wir sind unsere Größe dem Zufalle, unsern Vätern, und ohne Zweifel einem gewissen Vertrage schuldig; diesen Mann aber hat die Natur durch sein Herz groß gemacht; wir wollen daher stolz darauf seyn, wenn er uns nur für seinesgleichen anerkennen will.“

234.

In einer Stadt von Nord-Deutschland lebte Hr. A.., ein edler Menschenfreund, der einen großen Theil seiner Zeit dem edeln Geschäfte, Nothleidende aufzusuchen und ihnen Hülfe zu schaffen, widmete. Einst hörte derselbe, daß in einer abgelegenen Gasse eine Frau wohne, die ihren seit einigen Jahren kranken Mann durch den Fleiß ihrer Hände-Arbeit ernährte. „Des Unglücklichen, der den Gebrauch seiner Glieder gänzlich verloren hat, zu pflegen, — dachte er — und doch soviel durch Arbeiten zu erwerben, daß sie beyde davon leben können, muß der guten Frau sehr sauer werden, und Gott weiß, ob sie nicht oft den drückendsten Mangel leidet. Sie bedarf und verdient Unterstützung.“ Er steckte ein paar Thaler zu sich, und suchte ihre Wohnung auf. Nach vie-

lem Fragen fand er sie endlich in einer kleinen, den Einsturz drohenden Hütte. Die Frau empfieng ihn freundlich; vor ihm lag ein Stück Zeug, worein sie Blumen gestickt hatte, neben ihr stand das Bett des Mannes, der nur mit leiser Stimme sprechen konnte; im ganzen Zimmer bemerkte man die höchste Reinlichkeit bey der größten Armuth. — „Ich habe den Auftrag,“ — sagte er — „ihr eine Kleinigkeit zu ihrer Unterstützung einzuhändigen.“ — „Ich danke Ihnen, lieber Herr, für Ihre Mühe. Gott mag's dem Wohlthäter lohnen, daß er sich der Verlassenen annehmen will: aber Er sey gelobt! ich brauche jetzt keine Hülfe.“ — „Hier der Mann im Bette braucht aber Hülfe, und diesem bringe ich eigentlich das Geld.“ — „Es ist mein Mann, lieber Herr! und ich habe ihm vor Gottes Augen, wie er jung und gesund war, versprochen: in Lieb und Leid, in Glück und Unglück ihm treu zu seyn, und mein Verdienst reicht auch noch immer hin, uns zu ernähren.“ — „Gute edle Frau, nehme sie das Geld, ich darf's nicht wieder zurückbringen!“ — „Und ich kann's nicht annehmen. Gott! es gibt ja so viele Aermere, als ich; würde ich nicht diesen das stehlen, was ich ohne Noth annähme?“ — Mit Thränen im Auge, und doch voll der freudigsten Rührung über eine so vortreffliche Gesinnung legte A... etwas mehr, als er erst Willens gewesen war, auf das Fenster, und wollte gehen. Die Frau hielt ihn zurück, gab ihm das Geld wieder, und sagte: „Wenn Sie mir doch Gutes thun wollen, so nehmen Sie das Geld, und kaufen Sie mir für einen Theil desselben eine Bibel mit grober Schrift. Ich kann nur immer des Abends, wenn ich zu meiner Arbeit nicht mehr sehen kann, die Bibel lesen, und diese hier, auf ein Buch ohne Deckel zeigend, ist mir nun schon zu fein. Und sagen Sie mir Ihren Namen; wenn mir einmal große Noth zustößt, so will ich kommen, und das übrige Geld holen.“ — „Ich bin A... und wohne in ...“ — „Morgen soll Sie die Bibel haben.“ — „Gott segne Sie!“ — Indem er zur Thüre hinaustritt,

begegnet ihm ein alter Mann, ganz so gekleidet, als wenn er auch in diese Hütte gehörte; A... fragte ihn, wer er seye? Ich bin ein armer Mann, der keinen Menschen mehr hat; diese Frau hier hat mich in voriger Woche zu sich genommen, und gibt mir zu essen." — „Gott im Himmel! wohin verbirgt sich deine Tugend" — sagte A... und kehrte mit dem Manne in die kleine Stube zurück. — „Wenn Sie für sich selbst nichts annehmen will: so nehme Sie dieß als Kostgeld für diesen Mann; ich will ihn künftig ernähren!" — „Quälen Sie mich nicht, liebster Herr! ich kann jetzt kein Geld nehmen, es gibt ja so viel Aermere, als ich bin. Schenken Sie mir eine Bibel, wenn Sie wollen, und geben Sie mir einmal, was Sie können, wenn ich in Noth bin; und helfen Sie mir den lieben Gott bitten, er möge mir beystehen, damit ich mir nichts darauf einbilde, daß ich bey meinen kümmerlichen Umständen auch noch einem Aermeren helfen kann."

Ich will diese Geschichte mit keiner Betrachtung durchwässern, sagt Zöllner, aus dessen „Lesebuch für alle Stände" dieselbe genommen ist; aber nahe sollte mir's doch gehen, wenn sich Jemand fände, der irgend einen Umstand darin für Erdichtung hielte.

235.

Herr Dülis in Besançon war reich, und machte einen edeln Gebrauch von seinem Reichthume. Zwar hatte er durch die Revolution schon vieles eingebüßt, allein die Neigung, Andern wohlzuthun, war ihm schon so sehr eigen geworden, daß er seinem Herzen nicht verbieten konnte, dieses heilige Geschäft ferner fortzusetzen. Freylich zog er eben durch diese Handlungsweise die Augen der damals herrschenden Parthey, deren Habsucht so manche Reiche und Vornehme, auch wenn sie die rechtschaffensten Leute waren, um's Leben brachte, noch mehr auf sich; die denn auch wirklich ihm ein Verbrechen anzudichten wußten, weßwegen er vor das blutdür-

stige Revolutions-Gericht geschleppt wurde. So gefährlich es auch war, sich dieses edeln Mannes, den man schuldig finden wollte, anzunehmen, so sprachen dennoch mehrere Personen, denen er Gutes gethan hatte, für ihn, und stellten sich als Bürgen seiner Tugend und seines Patriotismus dar. Einer von seinen Guts-Pächtern kam mit Zeugnissen nach Paris, die er für ihn gesammelt, und von zwanzig armen Familien hatte unterschreiben lassen. Diese fromme Sorgfalt war vielleicht sein Unglück: die Anführung seiner zahlreichen Wohlthaten war ein Beweis seines Reichthums. Dülis wurde hingerichtet, und seine tugendhafte Gattin hatte gleiches Schicksal. Sie hinterließen zwey Kinder, eine Tochter von fünfzehn, und einen Sohn von siebzehn Jahren. Die Güter der beyden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Glücklicherweise traf es sich, daß der obgedachte Pächter das Gut, welches er bisher von Dülis inne hatte, durch den Kauf erhielt. Voll Dankbarkeit und Liebe gegen seine edle Gutsherrschaft schrieb er jetzt an den Sohn seines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meyerhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieses will so viel sagen: daß ich noch immer Ihr Pächter bin und seyn will. Kommen Sie, nehmen Sie dieses Gut in Empfang, das Ihnen gehört. Ich will Ihnen das Zimmer zeigen, das Ihr Vater bewohnte, wann er uns besuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgestellt hat; sein Bildniß, das er mir schenkte, ist auch darin, und wir wollen es mit einander betrachten. Mein Weib trägt mir auf, Ihrer Fräulein Schwester zu sagen, daß sie auch für sie eine Kammer eingeräumt habe; wenn sie das Land liebt, so wird sie bey uns glücklich seyn. Machen Sie sich gefaßt, viel mit uns zu weinen! Mein Weib sagt, daß es ihr nicht eher leicht um's Herz werde, als bis sie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen! Ich hoffe, es soll Ihnen wohl werden auf Ih-

rem Gütchen!" Der junge Dülis erhielt dieses Briefchen zu einer Zeit, da er in großer Verlegenheit war, für sich und seine Schwester ein Obdach zu finden; er nahm das ihm gemachte Anerbieten mit gerührtem Danke an, machte sich mit seiner Schwester auf die Reise, und beyde legten eine Strecke von zwanzig deutschen Meilen zu Fuße zurück. Unterwegs standen sie oft still, und besprachen sich über ihre jetzige Lage. „Ach!" — sagte das Mädchen, — „unsere sterbenden Aeltern glaubten uns von aller Welt verlassen, und nun finden wir einen Wohlthäter, der sie uns ersetzen will, die guten Aeltern! Könnte doch meine Stimme sie in ihren Gräbern aufwecken, um ihnen zu sagen, daß wir eine Stütze gefunden haben!" — „Du weißt es, liebe Schwester," — erwiederte der Bruder, — „die Seelen sterben nicht; unsere Aeltern begleiten uns, sie hören uns, laß uns stets ihrer würdig seyn!" — Sie erreichten glücklich den Meyerhof, wo man sie erwartete. Wechselsweise drückten ihre Wohlthäter den edeln Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Diese besahen das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, die ihn in seiner Einsamkeit unterhielten, und sein Bildniß, das er den guten Bauersleuten geschenkt hatte. Eines Morgens durchsuchte der junge Dülis die kleine Land-Bibliothek. Welche traurig-süße Freude für ihn, als ihm ein Papier in die Hand fiel, worauf er sogleich die Handschrift seines Vaters erkannte! Es waren Betrachtungen, die dieser vermuthlich in dem Augenblicke niedergeschrieben hatte, da er seinen Verhaft erwartete; er las folgende Worte: „Ich fühle, daß ich dem Tode, der mir droht, noch nicht herzhaft genug entgegen sehen kann. Ich habe meine Kinder Tugend gelehrt, allein zu mühsamen Arbeiten habe ich sie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wohl kein Erbtheil hinterlassen, als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn meine Freunde mich überleben." Kaum hatte der junge Dülis diese Worte gelesen, so eilte er damit zu seiner Schwester. Noch an eben dem

Tage stellte er sich hinter den Pflug, und lernte ihn regieren; er munterte durch seinen Fleiß auch das Gesinde des Hauses auf, und erwarb sich ihr Lob. Als sie heimkamen, fanden sie eine Mahlzeit, welche die Schwester für ihn und seine Gehülfen zu kochen versucht hatte. — So belohnte das holde Geschwister-Paar die liebreiche Sorgfalt und die unverdrossene Arbeitsamkeit seiner Wohlthäter, die sie als ihre Kinder ansahen, und ihnen diesen Namen gaben.

236.

In einem Dorfe auf der Dänischen Insel Fühnen im Baltischen Meere kam im J. 1770. Feuer aus. Unter den zum Löschen herbeygeeilten Personen befand sich auch ein Bauer, dessen ganzes Vermögen in einem kleinen Hause bestand. Unglücklicherweise griff das Feuer so schnell um sich, daß dieses Bauers Häuschen selbst anfieng, in Brand zu gerathen. Als man ihn hievon benachrichtigte, damit er doch wenigstens sein Hausgeräthe noch rettete, fragte er zuvörderst: wie es um seines Nachbars Haus stehe? und da man ihm antwortete, daß auch dieses schon von den Flammen ergriffen seye, sagte er: „So muß ich eilen, um meinen Nachbar zu retten, welcher krank und ausser Stande ist, sich selbst zu helfen; denn ich bin gewiß, daß er auf mich rechnet.“ — Sogleich eilt er, mit Vorbeygehung seines eigenen Hauses, nach dem Hause des Unglücklichen. Schon hatte die Flamme das Bette desselben erreicht. Ein brennender Balke drohte über ihn herabzustürzen. Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, dringt er durch Rauch und Dampf hindurch, nimmt den Kranken auf die Schulter, und bringt ihn glücklich in Sicherheit. Die ökonomisch-philantropische Gesellschaft in Koppenhagen, gerührt von dieser seltenen Handlung der Menschenliebe, schickte diesem Bauern einen silbernen Becher voll dänischer Thaler. Der Knopf des Deckels war mit einer Bürger-Krone geziert, an deren Seiten zwey Medaillons angebracht

waren, auf welchen diese Handlung mit wenigen Worten eingegraben war. Mehrere Einwohner dieser Hauptstadt schickten ihm Geschenke zu, um ihn wegen des Verlustes seines Hauses und seiner Mobilien einigermaßen schadlos zu halten.

237.

Von dem sel. Hrn. Prediger Richter in Berlin haben wir folgende Erzählung von der rührend-schönen Handlung eines kleinen Knaben: „In dem harten Winter 1784. gieng ich aus, um einen Freund zu besuchen. Als ich mich seiner Wohnung näherte, sah ich eine alte arme Frau, auf ihren Stab gelehnt, zitternd und mühsam von einem Hause zum andern schleichen. Der Anblick des Elendes, das aus ihrem abgehärmten Gesichte hervorleuchtete, hätte jedes menschliche Herz zum innigsten Mitleid bewegen sollen. Aber eine geputzte Dame, die eben von dieser elenden Person um ein Allmosen angeflehet wurde, war fühllos genug, sie hart und mit schnöden Worten von sich zu weisen. Ein mit einem schlechten Rocke bekleideter Knabe sah dieß, und schien seiner bey ihm stehenden Schwester zu sagen, daß er der Frau etwas geben wolle. Ungeachtet ihres scheinbaren Widerrathens nahm er jetzt ein Papier aus der Tasche, faltete es auseinander, lief auf die ihm näher kommende Frau zu, und drückte ihr ganz eilig ein darin eingewickelt gewesenes Geldstückchen in die Hand. Ich rief den Knaben zu mir her; er kam, und eine unschuldige Schaamröthe überzog sein redliches Gesicht, das er betroffen auf die Seite wendete. — Ich sagte zu ihm: „Kleiner! warum siehst du mich denn nicht gerade an?" — Er: „O! ich schäme mich so." — Ich: „Warum denn das, lieber Kleiner? du hast ja eben etwas Gutes gethan, und wegen guter Handlungen braucht sich der Mensch nicht zu schämen. Was hast du denn der armen Frau gegeben?" Er: „Einen Dreyer! (Kreutzer) ich hatte aber nicht mehr." — Ich: „Brav, lieber Kleiner! Nun, damit du siehst, wie so was Gutes Gott

und Menschen gefällt, so will ich dir hier den Dreyer wiedergeben.“ — Ich gab ihm vier Groschen, die er anfangs durchaus nicht annehmen wollte. Auf starkes Zureden nahm er sie endlich, dankte mir ganz verlegen, und rannte davon. Mit inniger Freude sah ich ihm nach, und wünschte, daß Gott den Knaben segnen möchte. Aber ach! wie wurde ich gerührt, als ich ihn zu eben der alten Frau laufen, und ihr das ihm gegebene Geld in die Hand drücken sah. Vergebens rief ich ihm nach, er rannte so eiligst davon, als ob er etwas schlimmes gethan hätte, und wollte für seine gute Handlung weder gelobt, noch belohnt seyn.

238.

Ein Dorf-Bewohner in Schwaben sah sich durch die ausserordentliche Theurung und Hungersnoth im Jahre 1771. in die drückendste Armuth versetzt. Seine Familie hatte einige Tage von einem kleinen Vorrathe gemahlenen Habers, worunter klarer Heckerling geschnitten war, gelebt. Als dieser zu Ende war, sahen sie sich neuerdings dem bittersten Mangel Preis gegeben. Ein Bäcker, dem der Hausvater 9 Gulden (fünf Thaler) schuldig war, weigerte sich mit unerbittlicher Härte, sie eher wieder mit Brode zu versehen, bis diese Summe bezahlt wäre. Das Geschrey seiner leidenden Kinder, die beynahe vor Hunger starben, und die Thräne eines liebevollen Weibes erfüllten das Herz des Armen mit unaussprechlicher Angst. „Ach! lieber Mann“ — sagte das Weib, vor Jammer ganz ausser sich — „sollen wir die armen Kleinen elenderweise umkommen lassen? Haben wir ihnen darum das Leben gegeben, um sie vor Hunger hinsterben zu sehen? sieh diese armen Schlachtopfer, die schon todtblaß da liegen. Und ich! ich sterbe mit ihnen vor Kummer und Noth! Könnte ich doch ihr Leben durch das meinige retten! Mache dich auf! — lauf spornstreichs zur nächsten Stadt, laß dich nicht durch falsche Schaam abhalten, und entdecke dort unsere große Noth! Säumest du? mit jedem Augenblick,

den du verlierest, wird unser Elend größer. Der Gott, welcher verheissen hat, aller Verlassenen Vater zu seyn, ach! er öffnet vielleicht auch deinen Klagen Herzen, die sich unserer erbarmen." Der unglückliche Vater, mit Lumpen umhüllt, und mehr einem ausgemergelten Gerippe als einem Menschen ähnlich, eilte zur Stadt. Er bat, er flehte, er beschrieb seine klägliche Lage mit der rührenden Beredtsamkeit, welche die bitterste Armuth einzuflößen vermag. Umsonst! Niemand will ihn hören und ihm helfen. Durch diese unerwartete Grausamkeit zur Verzweiflung gebracht, gieng er in einen Wald, entschlossen, den ersten Reisenden, der ihm begegnen würde, anzufallen. Dringende Noth schien ihm jetzt Gesetz, und er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit. Nicht lange, so kam ein Krämer mit einer Kiste auf dem Rücken. Er setzte ihm ein Messer auf die Brust, und forderte ihm sein Geld ab. Der Krämer widersetzte sich gar nicht, sondern gab gutwillig seinen Beutel her, der (36 Gulden) zwanzig Thaler enthielt. Mit zitternder Hand nahm er das Geld, und eilte davon. Ehe er es noch zu sich gesteckt hatte, überfiel ihn eine fürchterliche Bangigkeit; das Geld wurde centnerschwer in seiner Hand, und der Boden wankte unter seinen Füßen. „O Gott! was habe ich begangen!" — rief er aus. — Er wandte sich um, ob ihn der Krämer nicht verfolge. Da er ihn aber ruhig seinen Weg gehen sah, so eilte er ihm nach, und bot ihm mit ausgestreckter Hand den Beutel hin. Da nehmet, um Gottes willen, euer Geld wieder, welches ich euch abgepreßt habe! Ich glaubte es behalten, und durch den Gebrauch desselben meine Kinder vor dem Hungertode schützen zu können, aber ich kann es nicht. Ach, wie schwer ist es, ein Räuber zu seyn! — Wollt ihr aber wissen, was mich dazu bewegen konnte, so thut die Barmherzigkeit an mir, und begleitet mich in meine Hütte!" — Das will ich thun, antwortete der gute Mann, und gieng stillschweigend mit ihm. Aber, wie wurde ihm, als er in die armselige Wohnung trat! Die vier Kinder, fast nackt, lagen auf dem

Strohe, hinsterbend vor Kummer, und die Mutter, das Bild des tiefsten Jammers, saß neben ihnen. Der Bauer erzählte seiner Frau, was vorgefallen war. — „Du weißt,“ — sagte er, — „mit welcher Eile ich in die Stadt gieng, in Hoffnung, einige Beyhülfe zu finden. Aber ich traf nur harte Herzen an. Von allen abgewiesen — verzweiflungsvoll — wüthend — gieng ich in einen benachbarten Wald, und wurde ein Räuber. Darf ich es sagen? Ich wagte es, an diesen guten Mann gewaltsame Hand zu legen. „Erbarmt euch wenigstens meiner armen Kleinen!“ — schrie das Weib halb ausser sich, und umfaßte des Krämers Kniee. — Innigst gerührt durch diesen Anblick, hob dieser sie vom Boden auf, und weinte heiße Thränen mit diesen armen Leuten. — „Ich bin Euer Freund,“ — sagte er, — „da nehmet diese zwanzig Thaler! — Ach, daß mein Vermögen nicht meinen guten Wünschen für Euch gleich ist! Wie leid thut es mir, daß ich euch kein glücklicheres Loos für die Zukunft verschaffen kann!“ — „Nein!“ — sagte der Bauer, — „mein Verbrechen macht mich dieser Güte unwerth. Nein! wenn ich auch vor Hunger sterben sollte; ich nehme das Geld nicht.“ Der Krämer bestand unabänderlich darauf, und überredete ihn, daß er es endlich annahm. Die ganze Familie küßte die Hand des Wohlthäters, der sie so vom Tode gerettet hatte. Ihren Dank konnten sie bloß mit Thränen ausdrücken. Der Krämer kehrte mit dem süßen Bewußtseyn, welches solche Handlungen gewähren, wieder zurück.

239.

Lange schon war Typhon der Feind des edeln Cleobulus aus Rhodus (eines der sieben Weltweisen), weil dieser seine Kraft und sein Ansehen nur zum Wohl seiner Mitbürger brauchte, und daher immer Typhons ehrgeitzige Plane vereitelte. — „Stürzen muß ich ihn, sonst komme ich nie zum Ziele“ — so dachte Typhon, und suchte das Ansehen des Cleobulus zu untergraben. Kein

Mittel schien ihm dazu tauglicher als die Verläumdung. Ueberall streute er nun den Samen des Argwohns wider ihn aus, und wo er konnte, lästerte er ihn. Cleobulus schwieg, und als seine Freunde in ihn drangen, den Typhon zu verklagen, sprach er: „Redet Typhon die Wahrheit, wer kann ihm dieß verbieten? redet er aber die Unwahrheit, wer wird ihm glauben?“ Doch Typhon lästerte ihn nur um so mehr, und das Volk — wurde endlich selbst in seiner guten Meinung von Cleobulus irre. Frohlockend sah Typhon die Früchte seiner schändlichen Arbeit, von der er bald reichlich zu erndten hoffte. Da giengen die Vornehmsten im Volke zu ihrem weisen Führer Cleobulus, und sagten: „Wie kannst du noch schweigen? Bist du taub für Typhons Reden? Sollen wir glauben, er habe recht? Darfst du zu erröthen fürchten? Hier verstehen wir dein Benehmen ganz und gar nicht. Nur einem unbescholtenen Manne können wir vertrauen; wer aber auf solche Beschuldigungen nichts erwiedert, kann nicht unser Führer seyn. Wähle, entweder du entsagst oder reinigest dich vom Verdachte.“ — „Morgen in der Volks-Versammlung sollt ihr meinen Entschluß vernehmen!“ antwortete Cleobulus, und entließ die Männer. Eilig gieng er nun zu seinem Feinde. Wie erschrack dieser, als er den schwer Beleidigten hereintreten sah! — So erbleicht der Mond vor dem Strahle der Sonne. — „Wähne nicht“ — redete Cleobulus ihn liebreich an — „ich sey gekommen, dich zur Rechenschaft zu fordern; über uns richten die Götter! Aber du hinderst mich, Gutes zu thun; darum stehe ich vor dir. O sag' es mir immer, was du an mir zu tadeln hast; ich weiß es selbst, daß ich bey weitem nicht so gut bin, als mich meine Freunde überreden möchten; sage mir's, damit ich mich bessere. Du schweigst? Schämst du dich, weil du jünger bist? Oder bist du gar ein Verläumder? Doch nein, vergib diesen Argwohn, dazu bist du zu edel. Aus Ehrgeitz konntest du mich hassen und verkennen; aber mir Laster anzudichten — nein, Typhon, dazu warst du immer zu

gut. — Ich trete ab, ich lege meinen Posten nieder. Nimm du ihn ein; ich weiß, du wirst denselben treu verwalten, denn dein Herz ist unverdorben, und du liebst deine Mitbürger. Sey es werth, der Führer eines freyen Volkes zu seyn; meine Stimme ist dir gewiß. — Typhon sey besser und glücklicher als ich!" — So sprach Cleobulus. Und Typhon? — schwieg — erröthete — stammelte. Von einer so edeln Seite hatte er den Weisen nie gekannt. Kaum wagte er's, ihn anzublicken. Aber Cleobulus wollte ihn nicht kränken, er wollte sich an seiner Verwirrung nicht weiden; er gieng. — „Morgen in der Volks-Versammlung sehen wir uns wieder!" — rief er ihm zum Abschiede zu. Mit Anbruch des Morgens erfüllte schon der wogende Volks-Haufe das Forum (den öffentlichen Gerichtsplatz), theils aus Neugierde, theils aus Liebe zu seinem Führer. Alle harrten, was er thun würde. Entkleidet von den Zeichen seiner Würde, stieg der Weise, mit einer edeln Majestät von dem erhabenen Sitze herab, den er unter den Vätern seines Volkes einnahm. Tiefes Schweigen herrschte unter der Menge. „Höret mich" — sprach er — „meine Mitbürger! höret mich, ihr Väter des Volks! Es gab eine Zeit, wo jedes Herz an mir hieng; ich konnte einst sagen, daß eure Liebe mir gewiß war. Ach! ich denke mit Rührung daran, und segne euch jetzt noch dafür. Aber nun haben sich eure Herzen von mir gewandt; vergiftender Argwohn hat das Vertrauen verscheucht, das euch sonst beseelte. Ich erkenne es, daß eure Liebe größer als meine Tugend war; aber, habe ich nicht stets euer Glück zu befördern gesucht? Meine Pflicht zu erfüllen, dieß war das Ziel meines Strebens. Kann es einer läugnen; kühn trete er auf, ich werde ihm Rede stehen! — (Alles schwieg.) Aber eben darum, weil ich täglich mehr einsehe, daß meine Verbindlichkeiten größer als meine Kräfte sind, lege ich die Würde, die mir anvertrauet war, nieder. Ich weiß es, daß ich von Fehlern nicht rein bin, aber welcher Sterbliche wäre es? Vergebet mir darum, vergebt es diesen

grauen Haaren, die die Sorge für euch bleichte. Ein Würdigerer nehme nun meinen Sitz ein! „Und wer?" — rief das Volk mit einer Stimme. „Typhon" — entgegnete Cleobulus; — „gebt ihm eure Stimme, ihn segnen die Götter!" Dumpfes Murmeln durchlief die dichten Reihen. Der Greis schwieg, und setzte sich zu seinen ärmern Mitbürgern, die ehrfurchtsvoll von ihm zurückwichen. — Da nahm Typhon das Wort: „O Cleobulus, mußtest du mich so beschämen? Soll ich vergehen? Hört mich, ihr Bürger! bey eurem Wohle, bey den unsterblichen Göttern beschwöre ich euch, entlaßt euren Führer nicht! Cleobulus bleibe es!" — Nun erzählte er, wie sehr Cleobulus immer für das Wohl des Vaterlandes gesorgt, wie edel er an ihm gehandelt habe. — „Mein Ehrgeitz" — schloß er — „ließ mich diesen Edeln verkennen, verleitete mich sogar, ihn zu verläumden. O vergebt mir, der ich euch betrog; vergib du mir, tief gekränkter Cleobulus!" Typhon reichte ihm die Hand; aber dieser umarmte ihn, und drückte ihn an sein Herz. Thränen netzten ihre Wangen. Das laute Jauchzen des Volkes begleitete die Scene, einmüthig riefen alle: — „Cleobulus darf uns nicht verlassen; er bleibe unser Führer!" — „Ihr wollt es" — sprach dieser — „und euer Wille ist mir Befehl. Mein Daseyn ist nur euch geweiht. Möchte ich euch so glücklich machen können, als ich es wünsche; aber nur unter der Bedingung werde ich meinen bisherigen Posten bekleiden, wenn Typhon der nächste nach mir ist." — „Er sey es!" — antwortete das Volk, und bekränzte das edle Paar unter häufigem Freuden-Geschrey. Konnte die Tugend einen schöneren Triumph feyern?

240.

Die Wittwe eines französischen Unter-Zolleinnehmers war bald nach dem Tode ihres Mannes nach Paris gezogen, um dort ihren einzigen Sohn, den sie zärtlich liebte, unter ihren Augen zu einem brauchbaren Bürger des Staates erziehen zu lassen. Da die Natur dieses

Kind mit vielen äusseren Annehmlichkeiten und vortreffli-chen Verstandes-Anlagen begabt hatte, so sah sie in ihm die schönsten Hoffnungen aufblühen; um so mehr ließ sie sich seine Erziehung angelegen seyn. Aber die Vorse-hung schien beschlossen zu haben, alle diese schöne Hoff-nungen auf einmal zu zerstören, und ihre Standhaftig-keit auf die empfindlichste Probe zu stellen. Eines Ta-ges sitzt ihr Sohn auf einer Gallerie, um frische Luft zu schöpfen, und liest. Unten im Hofe schlägt indeß der Sohn des Parlaments-Präsidenten mit andern Gespielen den Ball. — Plötzlich fährt, durch einen un-glücklichen Schlag des Knaben, der Ball zur Gallerie herauf, trifft den Sohn der Wittwe, und zwar das rechte Auge desselben, welches sogleich durch die Gewalt der Kugel zerschmettert wird. Mit einem lauten Geschrey fällt dieser zur Erde. Alles rennt herbey, man findet ihn ohnmächtig auf dem Boden ausgestreckt liegen; sein ganzes Gesicht, besonders das verletzte Auge schwillt entsetzlich auf, und das linke noch gesunde Auge wird von einer Entzündung ergriffen, daß man auch dieses für verloren hält. In dieser Lage findet ihn der Sohn des Parlaments-Präsidenten, der unter Zittern und Beben herbey wankt, und sogleich gesteht, daß er der Thäter seye. — Voll Verzweiflung flüchtet er sich zu seinem Vater, erzählt ihm den ganzen Vorfall, und fleht um seinen Schutz. Dieser wird durch die Erzäh-lung des Unglücks äusserst aufgebracht, weil er den hoffnungsvollen Jüngling und seine rechtschaffene Mut-ter kennt. In der ersten Anwandlung des Zornes ver-wünscht er die Unbedachtsamkeit seines Sohnes, und be-fiehlt ihm, aus seinen Augen zu gehen. Trostlos eilte dieser in seine Stube, und beweinte sein Unglück. In-dessen ward die Mutter des Verwundeten herbeygerufen. Sie kommt, und man kann sich den Zustand denken, in welchen ein zart-empfindendes Herz, wie das ihrige, bey diesem Anblick versetzt wurde. Sie erkundigt sich nach den Umständen, und schon ist sie etwas mehr be-

ruhiget, als sie erfährt, daß ihr Sohn ganz ohne seine eigene Schuld unglücklich geworden seye. Sie faßt sich, da der Wundarzt kommt. — „Geben Sie mir Hoffnung“ — redet sie ihn an — „daß das Leben meines Sohnes erhalten werden könne?“ — „Ja“ — spricht er — „auch ohne ein Wunder wird er am Leben bleiben.“ — „Aber sein Gesicht, mein Herr?“ — „Sein Gesicht wird er verlieren ohne alle Rettung!“ Sobald der erste Verband gemacht war, verließ die Wittwe ihren Sohn, und will den Thäter sehen. Man sagt ihr, daß er in der äussersten Verzweiflung zu seinem Vater geflüchtet seye. Sie eilt dahin. Die Bedienten wollten sie abweisen. — „Sein Vater,“ — sagten sie, — „ist ihm hart genug begegnet; Ihr Anblick würde ihn tödten.“ — „Laßt mich zu ihm!“ — spricht sie. — Man meldete ihm ihre Ankunft. Der erschrockene Jüngling will sich verbergen; aber die Wittwe folgt dem Bedienten, und trat zugleich ins Zimmer. „Sie werden mir nicht entfliehen,“ — ruft sie. — — „Ach, Madame,“ — schreit der Knabe, und wirft sich zu ihren Füßen, — „bestrafen Sie mich durch keine Vorwürfe; sonst aber machen Sie mit mir alles, was Sie wollen. Sie können nicht grausamer gegen mich seyn, als ich es verdiene. Mein Vater verstößt mich, und mein übriges Leben wird mir auf die traurigste Weise hingehen!“ — „Trösten Sie sich!“ — sagte die Wittwe mit einer liebreichen Stimme, und hob ihn auf; — „das Unglück ist nicht so groß, als Sie vielleicht fürchten. Mein Sohn verliert sein Gesicht, aber sein Leben behält er. Ich weiß, Sie sind ein Freund meines Sohnes. Was Sie gethan haben, geschah weder aus Nachläßigkeit, noch aus Bosheit. Gottes Rathschluß hat es so gefügt; seine Hand züchtigt mich, und ich verehre seinen Willen. Ich würde doppelt gekränkt seyn, wenn dieser Zufall auch Sie unglücklich machen sollte. Beruhigen Sie sich; ich werde Ihren Vater zu besänftigen suchen, ich muß ohne dieß eine Genugthuung von ihm fordern!“ — Der Jüngling war von Dankbarkeit und Gefühl ihrer Groß-

muth erfüllt. Sie verließ ihn, und gieng zum Präsidenten, der noch ganz betrübt über den Verlust, den diese würdige Mutter erlitte, auf die Mittel sann, ihren Schaden möglichst zu vergüten. — „Unglückliche Mutter,“ — rief dieser, da er sie erblickte, — „haben Sie Mitleiden mit einem Vater, und quälen Sie mich nicht mit ihren Klagen, die das Verbrechen meines Sohnes mir noch schwärzer machen!“ — „Ich will Ihre Empfindlichkeit nicht vermehren,“ — antwortete sie, — „aber ich fordere Genugthuung.“ — „Fordern sie Alles, Madame, mein ganzes Vermögen gehört Ihnen.“ — „So viel eben nicht, aber auch nicht viel weniger.“ — „Und was denn?“ — „Daß Sie Ihrem Sohne verzeihen; er ist unschuldig und Ihrer Liebe würdig; lassen Sie mich allein unglücklich seyn, und tödten Sie mich nicht durch Ihren Zorn. Der Präsident, voll Ehrfurcht gegen die Mutter, die selbst da, wo der Standhafteste die Herrschaft über sich verlieren würde, sich zu fassen wußte, bewunderte sie, und beschloß, ihr nachzuahmen, Er verzieh seinem Sohne, und verschaffte der Wittwe und ihrem Kinde einen anständigen Unterhalt. Ihr Unglück wurde noch mehr dadurch gemildert, daß wider alle Hoffnung das eine Auge genas. Der Präsident und sein Sohn blieben Zeitlebens die Wohlthäter des Jünglings und seiner Mutter.

241.

Walter Miflin, ein Quäker und wohlhabender Gutsbesitzer in Newyork, einem der Nord-Amerikanischen Freystaaten — hatte von seinem Vater 37 alte und junge Sklaven geerbt. Eines Tages ließ er sie alle nach einander zu sich kommen. Er fragte einen derselben: „Freund Jakob! wie alt bist du?“ — „Neun und zwanzig Jahre;“ — „du hättest sollen mit dem ein und zwanzigsten Jahre frey seyn wie die Weißen, aber du sollst es heute werden, und ich gebe dir das Geld, welches du in diesen acht Jahren durch deine Arbeit verdient hättest, wenn

du mit dem ein und zwanzigsten Jahre frey geworden wärest. Das macht zusammen — ich habe es berechnet — 250 Pfund (2500 Gulden), und hier sind sie! Jetzt bist du also frey, wie ich, mein guter Jakob! Du hast nun keinen andern Herrn mehr, als Gott und die Gesetze. Geh in das andere Zimmer; dort ist meine Frau und mein Bruder, die schreiben dir deinen Freyheitsbrief. — Gott segne dich, Jakob! sey rechtschaffen und arbeitsam! Wenn dir Unglück oder Beschwerden aufstoßen, so erinnere dich, daß du an Walter Miflin einen Freund hast, der dir helfen wird." Jakob, erstaunt und gerührt, bricht in Thränen aus, und wird bis zu Zuckungen bewegt, als wäre ihm das größte Elend angekündigt worden. „O mein Herr!" — rief er endlich, nachdem er einige Minuten stumm da gestanden hatte — „was soll ich mit meiner Freyheit machen? Ich bin unter Eurem Dache geboren, und fand da immer, was ich nöthig hatte. Auf dem Felde arbeitetet Ihr mit mir, als ob ich zu Eurer Familie gehörte, auch genoß ich die nehmliche Speise, und hatte die nehmliche Kleidung wie Ihr, ich durfte nicht zu Fuß in die weit entlegene Kirche gehen. Der Sonntag war für uns; es mangelte uns an nichts. Wenn wir krank waren, so kam unsere gute Frau, besuchte und tröstete uns — brachte Arzney, und schaffte uns alle mögliche Pflege. — Nein! nein! einen so gütigen Herrn, wie Ihr seyd, kann ich nicht verlassen! Ihr habt mich nie als Sklaven behandelt; Ihr habt mit mir gesprochen, wie mit Euresgleichen — unsere gute Frau befiehlt niemals; sie sagt: Jakob, ich möchte, daß du das thätest! O, wie kann ich Euch und sie verlassen! Gebt mir des Jahres, was Ihr wollt, wenn ich nur bey Euch bin, weil ich sonst nirgends glücklich seyn kann." — „Ich bewillige deinen Wunsch, mein lieber Jakob!" — sagte hierauf Miflin. — „Du bleibst als ein freyer Mensch in meinen Diensten; für's Erste auf Ein Jahr. Aber nimm jetzt eine freye Woche, und feyre diese wichtige Begeben-

heit deines Lebens durch Ruhe und Freude; wie du willst!" — „Nein, mein Herr," — antwortete Jakob — „wir haben jetzt eben die Saatzeit; ich will einen andern Tag zu diesem Feste nehmen. — Aber laßt meine erste Handlung als freyer Mann die seyn, daß ich die Hand meines guten lieben Herrn zwischen meine Hände drücke, daß ich sie auf mein Herz lege, in welchem die Liebe und Dankbarkeit des Jakobs nur dann erst aufhören wird, wenn es gar nicht mehr schlägt! — Und meine zweyte Handlung sey — die Versicherung, daß der ganze Staat keinen bessern und fleißigern Arbeiter haben soll, als Euren treuen Jakob." — O du vortrefflicher Miflin! wie wohl wird dir nicht um dein Herz seyn müssen, wenn dort, am Richterstuhle unsers Herrn, dein Jakob dir das Zeugniß geben wird: Dieser war mein Herr und mein Vater, mein Gebieter und mein Freund! — „Was ihr gethan habt einem dieser meiner geringsten Brüder, das habt ihr mir gethan!" — O selig, wem der Richter einst dieß Wort zurufen wird! —

242.

Nicolas Compian, Kaufmann in Marseille, schiffte sich gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts auf einem Schiffe dieser Stadt nach Aegypten ein. Unterwegs traf dasselbe das Unglück, daß es einem Seeräuber aus der Barbarey in die Hände fiel, und Compian mit seinen Reise-Gefährten gefangen, und zum Sklaven gemacht wurde. Bey seiner Ankunft in Tripolis wurde Compian an einen reichen Mann, der zu den Vornehmsten im Staate gehörte und Said hieß, verkauft. — Sein Zustand machte ihn sehr niedergeschlagen, und ob er gleich mit vieler Leutseligkeit behandelt wurde, und das ganze Vertrauen seines Herrn genoß, so sehnte er sich doch nach Aegypten, wo er sein Glück zu finden hoffte, und vergoß bittere Thränen, wenn er an sein Vaterland und an seine Familie gedachte. Eines Tages begann sein Herr, der oft umsonst ihn zu beruhigen ge-

sucht hatte, mit diesen Worten: „gib mir dein Wort, und versprich, zurückzukommen; du sollst Erlaubniß haben, nach Marseille zu gehen, wo du deine Familie besuchen, und deine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung bringen kannst. Gott sey mit dir, und bringe dich gesund zurück!“ — Freudig nahm Compian, der von seinem Herrn noch ein schönes Geschenk mit auf die Reise erhielt, dieß gütige Anerbieten an, gieng in sein Vaterland, und kehrte, troß der verführerischen Zuredungen seiner Freunde, troß der Thränen seiner Kinder und eines geliebten Weibes, wie ein zweyter Regulus, in seine Gefangenschaft zurück. Als er in das Haus seines Herrn eintrat, traf er ihn im tiefsten Grame, da er eben in Gefahr war, seine krank gewordene Frau, die er innig liebte, durch den Tod zu verlieren. „Christ,“ — sagte der gute Mann zu Compian, da er ihn sah — „du kommst eben zu rechter Zeit zu meiner Hülfe; du siehst meinen Kummer; der Himmel sendet dich zu mir. Bete, bete zu deinem Gott für meine Frau und mich: denn das Gebet des Rechtschaffenen muß ihn rühren!“ — Bey diesen Worten fiel Compian auf die Kniee nieder, und betete mit Inbrunst an der Seite des Muselmannes. Gott erhörte das Gebet dieser rechtschaffenen Seelen; mit jedem Tage wurde die Kranke besser. Als sie ganz hergestellt war, wollte nun der gute Herr, voll Dankbarkeits-Gefühl über diese ihm geschenkte Freude, auch Andere glücklich um sich sehen. Er rief seinen treuen Sklaven Compian, und sagte zu ihm: „höre mich an, Christ, du darfst dir nun keinen Kummer mehr machen! Zwar wünschte ich, dich bey mir zu behalten, um mein Leben in deinem Umgange hinbringen, und dir meine Tochter zur Ehe geben zu können; aber deine nnd meine Religion sind dagegen. Ich muß also, wider den Wunsch meines Herzens, ihren Geboten gehorchen. Indessen ist mir noch ein Gut übrig, das ich dir umsonst geben kann, nämlich deine Freyheit. Doch darfst du nicht mit leeren Händen aus meinem Hause zu deinen

Verwandten zurückkehren: zeige ihnen diese Kette, welche Sklaven, wie du bist, zu Tripolis tragen sollen (er verehrte ihm eine goldene mit den prächtigsten Diamanten besetzte Kette) — und eben habe ich ein Schiff mit Getraide beladen lassen; dieses soll dein seyn, ich habe es dir zugedacht. Schiffe dich also ein, weil es Gottes Wille ist, daß du mich verlassen sollst! Komme glücklich zu den Deinigen zurück! Seyd alle meine Freunde, wie ich der eurige bin!" — Compian unterhielt mit Said einen beständigen Briefwechsel, und so oft er schrieb, floßen Thränen auf seinen Brief. Eben als er sich zu einer neuen Reise anschickte, um noch einmal die Freude zu haben, seinen Wohlthäter zu umarmen, wurde er krank, und starb. Die Nachricht von diesem Verluste war für Said so empfindlich, daß er unter seinem Kummer erlag, und seinem alten Sklaven bald in's Grab folgte.

244.

Zigan, der große Chan (Oberhaupt) der Kalmuckischen Tataren, eines asiatischen Volkes, welches an Wildheit und Barbarey wenigen rohen Völkern auf der Erde nachsteht, war im J. 1715. mit seiner ganzen Hofdienerschaft auf der Jagd im Walde. Unglücklicherweise verwundete ihn ein ungeschickter Sklave mit einem Pfeile an dem rechten Auge so, daß er den Gebrauch desselben verlor. Des Chans Gefolge fiel über den armen Sklaven her, und wollte ihn niederhauen. Aber Zigan hielt sie zurück, und sagte: „wir müßen nur den Vorsatz beurtheilen und bestrafen; nicht aber die That selbst. Dieser Mensch hat mich zufälligerweise verwundet, sonst sich aber treu bewiesen. Würde ich durch seinen Tod mein Auge wieder bekommen?" — Allein auch hiemit war der großmüthige Fürst noch nicht zufrieden; — er schenkte dem Sklaven nicht bloß das Leben, sondern auch die Freyheit, und sagte ihm: „Gehe hin im Frieden! Bedarfst du in der Folge meiner Hülfe, so scheue dich nicht,

dich an mich zu wenden, und ich werde dir's nie gedenken, daß ich von jetzt an durch dich ein Auge weniger habe." —

245.

Kaufmann K.. in Z. hatte sich zu seinem Vergnügen einen Garten angeschafft. Hinter demselben lag ein Stück Ackers, das aber meist unangebauet blieb. — K.., welcher seinen Garten gerne mit diesem Stücke erweitern wollte, machte dem Eigenthümer desselben das Anerbieten, daß er ihm soviel bezahlen wolle, als er dafür verlangen würde. Dieser aber gab ihm auf seinen Antrag eine grobe abschlägige Antwort. Einige Jahre nachher kam dieser Gutsbesitzer von selbst, und bot K.. seinen Acker zum Verkaufe an. Dieser verwunderte sich hierüber, erfuhr aber, daß der Mann durch Mißwachs und andere Unglücksfälle in Schulden gerathen wäre, und darum sein Gut zu verkaufen sich gedrungen sehe. Er war aber doch soweit entfernt, sich die Noth des Armen zu Nutze zu machen, daß er ihm vielmehr viermal mehr Geld, als er für den Acker forderte, und als er werth war, gab. Ueberdieß lieh er ihm noch einige hundert Thaler ohne Zinsen, daß er sich damit wieder helfen könnte. Mit Freudenthränen gieng der Ackersmann von ihm weg, und rief aus: „wie soll ich das vergelten!" — „Da ich helfen kann" — antwortete der Menschenfreund — „so thue ich jetzt nur, was Menschenpflicht thun heißt." Der sittliche Werth dieser schönen Handlung wird dadurch noch erhöhet, wenn man weiß, daß K.. niemals davon sprach; wie er denn auch öfters gegen seine Freunde äusserte: daß er den Reichthum nur deßwegen schätze, weil er ihm das Vergnügen gewähre, wohlthun zu können, und er ihm ein Mittel werde, die Thränen der Elenden zu trocknen, oder in Freudenthränen zu verwandeln. Dann erst freue ihn sein Geld, wenn er sich mit dem Gedanken niederlegen könne, daß

er durch Hülfe desselben wieder einen Menschen aus seinem kummervollen Zustande errettet habe."

246.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, bewies unzähligemale in seinem thatenreichen Leben, wie leicht es ihm seye, Vergehungen gegen ihn zu verzeihen, und selbst gegen Empörer und Menschen, die ihm das Kostbarste, was er besaß, Leben, Thron und die Liebe seiner Unterthanen, zu rauben suchten, Großmuth zu beweisen. — Ein Flamändischer Offizier, Namens Michaux (Mischoh), bot einst diesem Könige seine Dienste unter dem Vorwande an, daß er vom Spanischen Hofe seye beleidigt worden; seine wahre Absicht aber war, daß er Gelegenheit finden möchte, ihm das Leben zu nehmen. Heinrich, der dieses sein treuloses Vorhaben inne geworden war, ritt einige Zeit darauf, einzig in Begleitung des Flamänders, der mit einem raschen Pferde und einem Paar geladener Pistolen versehen war, auf die Jagd. Als sie im Freyen sich befanden, hieß der König ihn absteigen, unter dem Vorwande, daß er sehen wolle, ob sein Pferd wirklich so vortrefflich seye! als Michaux es ihm gerühmt hatte. Michaux stieg ab, und Heinrich schwang sich sogleich auf das Pferd desselben. — „Wollen Sie" — fragte er jetzt den Hauptmann — „Jemanden erschießen? Man hat mir gesagt, daß Sie mir nach dem Leben trachten; nun habe ich das Ihrige in meinen Händen." — Bey diesen Worten schoß er die zwey Pistolen in die Luft, und befahl dem Offizier, ihm zu folgen. Der Kapitän läugnete zwar seine böse Absicht, machte sich aber doch bald aus dem Staube, und ließ sich nie wieder sehen.

Die Stadt Meaux (Moh), welche sich gegen diesen guten König empört hatte, und sich nach einer harten Belagerung demselben wieder ergeben mußte, schickte einige Abgeordnete an ihn ab, um ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Kaum erblickten diese den König, als sie

dergestalt aus der Fassung kamen, daß sie kein Wort reden konnten, und sich ihm zu Füßen warfen. Heinrich, als er sie in diesem Zustande sah, konnte sich der Thränen nicht enthalten, richtete sie auf, umarmte sie, und sagte: „ich sehe in euch jetzt nicht unterworfene Feinde, sondern Freunde und Unterthanen, und so umarme ich euch mit einem so zärtlichen Herzen, wie ein Vater seine Kinder."

247.

Ein Knopfmachermeister zu Stadthagen in Westphalen, Wiebe war sein Name, pflegte sich immer einen ansehnlichen Vorrath von Kämelgarn und andern Gattungen von Garn von der Messe kommen zu lassen, um manchem seiner Mitmeister für einen kleinen Gewinn damit aushelfen zu können. Auf eine solche Art hatte er einem Knopfmacher in Lübecke einige Jahre her Garn geliefert, aber von demselben keine Bezahlung erhalten. In der Folge blieb dieser Mann gänzlich von ihm aus, und kaufte seinen Garn-Bedarf anderswo, ohne zuvor an Wieben den schuldigen Rest berichtigt zu haben. Da sich die Schuld auf etwas über fünfzig Thaler (90 Gulden) belief, so machte Wiebe, der zwar nicht arm, aber doch auch kein reicher Mann war, selbst den Weg nach Lübecke, um das Geld einzufordern. Er tritt in die Stube seines Schuldners, und findet allenthalben Spuren des höchsten Elendes; besonders aber fällt ihm unter der Familie des Mannes ein Knabe auf, den seine Aeltern, allen Kennzeichen nach, in der äussersten Rohheit aufwachsen ließen. Wiebe hatte sich anfänglich vorgenommen, auf die Bezahlung der Schuld, die schon so lange gestanden hatte, zu dringen, und wenn's die Umstände erforderten, obrigkeitliche Hülfe zu suchen. Allein die drückend kümmerliche Lage, worin sich sein Schuldner befand, erweichte sein Herz. „Lieber Meister" — sagte er zu ihm, — „ich sehe wohl, Geld wird er mir nicht geben können, ich will also seinen Sohn hier an Zahlungsstatt annehmen." —

Der arme Mann wußte nicht, was er aus diesem Antrage machen sollte, und fragte: „Wie soll ich das verstehen?“ — „Wie gesagt,“ — antwortete Wiebe, — „ich nehme seinen Sohn zu mir, und seine Schuld will ich auch tilgen.“ Man stelle sich das Erstaunen des Mannes vor, dem jetzt auf einmal eine drückende Schuld nachgelassen wurde, und der einen Sohn, für dessen Ernährung und Kleidung er nichts thun konnte, und zu dessen Bildung und Erziehung er sich unfähig fühlte, in die Hände eines so großmüthigen Wohlthäters übergehen sieht. Wirklich hielt Wiebe dieß fremde Kind so gut, wie sein eigenes. Er schickte es zur Schule, und ließ ihm ausserdem zu Hause Unterricht im Rechnen und Schreiben geben, lehrte ihn nachmals seine Profession, und sorgte überhaupt für Alles, was dem Knaben zu seinem künftigen Glücke nöthig war.

248.

Darius, der letzte König von Persien, welcher von Alexander dem Großen überwunden und seines Reiches beraubt worden war, äusserte in dem großen Unglücke, das ihn betroffen hatte, Gesinnungen eines sehr edeln Herzens. Als man ihm erzählte, wie großmüthig Alexander sich gegen seine gefangene Gemahlin und Prinzessinnen bezeugt habe, streckte Darius seine Hände gen Himmel, und sprach: „Ihr Götter des Vaterlandes und der Könige! helfet mir den Persischen Staat wieder aufrichten, damit ich Alexandern die Wohlthaten vergelten kann, die er in meinem Unglücke denen, die mir am liebsten sind, erwiesen hat! Ist aber in der allgemeinen Veränderlichkeit der menschlichen Dinge die Zeit gekommen, daß sich das Reich der Perser endigen solle, so lasset wenigstens keinen andern Menschen den Thron des Cyrus besteigen als Alexandern!“ Als er nach der letzten Schlacht, tödtlich verwundet, flüchtete, ward er von einigen Griechen eingeholt. Der einst so mächtige Monarch lag nun da auf einem Wagen, bereits in den letzten Zügen, und

hat nur um einen Trunk zur Kühlung seines lechzenden Gaumens. Und als einer der Griechen ihm frisches Wasser gebracht hatte, sagte er zu ihm: „Freund! so höchst unglücklich bin ich jetzt, daß ich dir nicht einmal diese Wohlthat vergelten kann, aber Alexander wird es thun, und die Götter werden Alexandern, dem ich durch dich meine rechte Hand reiche, die Großmuth vergelten, die er an meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern bewiesen hat." — Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, fiel er dem Griechen in die Arme, und starb.

249.

Heinrich der Vierte, König von Frankreich, sagte einst zu einem braven Offizier seines Heeres, dem Herrn v. Schomberg, in der Uebereilung ein paar Worte, wodurch sich derselbe sehr gekränkt fühlte. Einige Tage darauf sollte die Schlacht bey Jvry geliefert werden. Heinrich sah den Hrn. v. Schomberg, rief ihn zu sich, und sagte zu ihm in Gegenwart der vornehmsten Generale: „Herr v. Schomberg! Ich habe Sie beleidiget. Dieser Tag ist vielleicht der letzte meines Lebens; ich will die gekränkte Ehre eines braven Mannes nicht mit mir in's Grab nehmen. Ich kenne Ihre Tapferkeit und Ihre Verdienste, und bitte Sie recht herzlich um Vergebung. Kommen Sie in meine Arme!" — „Es ist wahr," — antwortete gerührt der Herr v. Schomberg, — „Sie haben mein Herz vor einigen Tagen tief verwundet; denn es ist sehr schmerzhaft, sich von einem verehrungswürdigen Könige verkannt zu sehen. Aber Ihre heutige Güte wird mir das Leben kosten; ich kenne in diesem Leben keine größere Freude, als in dem Dienste eines solchen Königes mein Leben aufzuopfern." — Der brave Mann hatte wahr geredet; denn er fochte mit beyspielloser Tapferkeit jedesmal da, wo die Gefahr am größten war. — Es wird Großen dieser Erde oft sehr schwer, ein ungerechtes Wort, eine schädliche Verordnung, eine übereilte Handlung zu widerrufen, und sich damit, wie sie es nen-

nen, ein Dementi (Demanti, Lügen) Schuld zu geben. Aber irren ist ja, wie wir wissen, das Schicksal der Menschheit, und wer sich zu einem Irrthum bekennt, gibt sich damit nicht einer Schande, nur einer Schwachheit schuldig, und zwar einer Schwachheit, die er mit den edelsten, weisesten Menschen gemein hat. Hingegen wer seine Schwachheit läugnen und beschönigen möchte, wer um sich nicht bloß zu geben, lieber die Folgen des Irrthums, wie verderblich sie immer seyn mögen, fortdauern läßt, der vermehrt zuvörderst die alte Schwachheit mit einer neuen, und setzt dann noch wahre Schande hinzu. Er läßt sich durch falsche Schaam einer armseligen Eitelkeit zu einer Handlung der Bosheit verleiten.

250.

Demetrius Poliorcetes, König in Macedonien, hatte den Bürgern zu Athen, als er noch des Königs Cassander Statthalter daselbst war, viele Wohlthaten erwiesen. Als er nun einst wider drey gegen ihn verbündeten Fürsten zu Felde gieng, ließ er seine Gemahlin und Kinder zu ihrer bessern Sicherheit bey den Atheniensern, deren Dankbarkeit er alles Gute zutraute. Er verlor die Schlacht, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, und hoffte bey seinen Freunden, den Atheniensern, eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Allein diese Undankbaren verweigerten ihm nicht nur den Aufenthalt bey ihnen, sondern schickten ihm sogar seine Gemahlin und Kinder unter dem Vorwande zurück, daß sie vielleicht in Athen nicht sicher wären, wo die Feinde hinkommen, und sie aufheben könnten. Dieses Betragen schmerzte den Demetrius in der Seele. — Denn es ist für einen edeln Menschen nichts empfindlicher, als Undank von denen zu erdulden, die man liebt, und denen man Gutes erwiesen hat. — Einige Zeit hernach gelang es diesem Fürsten, seine Glücks-Umstände zu verbessern, und er kam mit einem großen Kriegsheere, die Stadt Athen zu belagern. Nun waren sich die Athenienser bewußt, daß sie keine

Gnade von ihm zu hoffen hätten, und entschlossen sich, mit den Waffen in der Hand zu sterben. Sie erließen demnach einen Beschluß, welcher diejenigen zum Tode verdammte, die von Uebergabe der Stadt sprechen würden; allein sie gedachten nicht, daß fast gar kein Getraide mehr in der Stadt war, und daß es ihnen bald an Brode fehlen würde. Als sie nun wirklich sehr lange Zeit den bittersten Hunger ausgestanden hatten, sagten die Klügsten unter ihnen: „es ist doch besser, daß uns Demetrius auf einmal tödten lasse, als daß wir so den langsamen Hungertod dahin sterben; vielleicht wird er sich noch unserer Weiber und Kinder erbarmen.“ — Sie schloßen ihm also die Stadtthore auf. Demetrius befahl, daß alle verheiratheten Männer sich auf einem großen Platze versammeln sollen, und ließ diesen rund herum mit Soldaten besetzen, welche alle den bloßen Degen in der Hand hatten. Nun hörte man in der ganzen Stadt nichts als Heulen und Jammern. Die Weiber umarmten ihre Männer, die Kinder ihre Väter, und schluchzten ihnen das letzte Lebewohl zu. Als die Männer alle auf dem bestimmten Platze versammelt waren, stieg Demetrius auf einen erhabenen Ort, und warf ihnen in den rührendsten Ausdrücken ihren Undank vor. Er selbst war so bewegt, daß er während seiner Rede Thränen vergoß. Die Athenienser beobachteten das tiefste Sillschweigen, und erwarteten mit jedem Augenblicke, daß die Soldaten Befehl erhalten würden, sie sammt und besonders niederzumetzeln. Aber wie erstaunt waren sie, als dieser großmüthige Fürst mit diesen Worten seine Rede schloß: „Ich will euch zeigen, wie sehr ihr euch gegen mich verschuldet habt. Denn ihr habt euern Beystand keinem Feinde, keinem Fremden versagt, sondern einem Freunde, einem Fürsten, der euch liebte, der euch alle noch liebt, und der sich nur dadurch rächen will, daß er euch verzeiht, und euch Gutes thut. Kehret nach Hause zurück; unterdessen, daß ihr hier ge-

wesen seyd, haben meine Soldaten, auf meinen Befehl, Getraide und Brod in eure Häuser gebracht."

251.

In dem letzteren Kriege Frankreichs gegen die Spanier wurde in einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel mit sich führte, bald von den Franzosen, bald von den Spaniern besetzt war, auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letzteren, ein deutsches Piquet (Piket) von 21 Mann der D... schen Hülfs-Truppen von den Einwohnern ermordet. Nur Einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General L... von der Greuel-Scene. Sie forderte Rache, blutige Rache des Beyspiels wegen. Sogleich wird der Baden'sche Hauptmann v. H.... mit einer Truppen-Abtheilung beordert, die Stadt zu umringen, niederzubrennen und in einen Steinhaufen zu verwandeln; die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben; und in unthätiger Verzweiflung alle ihre Habe von den Flammen verzehren sehen. Der General versprach sich von dieser Verfügnng den besten Erfolg; denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und Hauptmann v. H. war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber dieser war auch noch mehr. Sein edles menschenfreundliches Herz wurde bey diesem Auftrage mit Grausen erfüllt; indessen konnte und wollte er ihn nicht ablehnen. Das nahe, schreckliche Schicksal so vieler unglücklichen und gewiß auch größtentheils unschuldigen Menschen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er im Geiste die Stadt auflodern, hört schon das Klagegeschrey der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden — doch entworfen ist schon sein Plan, genommen sein Entschluß. Noch in später Nacht gibt er seinem Kommando Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbey, unfern der bedroheten Stadt.

Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freund und Feind hatte ihnen Schutz und Liebe beyder Theile gewonnen; dieß wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freystätte für jeden Flüchtigen erklärt. Der Hauptmann v. H... begehrt Einlaß und eine Unterredung mit dem Prior. Beyde sind ihm gewährt; der Vertrauteste seiner Leute begleitet ihn. Nach einer halben Stunde kehrt er zu den Seinigen zurück, aber allein — der Begleiter entschlüpft unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors als ein Bote des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder, Greise sind eingeladen, sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten. Der Zug beginnt, durch die Mondes-Helle begünstigt. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken eröffnen den Zug. Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter ihren blinden Vater, u. s. w. — sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen wurden. Unterdessen hat der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß jener Weg zum Kloster offen bleibt. Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern, Holz und Stroh ausserhalb der Stadt und um dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald lodern von allen Seiten hohe Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten; an Plünderung wird nicht gedacht. — Nach zweystündigem Brande wird ein Eilbote abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehle zurück, daß die Stadt bis Mittag brennen müsse. Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeygeholt, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen)

wird zu gleichem Zwecke verbraucht. Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und gibt das Zeichen zum Abmarsche, der einem wahren Triumphzuge gleicht; denn unter den Tausenden ist auch nicht Einer, der andere als Freuden-Thränen weint. — Begleitet von den männlichen Einwohnern der Sadt, welche den Soldaten die Gewehre und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte jauchzende Haufe zum Kloster. Die von dem fernen Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzten ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichsten Gewißheit, als sie vernehmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Güter gerettet habe. Sie stürzen vor ihm nieder, sie küssen ihm die Füße, die Kleider, die Hände; er kann sich der lebhaftesten Aeusserungen ihres Dankes kaum erwehren. Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, mit einer Thräne im halbverloschenen Auge ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück. „Edler Jüngling" — sagte er — „indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückte — „für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch sind wir arm, und besitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. Ich selbst habe nur noch dieses Kreutz von edeln Steinen, das ich als ein Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als ein Andenken an die vergangene Nacht! Zwar zieren schon zwey andere Ehrenzeichen, Beweise deines Heldenmuthes, deine Brust; doch sey dieß das dritte, das dir die Menschheit bietet, dir nicht minder werth. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt Mensch zu seyn! Darum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn!" Der Hauptmann reißt sich tief erschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar in's Lager zurück. Aber wie ward

ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde in's Ohr geraunt wurde, daß der französische General schon von dem ganzen Vorgange unterrichtet seye! Das ganze Offizier-Corps war von diesem zur Tafel geladen. Von H... durfte nicht fehlen. Er gieng mit männlicher Fassung, und gestärkt von dem Bewußtseyn seiner guten That, einer, vielleicht entehrenden Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernste, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand, blickt ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts als: „Sie verstehen mich!" und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. — Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bey seinem schnellen Abmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickte seinen Verwandten des Priors Kreutz, und schrieb dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte und machen werde. Ungern trenne ich mich von ihm. Verkauft es und bezahlt meine Schulden!" Die Familie bezahlte die wenigen Schulden; aber das Kreutz verwahrte sie als einen Familien-Schatz. Wer hat einen bessern aufzuweisen?

252.

Als Kaiser **Karl der Große** sich einst auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt hatte, stieß er auf einen wilden Büffelochsen. Mit bloßem Schwerdte fällt er denselben an, um ihm — was er mit seinem Herkulischen Arme schon öfters gethan hatte — mit Einem Hiebe seinen großen Kopf vom Rumpfe zu hauen. Unglücklicherweise traf er ihn nicht nach Wunsche; dagegen verwundete er ihn so stark, daß das Thier auf das äusserste gereitzt ward, und der Ochse mit seinem beynahe eisernen Horne gegen das Pferd des Kaisers rennend, den Fuß des Kaisers mit gewaltigem Stoße zerquetschte.

Mit neuer Wuth drohte er ihn anzufallen; aber der muthvolle Karl, auf Gott vertrauend, und Ihn hoffnungsvoll um Hülfe anflehend — verliert, sich selbst überlassen, in dieser furchtbaren Lage die Fassung seines Geistes auch nicht einen Augenblick; und siehe — welch Wunder! Gerade in diesem Momente des unvermeidlichen Todes erblickte er — kaum durfte er seinen Augen trauen — wie von seinem und des Reiches Schutzgeiste herbeygeführt, einen Mann vor sich stehen, welcher mit einem Spiese den wüthenden Ochsen auf der Stelle erlegte, und nach der That sogleich sich in das Dunkel des finstern Waldes zurückzog. — Endlich kommen die Hofleute; die Schaar der Jäger, die ängstlich ihren Herrn suchten, eilt herbey. Alle schreyen und jammern über das ihrem Kaiser, den sie für verloren hielten, widerfahrene Unglück. Jeder verdoppelt seine Schritte, um ihm Hülfe zu leisten, ihn vom Pferde zu heben, das Blut, welches vom zerquetschten Fuße floß, zu stillen, und die Wunde zu erforschen; der Kaiser, voll Ruhe, verbietet es ihnen, und befiehlt nur, dem Ochsen den Kopf abzuhauen. — „Folgt mir," — sagte Er — „zu unserer Schwiegermutter, der Königin Hermangarde! Laßt uns eilen! Sie soll mich verwundet und gerettet sehen." — Er kommt. Die Königin sieht den Gemahl ihrer Tochter mit zerrissenen Kleidern, das Blut von seinem Leibe triefen, — hebt die Hände gen Himmel, und ruft Gott und die Heiligen an: „Was sollen wir" — sagte der großmüthige Kaiser — „dem Retter thun, der das Thier, dessen Kopf du hier siehest, mit Lebensgefahr erlegt hat? Was sollen wir ihm geben? Wie sollen wir ihn ehren?" — „Alles wollen wir ihm geben," — versetzte die Königin," — „er hat den Vater des Vaterlandes gerettet; er ist jeder Ehre werth!" — „So verlange also von mir für Isambard Vergebung und Alles, was Du willst! Er, den wir für unsern Feind gehalten, den wir in's Elend geschickt, dessen Vermögen wir an uns gezogen haben, weil wir ihn für ungerecht gegen uns hielten.

Wir wollen ihm Alles zurückstellen; lasset uns den Erhalter unsers Lebens aufsuchen! Laßt uns ihn ehren! Er sey unser Freund!" — Der Kaiser gab Befehl, ihn allenthalben aufzusuchen, ihm alle Ehre zu erzeigen, und ihn in seine Arme zurückzubringen; und erst, nachdem er diese Befehle gegeben hatte, kehrte er sich zum Wund-Arzte, daß er die Wunde besorgen möchte.

253.

Iphigenia Desille lebte mit ihrer Schwester, welche verheirathet war, und vier Kinder hatte, sehr eingezogen und unbekannt in dem ehemaligen Bretagne, einer Provinz im nordwestlichen Frankreich, deren Einwohner sich zum Theil einige Jahre hindurch der republikanischen Regiernng widersetzten, und den schrecklichen Krieg mit ihr führten, welcher unter dem Namen des Vendée-(Wandeh) Krieges bekannt ist. Voll Trauer über den Verlust ihres geliebten Bruders, der in dem ersten Jahre der Revolution als ein Opfer seines Patriotismus starb, und voll Schmerz-Gefühl über das, unter Robespierre's schrecklicher Regierung, täglich sich mehrende Elend des Vaterlandes lebten die beyden Schwestern nur für ihr kleines Hauswesen und für die vier unerzogenen Kinder. Ihr einziger Genuß war die Liebe der hülflosen Kleinen, und die Freundschaft, welche sie beyde unzertrenntlich verband. Aber nicht lange genoßen sie dieses stille Familien-Glück. Es kam ein Befehl von Paris, worin 30 Personen benannt wurden, welche als verdächtig arretirt, und nach Paris vor das schreckliche Revolutions-Gericht gebracht werden sollten. — Unter diesen 30 war auch das unschuldige Mädchen Iphigenia. Ohne Erbarmen wurde sie der weinenden und flehenden Schwester, den jammernden Kindern entrissen, und gefangen nach Paris geschleppt. — Das Revolutions-Gericht legte ihr einen Brief vor, welcher Desille unterschrieben war, und aus dessen Inhalte man auf die Bekanntschaft mit einem Königlich-Gesinnten schloß. Ist

es Verrath, ist es ein todeswürdiges Verbrechen, einen Königlich-Gesinnten zu kennen? fragte sie. — „Nur ob du den Brief anerkennest, wollen wir von dir wissen“ — war die Antwort der schrecklichen Blutrichter. „Wohl kenn' ich ihn,“ — sprach Iphigenie entschlossen, aber ehe ihr mich verurtheilt, gebt mir einen Vertheidiger!“ Des folgenden Tages wurde der Rechtsgelehrte Gauveau (Gohwo), ein edler rechtschaffener Mann, zu ihr in den Kerker geschickt, um sich mit ihr zu besprechen, und ihre Vertheidigung zu übernehmen. „Ich traue Ihnen zu,“ — sagte Iphigenia — „daß Sie alles zu meiner Rettung anwenden werden; was glauben Sie, daß ich zu befürchten habe?“ — „Es ist durchaus nichts nichts wider Sie als der fatale Brief, dessen Unterschrift Sie anerkannten“ — sagte Gauveau, „— und dieser unschuldige Brief wird vor dem Revolu-„tions-Gerichte als ein Beweis des Verbrechens gelten.“ Iphigenia: „Vertheidigen Sie mich mit Muth und Kraft; ich bin unschuldig: es wird Ihnen nicht an Gründen fehlen, den Schein des Verdachts, welcher aus dem Briefe entsteht, zu entfernen. Aber wenn sie mir schwören, daß sie von dem Geheimnisse, welches ich Ihnen entdecken werde, keinen Gebrauch machen wollen, so sollen Sie sehen, daß auch nicht einmal das mir zugerechnet werden kann, was diese Tyrannen ein Verbrechen nennen.“ Gauveau versprach zu schweigen. Iphigenia: „So wissen Sie denn, nicht ich, sondern meine Schwester schrieb jenen Brief. Kein gerechter Richter kann uns verdammen; geschieht es aber, so will ich für meine Schwester sterben. Ich bin unverheirathet. Meine Schwester hat vier unerzogene Kinder, welche ihrer mütterlichen Sorge und Pflege bedürfen, die ihnen in den jetzigen unglücklichen Zeiten doppelt nöthig ist. Ich sterbe für meine Schwester.“ — Gauveau bewundert das edle Mädchen, sah ihre Entschlossenheit, und wagte es nicht, weder sie zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, noch vor Gericht seinen Schwur zu

brechen. Aber mit großer Wärme und äusserster Beredtsamkeit führte er ihre Vertheidigung, doch vergeblich! Sie wurde zum Tode verurtheilt, und starb unter der Guillotine. Heldenmüthig und entschlossen litt sie den Tod, welchem sie sich aus Geschwisterliebe geweiht hatte, und ewig wäre es verborgen geblieben, welch' ein Engel Iphigenia war, wäre nicht Gauveau nach einigen Monaten auch zur Guillotine verurtheilt worden. Er hatte in seinem Eifer zu stark gegen jene Blutrichter gesprochen, und war dadurch selbst verdächtig geworden. Aber das ihm anvertraute Geheimniß nahm er nicht mit in's Grab. Er entdeckte es einem Freunde, um es einst in besseren Zeiten der Welt bekannt zu machen.

254.

Der Winter des J. 1779. war äusserst hart für Frankreichs Einwohner. Mangel und Theurung waren seine Folgen. In diesem traurigen Zeitpunkte ritt ein wackerer Pächter, der einige Meilen von Paris wohnte, aus der Mühle nach seiner Heimath. Vor sich auf dem Pferde hatte er einen Sack mit Gerstenmehl. Auf einmal sprang einer seiner Nachbarn aus dem Dickicht eines Gehölzes hervor, den Arm mit einer Keule bewaffnet. „Dein Mehl her," — schrie der Räuber, und schwang seine Wehre hoch empor. Aber gewandter war der Pächter. Rasch sprang er herab vom Pferde, packte seinen Mann bey der Brust; warf ihn nieder, und entriß ihm die Keule. „Kamerad," — sprach er, — „du siehst, daß dein Leben in meiner Hand steht." „Ermorde mich entweder, oder gib mir dein Mehl her! Ich muß es haben, oder Hungers sterben mit Weib und Kindern." — „Hungers sterben mußt du armer Tropf?" sagte der Pächter gerührt. — „Das ist etwas ganz anders. Aber deßwegen sollst du eben nicht zum Straßenräuber werden. Steh auf, Kamerad. Nimm den Sack! Er sey dir geschenkt. Ich will ihn dir aufladen helfen. So! und nun packe dich, und rede kein Wort weiter davon."

Im nämlichen Augenblicke, als man dem Pferde den Sack abgenommen hatte, ward es scheu, und rannte im Galopp nach Hause. Aber wie erschrack die Pächterin, als sie es allein, ohne ihren Gatten, in den Hof kommen sah! O Gott! schrie sie laut auf, meinem Manne ist ein Unglück begegnet. Und nun rief sie Knechte und Mägde zusammen, und eilte mit ihnen der Gegend zu, von welcher das Pferd hergekommen war. Ihre Angst war unbeschreiblich, nicht minder groß aber auch ihr freudiges Erstaunen, als sie ruhigen Schrittes, mit geraden gesunden Gliedern, nur ein wenig nachdenklich, ihren Gatten einher ziehen sah. Sie fragte zwanzigmal in Einem Athemzuge: wo das Mehl hingekommen seye? Aber er befahl ihr zu schweigen, bis sie allein wären. Dann erzählte er ihr die traurige Geschichte. „Der arme Mann," — fügte er hinzu — „muß schrecklich im Elende seyn, daß er mich anzutasten wagte, mich, der mit einem Faustschlage vier seinesgleichen in die Flucht jagen würde!" Thränen traten der Pächterin in die Augen! Aber nicht bloß weinen, helfen wollte sie. Schnell nahm sie einen Laib Brod, verbarg ihn in ihre Schürze, und sagte zu ihrem Manne: „Ach, wenn die armen Leute so sehr hungern, so können sie gewiß nicht warten, bis ihr Brod gebacken seyn wird." Und flugs eilte sie hin, und legte das Brod auf den Tisch der Unglücklichen. „Da, esset, und vertrauet auf Gott!" Dieß war alles, was sie sagen konnte, und im Huy war sie wieder aus dem Hause verschwunden. Ach, schon hatten die Kinder angefangen, ganze Hände voll Mehl zu verschlingen! Das Erstaunen der Eltern über diese neue Hülfe übertrifft alle Schilderung in Worten. Alle sahen einander mit Rührung an, Thränen brachen endlich das Stillschweigen, und selbst die Kinder netzten mit Thränen den ersten Bissen Brod, der seit drey Tagen über ihre Lippen kam. Von diesem Augenblicke an ward der Pächter mit seiner Gattin der Wohlthäter der armen Familie.

255.

In Paris lebten vor etwa 40 Jahren zwey Schwestern, deren eine sehr reich, die andere aber, welche Meuthe hieß, eine arme Obsthändlerin war, die nur mit Mühe sich mit 9 Kindern zu erhalten vermochte. Nie hatte die reiche Schwester sich um die arme Meuthe bekümmert, und ebensowenig jemals gethan, als ob sie ihr angehöre; denn sie schämte sich ihrer. Es wäre ihr so leicht gewesen, dem armen Weibe zu helfen: denn sie verlor in einem Abend im Spiele so viel, oder ließ bey einer Mahlzeit so viel darauf gehen, daß die Meuthe wohl ein ganzes Jahr mit ihren Kindern hätte davon leben können; aber sie half ihr nicht. Die reiche Schwester wurde gefährlich krank; die Aerzte sagten ihr, daß sie nicht wieder aufkommen würde. Sie machte ihr Testament, und vermachte ihr ganzes großes Vermögen einer ohnehin schon reichen Bäckerfrau; ihrem eigenen Kinde, dem einzigen, welches sie hinterließ, hatte sie nichts in demselben ausgesetzt. „Mein Gott!“ — sagte Meuthe, — „was habe ich doch meiner Schwester gethan, daß sie so hart gegen mich gehandelt hat? Und was hat ihr das arme Geschöpf, ihr eigenes Kind, gethan?!“ Meuthe erkundigte sich nach der Bäckerin, welche die Erbin des großen Vermögens war, und hörte überall, daß sie eine geitzige harte Frau seye, die gewiß das arme Kind ihrer Schwester schlecht genug halten würde. Bald vernahm sie auch, daß diese Frau im Begriffe stehe, es bey einem schlechten Weibe in die Kost zu verdingen. „Nein!“ — sagte Meuthe voll Unwillen — „nein, das soll nicht geschehen; ich will das Kind erziehen; Gott wird ja helfen!“ Man stellte ihr vor, wie schwer es ihr werden würde, noch dieses Kind zu ernähren, da sie deren schon neun habe, die ihr sauer genug würden; aber sie blieb bey ihrem Vorsatze. — „Ich“ — sagte sie — „bin ja dem verlassenen Kinde die nächste!“ (Sie holte das Kind, welches nur erst ein paar Jahre alt war, und trug es

auf ihrem Arme in ihr Haus) — „Ja, ich bin dir am nächsten, armes Geschöpf!" — rief sie und drückte das Kind mit Innigkeit an sich. Sie liebte von dieser Zeit an das Kind wie ihr eigenes; es empfieng alles, was ihre eigenen Kinder auch empfiengen: sie nährte und sie kleidete es so gut als die andern. So schwer es der guten Meuthe auch wurde, zehn Kinder mit ihrem kleinen Obsthandel zu ernähren, so hat es sie doch niemals gereut, das verlassene Kind zu sich genommen zu haben.

256.

Ein vertrauter Freund des Connetable Montmorency (Monmoransy) bat diesen auf seinem Todbette, sich doch seines einzigen Sohnes mit väterlicher Liebe anzunehmen, und ihn auf keinen Fall zu verstoßen. Der Connetable nahm ihn zu sich, und gab ihm noch dazu eine Pension, die nicht unbedeutend war. Einmal, als sich der junge Edelmann allein im Zimmer des Connetable befand, sah er einen prächtigen Diamant liegen, dessen Schönheit alle Gefühle der Ehre und Dankbarkeit in seinem Herzen niederdrückte. Er steckte ihn zu sich; aber seine niederträchtige Handlung blieb nicht unbemerkt. Ein Diener hatte ihn beobachtet — er eilte, seinem Herrn den Diebstahl anzuzeigen. Diesen schmerzte die niedrige Denkart eines Menschen, den er mit väterlichem Herzen aufgenommen, und in dem er so gern seinen edeln Freund hätte mögen wieder aufleben sehen. Aber er gedachte des Versprechens, welches er dem Sterbenden gab. Er ließ den jungen Mann zu sich kommen. Die Erwartung der Hausgenossen war auf's höchste gespannt; alle glaubten, er würde nun aus dem Hause verwiesen werden. Er selbst fürchtete das, warf sich zu den Füßen seines Wohlthäters, und beschwor ihn unter vielen Thränen, ihm doch zu verzeihen. Der Connetable hob ihn auf, uud sagte: „Es ist Ihnen ein Unglück begegnet, wovon ich die größte Schuld trage. Warum war ich so thöricht, Ihnen eine Pension zu geben, mit

der Sie nicht ausreichen können? Künftig soll sie um die Hälfte vermehrt werden. Sie bleiben bey mir, und sehen mein Haus als das Ihrige an." Wie beschämte, wie rührte dieß edle Benehmen den jungen Edelmann, und wie so ganz erreichte es seinen Endzweck! Von diesem Augenblicke an konnte sich der Connetable ganz auf ihn verlassen. Der junge Edelmann bereuete seine That, und besserte sich durchaus. Was wäre aus diesem Menschen geworden, hätte der Connetable ihn aus seinem Hause gewiesen? Würde er nicht wahrscheinlich noch tiefer gesunken seyn? Ein nicht ganz im Bösen verhärtetes Herz ist gewiß durch Güte am sichersten zu rühren und für die Tugend zu gewinnen.

257

Der Stammvater des noch jetzt existirenden großen Handlungshauses Zois in Laibach kam als ein armer Knabe aus der italienischen Provinz Bergamo, seinem Vaterlande, zu dem reichen Kaufmann Peter Codelli in die besagte österreichische Stadt. Durch Treue, Fleiß und Geschicklichkeit erwarb er sich die Liebe seines Principals in einem so hohen Grade, daß er ihn nicht nur zu seinem ersten Geschäftsführer machte, sondern auch zum Mit-Interessenten in seine Handlung aufnahm, und ihn dadurch in den Stand setzte, daß er nach seinem Tode die sämmtlichen Geschäfte seines Hauses unter der bisherigen Firma auf eigene Rechnung fortsetzen konnte. Ein Pupillen-Vermögen von 60,000 Gulden, das der Stadt-Magistrat zu Laibach seiner Redlichkeit anvertraut hatte, trug das Meiste zur Gründung seines Kredits und zur Ausbreitung seiner Thätigkeit bey. Im Jahre 1742. kam ein neuer Gouverneur nach Laibach, der aus Haß gegen den wackern Kaufmann dieses Kapital aus seiner Kasse zurückforderte. Zois gerieth in die äusserste Noth. Die Sache machte Aufsehen; alle seine Gläubiger ahmten das Beyspiel des Gouverneurs nach; jeder fürchtete den Sturz des jun-

gen Mannes. — Dazu kam noch ein neues Unglück. Zois hatte ein Haus in Venedig, und gerade um diese Zeit hörte sein dortiger Faktor, durch unglückliche Spekulationen zu Grunde gerichtet, zu bezahlen auf. Er eilte dahin, untersuchte unter der Aufsicht der Obrigkeit die Bücher seines Geschäftsführers, fand ihn schuldlos an seinem Unglücke, und noch einen Ueberschuß von 7000 Gulden. Aber diese 7000 Gulden konnte er nicht hinweg nehmen, ohne die Familie des Faktors in's tiefste Elend zu stürzen. Was thut der edle Mann? Er streicht seine Forderung aus, und erläßt der jammernden Frau und ihren Kindern die ganze Summe. Ganz Venedig erstaunte über diese schöne That, die durch die Rücksicht auf Zois bedrängte Lage in einem so großen Glanze erschien. Jedermann interessirte sich für ihn, besonders aber die Kaufmannschaft. Er erschien auf der Börse. Bekannte und Unbekannte drängten sich um ihn her. Die reichsten Häuser boten ihm ihre Dienste, ihren Kredit und ihre Kassen an, und alle hielten Wort. Gerettet reiste er nach Laibach zurück, und die Tücke des Gouverneurs waren vereitelt. Bald nachher besuchte er die Messe zu Sinigaglia, wo besonders sehr viel in Eisen gehandelt wird. Es war ein unermeßlicher Vorrath von diesem Metalle, aber kein Käufer angekommen. Zois nahm den ganzen Vorrath in geringen Preisen, und nach zwey Tagen strömten die Käufer schaarenweise herbey. Er machte einen ausserordentlichen Gewinn. In kurzer Zeit war sein Haus eines der ersten. Er starb im Jahr 1768. als einer der reichsten Männer in der ganzen österreichischen Monarchie.

257 b.

Vor einigen Jahren sah ein unbemittelter Hausvater, in einem Dorfe des Fürstenthums Lippe = Detmold, seinen Acker, der mehrere Jahre zuvor nur spärlich getragen hatte, vom Himmel reichlich gesegnet dastehen; die Frucht war zeitig zur Erndte, aber nach dem all-

gemeinen Spruche: „Ein Jeder ist sich selbst der Nächste!" sorgten bey dem Nahen eines furchtbaren Gewitters, und weil der folgende Tag ein Feyertag war, die Meisten für ihr eigenes Haus. Händeringend blickte der Hausvater bald auf die schwarze Unglückswolke, bald auf sein kornbeladenes Feld, und sprach im bittern Schmerzgefühle: „was nützet mir nun Gottes Segen, wenn ich ihn nicht genießen soll?!" Das Wort mochte dieser oder jener Jüngling vernommen haben. Es war schon Abend; das Ungewitter zog noch einmal glücklich vorüber, und der leuchtende Mond war Zeuge einer schönen Handlung. Mehr denn zwölf brave Jünglinge des Ortes vereinten ihre muthige Kraft, zogen mit eigener Hand bey nächtlichem Schimmer zu wiederholten malen dem sorgenden Landmann alle seine Früchte ein, und weigerten selbst den Labetrank anzunehmen, welchen der Dankbar-Gerührte ihnen reichen wollte, — weil ihnen das reine Bewußtseyn einer guten That genügte.

257 c.

Der eben so standhafte als unglückliche Kurfürst zu Sachsen, Johann Friedrich der Großmüthige, wurde am 24. April 1547. bey Mühlberg vom Kaiser Karl dem V. überfallen, verlor durch die Treulosigkeit seiner Krieger, nach achtstündigem Kampfe, die Schlacht, gerieth selbst, bey verspäteter Flucht, in Gefangenschaft, und mußte fünf Jahre hindurch seinem stolzen Sieger von Ort zu Ort folgen, um dessen Triumph zu verherrlichen. In dieser traurigen Periode seines Lebens befand er sich im J. 1550. zu Augsburg, und hier erfuhr er, daß die dasigen evangelisch-lutherischen Prediger ihres Amtes entsetzt, und ihnen anbefohlen worden war, das Land zu meiden, weil sie sich standhaft geweigert hatten, das sogenannte Interim (d. h. eine auf dem Reichstage zu Augsburg 1548. auf kaiserliche Veranlassung gegebene, für die Protestanten höchst nachtheilige Erklärung, wie es bis zur endlichen Entscheidung durch

eine allgemeine Kirchenversammlung einstweilen in Sachen der Religion gehalten werden solle) anzunehmen. — Der fromme Fürst ließ hierauf einen jener unglücklichen Prediger zu sich rufen, und als er von diesem vernahm, daß ihnen der Kaiser das ganze römische Reich verboten habe, stand er in heftiger Bewegung von seinem Sitze auf, trat an ein Fenster, und Thränen des innigsten Mitleids benetzten seine Wangen. Doch bald wandte er sich wieder an den Prediger mit der Frage: „Hat euch denn der Kaiser auch den Himmel verboten?" — „Nein!" — entgegnete dieser. — „Ey rief der Kurfürst in gefaßterem Tone und mit emporgehobenen Blicken aus, so hat's keine Noth! Seyd getrost; der Himmel muß uns doch bleiben. Gott wird wohl ein Land finden, wo ihr sein Wort predigen dürfet!" Darauf griff er nach seiner Satteltasche, und sagte: „Hierin ist Alles, was ich jetzt auf Erden habe, ich will euch daraus einen Zehrpfenning verehren, den theilet mit euren Kreutz-Brüdern! Ich bin zwar auch ein gefangener Fürst; aber mein Gott wird mir wohl wieder etwas bescheren!" — So zart fühlte das Herz eines Mannes, dessen starke Seele selbst das Unglück nicht beugen, den sogar das angekündete Todesurtheil nicht ausser Fassung setzen konnte. Ihn selbst vermochte Karl auch durch die heftigsten Drohungen nicht zur Einwilligung in das Interim zu bringen. Einst ließ es sich der stolze Kaiser vorzüglich angelegen seyn, die Seelenstärke seines Besiegten zu erschüttern. Da erfolgte bey heiterem Himmel ein heftiger Donnerschlag, und Johann Friederich brach in die frommen Worte aus: — „Ach ja, du alter, starker Gott! du lässest dich hören, daß du noch lebst; du wirst es wohl machen!" — Karl fühlte sich endlich gedrungen, die Standhaftigkeit des Kurfürsten zu bewundern, und gab die Hoffnung auf, eine so erhabene Seele zu besiegen, und dadurch seinen Triumph zu vollenden. —

257 b.

Auf der südlichen Küste Asiens, in dem Lande des Indischen Rajah (Fürsten) von Tanjore hielt sich ein Prediger des evangelischen Glaubenbekenntnisses, Namens Schwarz, mehrere Jahre in der Absicht auf, um so viel möglich die Christliche Religion unter den dasigen Heiden zu verbreiten. Er hatte auch schon hie und da Christliche Gemeinden und Schulen gestiftet. Eines Tages wurde derselbe zu einem ansehnlichen Staatsbedienten dieses Fürsten gerufen. Er kommt zu ihm, findet ihn aber krank im Bette. Nach einigen vorläufigen Gesprächen verlangt der Kranke diesen Geistlichen allein zu sprechen, und hier entdeckt er ihm, daß er sein Vermögen auf eine ungerechte Weise erworben, und seinen Fürsten darum betrogen habe. Er befinde sich jetzt, da er sein Ende herannahen sehe, in der äussersten Verlegenheit. Sein Glauben und sein Gewissen forderten die genaueste Wiedererstattung des ungerechten Gutes; durch die Ausübung dieser Pflicht brächte er seine unschuldige Frau und Kinder in die traurigste Lage. „Rathen Sie mir, lieber Herr" — fuhr er fort — „gegen wen soll ich handeln? Gegen meinen Fürsten oder die armen Meinigen? Gibt es keinen Ausweg, bey dem ich ruhig sterben könnte." Der gute Schwarz war äusserst gerührt über die Verlegenheit des Kranken, versicherte ihn aber, daß es in seiner Macht nicht stehe, ihn von der Beobachtung solcher ausdrücklichen Vorschriften des Christenthums freyzusprechen, als die Vorschrift der Wiedererstattung des ungerechten Gutes seye, und verließ ihn mit der Ermahnung, das zu thun, was ihm sein Gewissen am meisten zur Pflicht mache. In wenigen Tagen ward er wieder zu dem Kranken berufen, der ihn zwar schwach, aber mit heiterer Seele bewillkommte, und ihn versicherte, jetzt habe er Alles in Richtigkeit gebracht, sich über alles Irdische hinweggesetzt, nur der Stimme seiner Religion und seines Gewissens zu folgen. Er sey bereit, sein ungerechtes Gut seinem Herrn zu-

rückzugeben, da er doch nicht hoffen könnte, daß irgend ein Segen darauf ruhen werde. Er glaube an einen Gott, der selbst für die Erhaltung des Wurmes väterlich sorge, dieser werde auch seine Wittwe und Waisen nicht verlassen. „Thun Sie mir" — fuhr er fort — „den letzten Liebes- und Freundschafts-Dienst: Reisen Sie hin zum Nabob, und bitten Sie ihn, daß er einem seiner sterbenden Unterthanen, der ihn um 6000 Pagoden vervortheilt habe, und nun bereit sey, seine Frau und Kinder in bittrer Armuth zurückzulassen, um sie ihm wieder zu erstatten, die einzige Gnade erzeige, zu vergeben, nicht nach seinem Namen zu fragen, und die veruntreute Summe sich von Ihnen zurückzahlen zu lassen." Schwarz vergaß die Beschwerlichkeiten der Reise, ließ sich durch die Besorgniß, wie übel ihn der heidnische Fürst anlassen dürfte, nicht abschrecken, und eilte nun, die Bitte seines sterbenden Freundes dem Fürsten, der ihn wider Vermuthen gnädig empfieng vorzutragen. Der Fürst blieb einige Zeit voll Verwunderung stehen, und gab ihm darauf folgende Antwort: „Lieber Vater, ich habe es längst erkannt, daß Ihr ein Segen für mein Land seyd, und viel Gutes stiftet. Dieser Vorfall ist mir ein neuer Beweis, daß eure Lehre sehr vortrefflich seyn muß. Sagt meinem sterbenden Unterthanen wieder, daß er meine ganze Gnade besitze, daß ich ihm gern vergebe, und ein langes Leben wünsche. Ich lasse ihn fragen, ob er mich oder meine Unterthanen um so viel Geld betrogen habe? Hat er mich darum gebracht, so ist seiner Wittwe und Kindern Alles geschenkt; ist dieses Geld aber von meinen Unterthanen erpreßt, so muß er es wieder erstatten." — Zum Glück war dieses Geld diesem großmüthigen Fürsten entwandt, und blieb den Hinterbliebenen. — — Nicht wahr, liebe Kinder, ihr wünschet mit mir, daß der fromme Kranke noch die erfreuliche Nachricht erlebt hätte? Diese schöne, und nach der Versicherung eines wackern Mannes wahre Geschichte macht uns mit mehreren edeln Menschen auf ein-

mal bekannt, und belehrt uns, daß die Tugend in jedem Himmelsstriche ihre Lieblinge habe. Wer unter den drey trefflichen Menschen der edelste sey, mögen eure Herzen entscheiden!

Zartgefühl.

258.

Herzog Leopold von Braunschweig, der jedem Menschenfreunde durch seine Todesart bekannt ist, reiste am 9. Januar 1776. im 24sten Jahre seines Alters, in Begleitung seines vieljährigen Erziehers und Freundes, von Braunschweig nach Potsdam, wo er das ihm vom Könige Friedrich II. verliehene Infanterie-Regiment übernehmen sollte. Um Mitternacht fuhren sie ab, und der Prinz war gleich Anfangs ausserordentlich stille, und sprach gar kein Wort. Seinen Begleiter befremdete dieses Betragen um so sehr, da Leopold auf allen seinen Reisen jederzeit eine besondere Heiterkeit gezeigt hatte; er rechnete jedoch diese Stille der Trennung von seinen Aeltern und Freunden, oder der Ermüdung vom Abschiednehmen zu: denn aus Dankbarkeit hatte er von allen seinen Lehrern und Freunden persönlich Abschied genommen. Nach Verfluß von etwa zwey Stunden unterbrach er endlich das Stillschweigen, und sprach mit sichtbarem Ausdrucke einer tiefen Rührung folgende Worte: „Ich habe mich diese Zeit über genau besonnen, ob auch wohl Jemand in Braunschweig zurückgeblieben seyn möchte, der von mir beleidigt worden, und mißvergnügt über mich seyn könnte. Ungemein viel ist mir daran gelegen, mich dessen zu entsinnen; und wenn Sie mich an diesen oder jenen Fall erinnern können, so werden Sie mir den letzten und wesentlichen Dienst erwei-

sen. So, wie ich jetzt aus meines Vaters Hause gegangen bin, so möchte ich, mit Gottes Hülfe, dereinst aus der Welt gehen. Beyde Abreisen haben viel Aehnlichkeit miteinander, wenigstens für mich. Wenn ich werde überzeugt seyn können, daß ich keinen Menschen beleidigt und unversöhnt, und so viel es in meinem Leben nur möglich ist, hülflos zurückgelassen habe: wie ruhig werde ich alsdann nicht in die Ewigkeit, so wie jetzt in meinen neuen Beruf, eintreten können! — Der Gedanke, Jemanden in meinem Leben eine wesentliche Hülfe zu erzeigen, und wo möglich desselben Leben zu retten, liegt mir von jeher im Sinne. Noch ist mir eine solche Gelegenheit nicht vorgekommen, ob ich mich gleich herzlich darnach sehne, und — Sie dürfen es mir glauben — sie längst gesucht habe. — Freylich gehört hiezu auch Glück; und nicht selten fehlt es auch an einem wirklich gemachten Versuche. Wie beruhigend müßte die Erinnerung an eine solche gut genützte Gelegenheit für mich seyn, insbesondere bey der Abreise aus dieser Welt! Diesen Wunsch noch möchte ich vor meinem Tode erfüllt sehen, dann aber stürbe ich gerne!" — Während der Reise, welche beynahe 30 Stunden dauerte, sprach der Prinz fast einzig von eben dieser Angelegenheit, und erinnerte sich dabey aller ihm bekannt gewordenen Unglücksfälle mit dem Bedauern, daß ihn die Vorsehung nicht berufen habe, jene Verunglückten zu retten. Auf seinen Begleiter machte diese Unterredung einen so tiefen Eindruck, daß er nach der Ankunft in Potsdam sogleich das Wichtigste davon aufschrieb und versiegelte.

259.

Marivaux (Marlwo), ein Französischer Gelehrter, hatte ungefähr vier tausend französ. Pfund (gegen 1900 Rhein. Gulden) jährlicher Einkünfte, eine Summe, mit welcher er sich in einen eben so angenehmen als gemächlichen Zustand hätte setzen können, wenn er weniger großmüthige Freygebigkeit bewiesen hätte, und weniger empfind-

lich für Anderer Unglück gewesen wäre; allein von denselben gebrauchte er für seine eigenen Bedürfnisse nur 1500 Pfund ($687\frac{1}{2}$ Gulden), den Ueberrest wandte er dazu an, den Bedürfnissen Anderer abzuhelfen. — Sehr oft sah man ihn seinen eigenen, nothwendigen Lebens-Unterhalt aufopfern, um Leuten, die er kaum kannte, und die entweder wegen Verfolgung von unerbittlichen Schuldgläubigern, oder aus andern Gründen der Verzweiflung nahe waren, Freyheit und Leben zu erkaufen. — Er wußte aber seine guten Handlungen eben so sorgfältig geheim zu halten, wie andere ihre Fehler zu verbergen suchen, und verhehlte seine eigenen Bedürfnisse selbst seinen Freunden. Fontenelle, sein vertrautester Busenfreund, vernahm einst, daß er krank wäre; und da er seine ausserordentliche Gutherzigkeit und Freygebigkeit kannte, so besorgte er, daß er nun vielleicht selbst einigen Mangel leiden möchte. Er eilte sogleich zu ihm hin, begehrte mit ihm allein zu reden, und sagte mit einem zärtlichen Händedruck zu ihm: „Mein Freund! in dem Zustande, worin du dich jetzt befindest, kannst du sehr leicht etwas Geld bedürfen. Freunde, wie wir sind, sollen nicht warten, bis man von ihnen etwas fordern muß. Eine zärtliche Freundschaft soll die Bedürfnisse derer, die man liebet, errathen. Hier ist mein Beutel mit hundert Louisd'or, der zu deinen Diensten stehet.“ — „Ich sehe sie an,“ — erwiederte Marivaux — „als hätte ich sie wirklich empfangen, mein Freund! mein Herz hat sich ihrer schon bedient, und ich gebe sie dir mit all' der Erkenntlichkeit wieder zurück, die ein solcher Freundschaftsdienst verdient. Freunde, wie du bist, sollen solche Dienste ihren Freunden anerbieten; Freunde hingegen, wie ich bin, können dieselben, ohne die äusserste Nothwendigkeit, nicht annehmen, und ich habe meine Natur von Jugend auf gewöhnt, sich mit Wenigem zu begnügen.“ — Wer war in diesem Wettstreite an Großmuth und Zärtlichkeit größer — Fontenelle oder Marivaux? Wer ist der Bewun-

derung der Nachwelt würdiger: Marivaux der Mensch — oder Marivaux der Schriftsteller?

260.

Ein unbekannter noch lebender Gelehrter besaß einen recht niedlichen Garten vor der Stadt, der eine angenehme Lage und ein hübsches Gartenhäuschen hatte. Hier arbeitete er den Sommer über in ungestörter Ruhe im Schooße der schönen Natur, und seine wichtigsten Geistes-Produkte erblickten hier das Licht der Welt. Aber die Umstände des Mannes waren nicht die besten, woran seine große Mildthätigkeit einen wichtigen Antheil hatte: denn er war ein Menschenfreund, und half, wo er nur konnte; der schöne Garten mußte endlich verkauft werden. Der Gelehrte klagte nun in einer bald darauf erschienenen Schrift dem Publikum seine Noth, daß er seines schönen Sommer-Aufenthaltes beraubt seye, und daß er daher nicht mehr mit der vorigen Heiterkeit arbeiten könne. Eine wohlhabende Dame hatte den Garten für einige hundert Thaler erstanden; sie ließ ihn auf's beste in Stand setzen, und als eben Alles in seiner vollen Blüthe stand, ließ sie den vorigen Eigenthümer an einem schönen Morgen in den Garten bitten. „Ich weiß, mein Herr" — sagte sie zu ihm — „daß Ihnen die Entbehrung dieses angenehmen Aufenthaltes schwer wird; ich kann mir daher das Vergnügen nicht versagen, Ihnen denselben wieder anzubieten. Betrachten sie ihn als ihr Eigenthum! Und Niemand soll Sie, so lange Sie leben, in dem Besitze desselben stören." Der Gelehrte war von der Großmuth der Dame gerührt, und seine Dankbarkeit war dem Geschenke angemessen. Wie viele schöne Handlungen könnten auf diese Art vollbracht werden, wenn Begüterte auch immer Edelmuth genug besäßen, und ihre Güter auf eine wohlthätige Art anzuwenden verständen!

261.

Thomson, jener berühmte englische Dichter, war bey seiner ersten Ankunft in London in sehr eingeschränkten Vermögens-Umständen, und ehe seine Schriften ihn in Ruf brachten, oft sogar um eine Mittagsmahlzeit verlegen. Die Schulden, welche er damals machte, drückten ihn noch lange hernach, und einer seiner Gläubiger ließ ihn, nachdem sein vortreffliches Gedicht „die Jahreszeiten" gedruckt war, in's Gefängniß setzen, weil er hoffte, dadurch desto gewisser zu seinem Gelde zu gelangen. Die Nachricht von diesem Unglücke kam zufälligerweise dem berühmten Schauspieler Quin zu Ohren, der zwar die Jahreszeiten gelesen, aber den Verfasser derselben noch nie gesehen hatte. Nach genauer Erkundigung erfuhr er den Ort, wo Thomson gefangen saß, gieng hin, und sagte, als er in's Zimmer trat, zu ihm: „Sie kennen mich nicht, mein Herr, wie ich glaube; mein Name ist Quin." — Thomson nahm ihn höflich auf, und erwiederte: er hätte zwar nicht die Ehre, ihn von Person zu kennen, allein sein Name und seine vorzüglichen Talente wären ihm wohl bekannt. — Nachdem Thomson ihn hatte sitzen heissen, sagte Quin, er seye gekommen, um mit ihm zu Abend zu essen, und habe auch bereits dem Koche befohlen, für eine Mahlzeit zu sorgen, welches Hr. Thomson hoffentlich entschuldigen würde. Thomson antwortete ihm hierauf mit der gebührenden Höflichkeit. Bald darauf wußte Quin ihre Unterredung auf gelehrte Gegenstände zu lenken; und nach geendigter Mahlzeit nahm Quin Gelegenheit, seine Absicht zu erklären, indem er sagte: jetzt sey es Zeit, zur Sache zu kommen. Thomson antwortete: er sey bereit, ihm, so weit es seine Fähigkeiten erlaubten, in Allem zu dienen, was er befehlen werde; denn er glaubte, Quins Besuch beträfe eine Schauspieler-Angelegenheit. — „Mein Herr" — sagte Quin — „Sie verstehen mich unrecht; ich bin in Ihrer Schuld; Sie haben hundert Pfund von mir zu fordern, und ich komme, sie Ihnen

zu bezahlen." — Thomson antwortete mit einer niedergeschlagenen Miene, er seye sich nicht bewußt, jemals Herrn Quin beleidigt zu haben, und wundere sich daher, daß dieser seines Unglücks zu spotten suche. — „Bey Gott! nein," — sagte Quin, indem er seine Stimme erhob, — „davon bin ich unendlich weit entfernt. Ich sage, ich bin Ihnen hundert Pfund schuldig, und da sind sie;" — und legte eine Banknote von diesem Werthe vor ihn hin. Thomson erstaunte, und bat ihn, sich zu erklären. — „Gut," — antwortete Quin, — „ich will es thun. — Bald nachdem ich Ihre Jahreszeiten gelesen hatte, fiel es mir ein, mein Testament zu machen, weil ich doch nach meinem Tode etwas in der Welt zurück zu lassen habe. Unter andern Vermächtnissen bestimmte ich auch dem Verfasser der Jahreszeiten ein hundert Pfund; und da ich heute hörte, daß Sie in diesem Hause wären, dachte ich, ich könnte ebenso gut das Vergnügen haben, selbst das Geld hieherzubringen, als den Vollziehern meines letzten Willens aufgeben, es Ihnen zu bezahlen, und zwar zu einer Zeit, wo Sie es vielleicht weniger nöthig haben möchten als jetzt; und dieß, Herr Thomson, ist die Angelegenheit, um welcher willen ich gekommen bin."

234.

David Klaus, ein an Gelde armer, aber an vielem Guten reicher Hospital-Bewohner in Halberstadt, übte auch Wohlthätigkeit aus, und zwar mit großer Schonung derer, denen er Gutes erwies. Einst hatte er der Wittwe eines angesehenen Mannes, die, wie er wußte, nicht in den besten Vermögens-Umständen war, einige Klafter Holz gespalten, und wollte ihr den Arbeitslohn gerne schenken. Aber der Gedanke, daß es einer Frau von diesem Stande doch wehe thun möchte, von einem so geringen Manne, wie er war, etwas geschenkt annehmen zu müssen, bewog ihn, für jedes Klafter nur Einen Groschen Arbeitslohn zu fordern, damit es nicht

das Ansehen haben möchte, als wenn er ihr etwas schenken wolle. — Von seinen Broden, die er alle 14 Tage im Hospitale erhielt, pflegte er durch einen Dritten, der seinen Namen verschweigen mußte, einer dürftigen Familie abzugeben. Oft kaufte er in den Auktionen gute erbauliche Bücher, in der Absicht, solche an Andere zu verschenken, oder für einen geringen Preis wieder zu verkaufen, nur um die Freude zu haben, recht viel Gutes dadurch zu stiften.

263.

Man glaubt gewöhnlich, sich recht verdient um den Leidenden zu machen, wenn man ihn aufzuheitern, und der stummen Schwermuth, durch welche seine Seele niedergebeugt wird, zu entreissen sucht. Zu dem Ende zählen solche unberufenen Tröster ihm alle die Gründe der Beruhigung vor, die sie nur irgendwo gehört oder gelesen haben, und meynen, daß dieß der Weg seye, auf welchem man dem Unglücklichen nahe komme! — Diesen, mit dem menschlichen Herzen wenig Bekannten, möchte folgendes Beyspiel von der schonenden Behandlung eines Leidenden, das eine der edelsten Fürstinnen Deutschlands gab, zur Beherzigung dienen. Die einzige geliebte Tochter der Frau von Buchwald (so erzählt Gotter in einer kleinen, ihrem Andenken bestimmten Schrift) wurde im Jahre 1762. durch die Liebe in die Arme eines eben so edeln, als geistreichen Mannes, des Grafen von Werthern, Königlich-Preußischen Staats-Ministers, geführt. Aber kaum hatte die junge Gattin ein Jahr die Pflichten ihres neuen Standes kennen gelernt, als sie durch den Tod hinweggerissen wurde. Die Ursache dieses schnellen Todes war ein verschluckter Knochen, den sie am neunzehnten Tage unter heftigem Blutbrechen wieder von sich gab. Die Frau von Buchwald war gerade damals kränklich, und man hatte ihr nicht erlauben wollen, ihre Tochter zu besuchen. Bey'm Einbruche der Nacht aber vermochte

kein Zureden mehr, die Unruhe ihres Herzens zu überwältigen. Sie verlangte eine Sänfte, und ließ sich hintragen. Auf der Treppe begegnete sie einem Bedienten; sie fragt nach dem Zustande der Kranken; der Mensch erschrickt und verstummt. — „Sie ist todt! Mein Herz sagt es mir, sie ist todt,“ mit diesen Worten eilt sie in's Zimmer. Die Anwesenden wollten sie zurückhalten: sie dringt bis zu dem Bette der — bereits in die unsichtbare Welt hingeschiedenen Tochter, ergreift ihre kalte Hand, drückt sie an ihr Herz, sinkt auf ihre Kniee nieder, und ruft im feyerlichem Tone: „Der Herr hat dich gegeben; der Herr hat dich genommen, der Name des Herrn sey gelobet!“ — Dann erhebt sie sich, geht ins Nebenzimmer, wirft sich auf das Sopha, und betet leise. Niemand hat den Muth, sich ihr zu nähern. Endlich beschwört man sie, an ihre Erhaltung zu denken, und sich in das Schloß (die Gräfin von Werthern starb in Gotha, und die Frau von B. wohnte in dem in einiger Entfernung von der Stadt stehenden Herzoglichen Schlosse) zurückbringen zu lassen. Sie gibt nach; ohne eine Thräne zu vergießen, und ohne eine Sylbe zu sprechen, geht sie durch das Nebenzimmer in das Sterbezimmer, sieht ihr geliebtes Kind, und setzt sich wieder in die Sänfte. Die Nacht war schrecklich; sie schloß kein Auge; und ihre Seele schien in düsterer Schwermuth verloren. Man fieng an, ihr zuzusprechen, und — wie man es nennt — sie zu trösten; aber sie verbat sich allen Zuspruch, und wählte das einsamste Zimmer, das sie hatte. Am andern Tage erschien die Herzogin von Gotha. Thränen erstickten ihre Worte; sie setzte sich an ihr Bette, und schluchzte laut: „Arme, arme Mutter (das war alles, was sie sagen konnte), Sie haben viel, viel, unaussprechlich viel verloren!“ Ihr Gesicht zeigte die herzlichste Theilnahme, und mit Rührung drückte sie ihre Hand an sich. — Dieser Anblick erleichterte das beklemmte Mutterherz; sie weinen gemeinschaftlich. Ein gleiches geschieht bey'm zweyten

Besuche. Erst am dritten Tage versucht es die weise Menschenkennerin — nicht der Leidenden Trostgründe aufzudringen — sondern nur ihre Phantasie unmerklich auf andere Gegenstände zu lenken. Dann erst, als dieß ihr gelungen war, benützte sie ihre eigene bessere Stimmung zu ihrer Beruhigung, und wahre kindliche Ergebuug und Fassung waren die Früchte dieser weisen Behandlung! — Möchte doch jedem Unglücklichen und Leidenden eine eben so theilnehmende und fein fühlende Seele zur Seite stehen, wie dieser gebeugten Mutter! Es würde ihm dann auch leichter werden, sich zu fügen, und die empfindlichen Schläge des Schicksals standhaft zu ertragen!

264.

Der berühmte französische Marschall Turenne (Türenn) bemerkte in seiner Armee einen Offizier von alter Familie, der aber arm und sehr schlecht beritten war. Er bat ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit auf die Seite, und sagte voll Güte zu ihm: „Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht ein wenig dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem Generale nicht abschlagen werden. Ich bin alt,“ — fuhr er fort — „und zuweilen etwas kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eines bey Ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzugroßes Opfer zu verlangen, so würde ich es mir von ihnen ausbitten.“ Der Offizier antwortete bloß durch eine tiefe Verbeugung; holte sogleich sein Pferd, und führte es selbst in Turenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eines der schönsten und besten von der ganzen Armee. Wie sehr mußte sich der Offizier diesem edeln Manne verpflichtet fühlen, der mit der Sorge für sein Bedürfniß so viel feine Aufmerksamkeit für seine Ehre verband!

265.

Verweise sind, ihrer Natur nach, beschämend und herabwürdigend, und mit dem rauhen Tone der Superiorität gesprochen, müssen sie eher erbittern als bessern. Auch hier gibt es eine feinere, mildere Art, wodurch der Verweis seine Herbe, aber durchaus nicht seine Wirkung verliert; ja, wodurch seine Wirkung vielmehr nur größer und sicherer gemacht wird.

Türenne, der sich so gut auf's Wohlthun verstand, verstand sich nicht weniger gut auf's Verweisegeben. Seine Soldaten plünderten im Hennegauischen ein Schloß, das sie im Sturme erobert hatten. Sie fanden in demselben eine Frau von bewunderungswürdiger Schönheit, und brachten diese, als den besten Theil der Beute, ihrem Feldherrn. Türenne, der sich durch diese Aufmerksamkeit ganz und gar nicht geschmeichelt fand, ließ sogleich den Mann der Unglücklichen vor sich fordern. „Hier, mein Herr!" — sagte er — „empfangen Sie Ihre Gattin zurück. Die Erhaltung der Ehre derselben haben Sie diesen meinen wackern Soldaten zu danken. Sie empfanden Achtung für so viel Schönheit, und um sie gegen alle Anfälle eines Nichtswürdigen zu sichern, brachten sie dieselbe zu mir, ihrem Feldherrn."

266.

Der im May 1789. zu Göttingen verstorbene Professor der Theologie, Dr. Johann Peter Miller, war ein Religions-Lehrer, der mit Recht hätte von sich sagen können: „thut nicht allein nach meinen Worten, sondern auch nach meinen Handlungen!" — wofern die hohe christliche Bescheidenheit, die ihm eigen war, auch nur einen solchen Gedanken in seiner Seele hätte aufkeimen lassen können. Die auf der dortigen Universität damals studierenden Jünglinge, reiche und arme, die sich an diesen Mann wandten, fanden an ihm nicht einen vornehmen Gönner und großen Gelehrten, dem sie ihre

Aufwartung zu machen hatten; sondern es war Jedem bey ihm zu Muthe, als hätte er seinen leiblichen Vater in ihm wieder gefunden; so liebreich und treuherzig war er in seinem, übrigens höchst lehrreichen und erbaulichen Umgange. Seine Vorlesungen gab er Jedem frey, der es verlangte, und das Wenige, was er an Honorarien erhielt, schenkte er der Wittwen-Kasse. Einst bemerkte er, daß einer seiner Zuhörer immer mit sehr schlechten Beinkleidern in seinem Hörsale erschien. Mit väterlicher Besorgniß, ob nicht eine von liederlicher Lebensart herrührende Armuth die Ursache davon seye, ließ er diesen Menschen zu sich kommen, und befragte ihn insgeheim nach seinen Umständen. Da er hörte, daß Armuth die einzige Quelle seines schlechten Anzuges seye, so schenkte er ihm ein paar Beinkleider, die er sich kurz zuvor hatte machen lassen, mit der freundlichen Anrede: „es gewährt mir immer eine besondere Freude, wenn ein guter Mensch ein Kleidungsstück von mir trägt. Machen Sie mir diese Freude!" Der Student fand in der Tasche, unter dem Futter in einem alten Stückchen Papier, einen Doppel-Louisd'or. Die Umstände machten es wahrscheinlich, daß Miller von diesem Goldstücke nichts wußte; aber der ehrliche Jüngling eilte, das Gefundene dem rechtmässigen Eigenthümer wieder zu geben. Statt dieses Goldstück anzunehmen, sprach dieser mit dem Ausdrucke des herzlichsten Wohlwollens: „Ich habe einige schriftliche Ausarbeitungen von Ihnen gelesen, die von ihrem vorzüglichen Genie (Kopfe) zeugen. Um so mehr freue ich mich jetzt, daß Ihr Herz Ihrem Kopfe keine Schande macht. Von nun an werde ich als Vater gegen Sie handeln. Der Doppel-Louis'dor ist zu einem Kleide für Sie bestimmt; und hier nehmen Sie noch dieses Geld, wovon Sie sogleich das Nöthige in Ihrer bisherigen Wohnung berichtigen, und von Morgen an in meinem Hause unentgeldliche Kost und Wohnung nehmen können."

267.

Wer mit Feinheit zu geben weiß, gibt doppelt. Vornehme dünken meistens dieser Weitläufigkeit überhoben seyn zu können, weil sie meinen, daß man schon zufrieden seye, wenn sie nur etwas zu geben geruhen. Anders dachte einer der ersten Monarchen Europens, Georg III. König von England. Einst kam er in die Hof-Versammlung, als schon sämmtliche anwesende Personen im Spiele begriffen waren. Nur ein junges, wohlgebildetes Fräulein stand allein da, ohne daß Jemand mit ihr spielte. Der König fragte: warum sie nicht auch spiele? „O Sire!“ — antwortete sie — „ich bin eine arme Waise, die bloß von der Gnade ihrer Tante leben muß, wer wird da mit mir spielen?“ „Kommen Sie, ich will es thun!“ — In Kurzem hatte der König 2000 Dukaten an sie verloren. „Dachte ich's doch,“ — sagte er, indem er lächelnd aufstand, — „daß ich bey Ihnen verlieren werde.“

268.

Der Prediger Ditmar zu Kaselkow in Pommern, der das Unglück hatte, völlig contrakt und blind zu werden, besuchte im Sommer 1784. das Polziner Bad. Hier lernte er den edeln Menschenfreund Ludwig Eugen, Prinzen und nachmaligen regierenden Herzog von Würtemberg, kennen, der den guten Kranken, welcher noch ein junger Mann war, oft besuchte. Bey diesen Besuchen entdeckte der edle Prinz gar bald an diesem würdigen Geistlichen einen vortrefflichen Charakter, aber auch — große Dürftigkeit. Um ihm daher seinen traurigen Zustand in etwas zu erleichtern, schickte er, der so gerne die Thränen des Kummers und der Leiden trocknete, seinem unglücklichen Freunde eine Anzahl von Dukaten, mit folgendem Briefe, der noch mehr werth war als die Dukaten:

Würdiger Freund!

„Daß mein Herz ächten, warmen Antheil an Ihrem Schicksale nimmt, davon, schmeichle ich mir, überzeugen Sie Sich: daß ich über Sie jammere, sind Folgen der Menschenliebe. Aber, Freund! gern helfen wollen, und nicht können, drückt mehr, als die schwerste Last. Gern möchte ich, Sie ganz glücklich zu machen, das Werkzeug meines und Ihres Schöpfers dazu seyn. O Freund, wie sehr bedauerte ich Sie, als ich heute erfuhr, daß Ihre Vermögens-Umstände nicht die besten sind! Könnte ich doch helfen! dachte ich. Voll Mitleid, voll Wehmuth horchte ich auf die Stimme meines Gottes. Sie rief mir: Hilf nur dem Nothleidenden! — Hier, braver Mann, eine Kleinigkeit! Nehmen Sie sie, und überzeugen Sie Sich von dem ganzen Antheile, den ich an Ihnen nehme, und halten Sie Sich versichert, daß, wenn Sie alles verläßt, ich Ihre Stütze seyn will. Vertrauen Sie auf mich als ein Diener unsers Gottes! Er wird Sie durch mich nicht verlassen. Verzeihen Sie meine Dreistigkeit! Mein Herz findet Wonne, Würdigen Gutes zu thun. Dazu gab mir Gott mein Weniges. Wäre ich doch so reich, als Sie es, guter Mann, in Ansehung der Gottesfurcht und Tugend sind! Dieß nur ist dauerhafter, einziger, wahrer Reichthum. Fehlt es Ihnen dereinst an irdischen Nothwendigkeiten: nur dreist Ihre Zuflucht zum Herzen Ihres Freundes genommen; stets wird er sein Glück darein setzen, Ihnen von dem Seinigen mitzutheilen, um Ihnen überzeugende Beweise von der Achtung, Liebe und Freundschaft zu geben, womit ich bin

Dero

aufrichtigster treuer Diener und Freund
Louis von Würtemberg."

269 a.

Unter den alten Persern war die Gewohnheit, daß wenn ihr König das Land durchreiste, jeder Unterthan, durch dessen Besitzungen er kam, ihm ein Geschenk überreichte. König Artaxerxes Mnemon kam auf einer solchen Reise einst vor die Hütte eines armen Mannes, der seinen König nicht weiter gehen lassen wollte, ohne ihm ein Geschenk gemacht zu haben. Er hatte nichts, was er dem Könige hätte anbieten können; doch lief er hin zu einer Quelle, schöpfte einen Trunk frischen Was-

sers, und überreichte ihn dem Könige mit den Worten: „Hier, großer König, ist Alles, was ich dir geben kann!“ — „Du gibst mir mehr,“ — antwortete Artaxerxes, — „als mir irgend einer meiner Unterthanen gegeben hat. Dein redlicher Wille und das freundliche Herz, mit dem du mir diesen Trunk gibst, sind mir lieber als die kostbarsten Gaben.“ — Der König überhäufte den Mann mit Wohlthaten und Geschenken.

269 b.

Bey dem gefährlichen Rückzuge der Preußisch-Schlesischen Armee (unter Blücher), von Champ-Aubert und Montmirail nach Chalons, kam ein Preußischer Offizier in ein von den Bauern verlassenes Dorf. Nur der Schulmeister war zurückgeblieben, und diesem hatten die Einwohner alle ihre jüngsten Kinder in Verwahrung gegeben. Das Geschrey in diesem kleinen Schulmeisters-Hause läßt sich nicht beschreiben. Als der Offizier eben ein kleines Plätzchen hinter dem Ofen für sich in Besitz genommen hatte, trat ein Adjutant ein, um für den Prinzen August von Preußen Quartier zu machen, und in demselben Augenblicke folgte ihm auch schon der Prinz auf dem Fuße nach. Nun war große Noth. Der arme Schulmeister war ganz ausser sich vor Aengsten, wie er einen Prinzen nach Würden beherbergen und bewirthen sollte, da er die Schaar von schreyenden Kindern auf dem Halse hatte, die ihm an den Rockschößen hiengen, und sie nicht fahren ließen, er mochte sagen, was er wollte, und sich schütteln, wie er wollte. Der Prinz aber lächelte, beruhigte die Kinder durch freundliches Zureden, und sagte dem Schulmeister, er solle die armen Kinder ruhig in der Stube bleiben lassen. Darnach nahm er den Sessel des Schulmeisters in Besitz, hüllte sich in seinen Mantel, und schlief mitten unter dem Wimmern und Jammern der kleinen Schaar so ruhig, wie der, welchen ein schönes Selbstbewußtseyn und heiteres Gewissen begleitet, zu schlummern pflegt.

269 c.

Unter den zahllosen Opfern, welche das Schwerdt auf dem blutigen Schlachtfelde von Preußisch-Eylau wegraffte, befand sich auch ein junger Cornet (Standartenträger) von 17 Jahren, welcher im 4ten Litthauischen Dragoner-Regiment unter der Russischen Armee diente. Er hatte sich durch seine Herzensgüte, so wie durch seine ausgezeichneten kriegerischen Anlagen die Liebe und Achtung aller seiner Vorgesetzten und Kameraden erworben, und unter seinen Untergebenen war keiner, der nicht gern sein Leben für ihn gewagt hätte. Der Tod ereilte ihn mitten im heissen Kampfe, und die Bauern aus dem nächsten Dorfe, wo das Regiment vorher ziemlich lange gelegen hatte, erkannten bey'm Einscharren der Todten seinen Leichnam. Sie gruben ihn auf einem besondern Plätzchen ein, und bezeichneten sein Grab durch einen aufgeworfenen Hügel. Als die russische Armee späterhin wieder nach Eylau vorrückte, beschloßen seine Kameraden, ihm ein kleines Denkmal errichten zu lassen, und ein Sächsischer Soldat hatte auf dem Marsche nach Friedland Gelegenheit, es zu besehen. Es bestand aus Holz, und war in Form eines Sargdeckels über das Grab gebaut. Die Stelle, wo das Haupt lag, bezeichnete ein starkes hölzernes Kreutz. Auf beyden Seiten der hölzernen Decke befanden sich russische Inschriften. Das Kreutz war mit zwey Tafeln geziert, wovon die oberste, Namen, Stand und Alter russisch, die untere deutsch, mit der Bitte enthielt, daß, da der heldenmüthige Jüngling als Mensch und Soldat gleich achtungswürdig gewesen sey, Jeder, welcher Nation er nur immer angehören dürfte, so viel Ehrfurcht für seine Asche haben möchte, dieses ihm errichtete Denkmal zu schonen. Der sächsische Soldat marschierte 5 Monate nach jener mörderischen Schlacht über den Wahlplatz, und ungeachtet der unermeßliche Heereszug der Franzosen diesen Weg genommen hatte, war es doch bis jetzt unversehrt geblieben. Die Gegend war weit und breit umher verwüstet,

und in den Dörfern sahe man nur noch die leeren Brandstellen. Das Elend der Bewohner war über alle Beschreibung groß, und 6 Monate nach der Schlacht sahe man sie immer noch einzeln auf dem Schlachtfelde herumirren, um noch irgend etwas brauchbares von Eisen oder Leder zu finden, oder auszugraben. Einige Sachsen und Franzosen standen so eben um das einfache Monument, als ein solcher Unglücklicher vorübergieng. Er blieb, als er an das Grab kam, stehen, und zog, indem er es aufmerksam betrachtete, seine Mütze ehrerbietig ab. „Wer war der Mann, der hier liegt?" — fragten die Soldaten. — „Ach! hub er an" — „das war ein guter und braver Herr! — Er hat bey mir im Quartier gelegen, hier steht sein Name und sein Alter. Die Russen waren bisweilen, ob sie gleich unsere Freunde waren, sehr schlimm, aber seine Dragoner durften Niemand etwas zu leide thun, sie waren und mußten überall äusserst genügsam seyn, und doch liebten sie ihn so sehr, daß sie alle das Leben für ihn gelassen hätten. Ach der gute junge Herr, warum mußte er so früh bleiben (sterben)!"

Während dieses Gespräches waren mehrere Franzosen herzugekommen, und besonders hatte einer von ihnen der Rede des alten Mannes mit sichtbarer Rührung zugehört. Mehrere seiner Kameraden, die später auf die Stelle kamen, erblickten kaum das Holz, welches sehr trocken war, als sie sogleich auf den Einfall kamen, sich kurzweg darüber herzumachen, und die Breterwände in den eine Viertelstunde entfernten Bivouak zu schleppen, um ihr Fleisch dabey zu kochen. Hastig sprang er unter sie, und drängte sie zurück. „Hier liegt ein braver russischer Offizier," — rief er erbitzt — „so viele tausende unserer Kameraden haben sein Grab verschont, und Ihr wollt es vernichten?" — „Dort ist Holz genug," — fuhr er fort — „indem er auf einen nahen Wald zeigte, dort holt euch, so viel ihr braucht!" Seine Kameraden wollten sich durchaus nicht abweisen

lassen, weil das Holz, wie sie meynten, dem Todten nichts helfen könne. Der edle Kriegsmann kehrte sich aber nicht daran; und als sie Gewalt brauchen wollten, drohte er, mit ihnen bis zum Regiment zu gehen, und dort die Sache anzuzeigen. Da sie hier ohne Zweifel nicht gut wegzukommen glaubten, standen sie ab, und nahmen zu einem andern Material, nämlich zu gedörrtem Grase, ihre Zuflucht.

Freundschaft.

270.

Zwey Matrosen, Antonio und Roger, der eine ein Spanier, der andere ein Franzose, geriethen auf einer Reise zur See in die Hände eines Algierischen Seeräubers, der sie beyde als Sklaven verkaufte; doch blieben sie glücklicherweise bey einander. Sie bekamen einen Herrn, und wurden zu einerley Arbeiten gebraucht. Ihre gegenseitige Freundschaft erleichterte ihnen ihr gemeinschaftliches Elend. Sie arbeiteten an der Anlegung einer Straße, die durch ein felsigtes Gebirge geführt werden sollte, welches unten das Meer bespülte. Eines Tages bemerkte Antonio in der Entfernung ein Schiff. „Vielleicht, vielleicht kommt eine Rettung für uns," — sagte er zu Roger, und zeigte ihm das Schiff. — „Hoffentlich" — fuhr er fort — „ist das Schiff ein christliches, und wird nahe an der Küste vorbeysegeln." — Roger wußte nicht, was er damit sagen wollte. Antonio erklärte es ihm. „Wenn" — sprach er — „dieses Schiff nicht weit von unserer Küste ist, so stürzen wir uns von dieser Felsspitze ins Meer, und schwimmen nach dem Schiffe hin. O theurer Roger, dann sind wir frey!" Roger stimmte nicht in sein Entzücken ein. „Rette du

dich, du Lieber," — sprach er — „ich werde dann mein Elend ruhig ertragen, wenn ich dich nur frey weiß." Antonio verstand nicht, was sein Freund mit diesen Worten sagen wollte, bis er endlich hörte, daß derselbe nicht schwimmen könne. „O!" — sagte er hierauf, — „ich kann sehr gut schwimmen, du sollst dich an meinem Gürtel halten, wir werden uns beyde retten, denn ich bin stark." Während dieses Gespräches schlug die Stunde, welche die beyden Freunde wieder an die Arbeit rief; schon fiengen auch die Aufseher an, ihr Gespräch zu bemerken. Roger war in großer Uruhe; er wäre so gern frey gewesen, und hatte ein so sehnliches Verlangen, seine Aeltern wieder zu sehen, aber es schauderte ihn vor der Lebens-Gefahr, die sein Freund zu seiner Rettung übernehmen müßte, um so mehr, da es leicht geschehen konnte, daß ihm die Last zu schwer würde, und sie beyde untersanken. „Nein," — sagte er, — „Antonio, rette dich; ich will gerne bleiben!" Nach zwey Stunden war das Schiff da. — Antonio kam. — „Jetzt Freund, jetzt" — rief er, — „ist es Zeit. Deine Hände — und fort!" — Roger sträubte sich. „Rette dich allein, mein Theurer" — sagte er, — „ich will dir deine Arbeit nicht noch erschweren." — Er fiel ihm mit diesen Worten in die Arme, und weinte einen Strom von Thränen. — „O theurer Roger," erwiederte Antonio — „jetzt keine Thräne, jetzt brauchen wir Muth und Entschlossenheit! Zaudern wir noch ein paar Minuten, so sind wir vielleicht Sklaven auf immer. — Komm Freund, wenn du nicht willst, daß ich mich vor deinen Augen von diesem Felsen in den tiefen Schlund hinabstürze, und meinem Leben ein Ende mache. Antonio umschlingt jetzt seinen Freund, der sich ihm zu Füßen geworfen und gefleht hatte, daß er sich allein retten möchte, mit seinen starken Armen, erreicht in vollem Laufe mit ihm den Gipfel des Felsen, und stürzt sich mit ihm muthig in's Meer hinab. Im Hinabspringen bat Antonio seinen Freund, sich nur fest an seinen Gürtel zu halten. Beyde sinken

unter, erscheinen aber bald wieder auf der Oberfläche; Antonio arbeitet mit der größten Anstrengung, um bald das Schiff zu erreichen. Jetzt bemerkte man auch auf dem Schiffe den Vorfall, obwohl man nicht wußte, was man daraus machen sollte. Die Aufseher der Sklaven hatten aber auch die Flucht der beyden Freunde bemerkt, und sprangen in eine Schaluppe, welche am Ufer stand, um die beyden Flüchtlinge wieder einzuholen. Antonio, welcher sie erblickte, verdoppelt seine Kräfte, um ihnen zu entkommen. Auch Roger hatte sich umgesehen, und die Gefahr entdeckt, worin sie schwebten. — „Rette dich, Theurer!" — ruft er seinem Freunde zu, — „ich halte dich nur auf." Mit diesen Worten ließ er den Gürtel fahren, und sank unter. Antonio stürzt ihm nach, und ergreift ihn auf's neue. Beyde blieben eine Zeitlang unsichtbar unter dem Wasser, und so wußten ihre Verfolger in der Schaluppe nicht, wo sie seyn möchten, und hielten einige Zeit ungewiß stille. — Indessen hatte man auch vom Schiffe ein Boot ausgesetzt, und ruderte heran. Nach einer kurzen Zeit erscheint Antonio wieder mit seinem Freunde auf den Wellen — und das Boot eilt ihm entgegen. Aber alle seine Kräfte sind erschöpft. Jetzt ruft man ihm vom Boote aus zu; er ermannet sich auf's neue, kämpft gegen die Wellen, ermattet wieder, und will so eben untersinken, als glücklicherweise das Boot da ist, und sie aufnimmt. Beyde waren im Verscheiden. Antonio hatte nur noch so viel Kraft zu rufen: „Helft nur meinem Freunde!" — und fiel dann ohnmächtig nieder. — Roger lag schon ohne Lebenszeichen ihm zur Seite. Man suchte beyden zu helfen, und Roger kehrte zuerst in's Leben zurück. Wie erschrak er, als er seinen Retter erblaßt zu seinen Füßen sah! Er wirft sich mit lautem Geschrey auf den erstarrten Körper desselben, und erfüllte die Luft mit seinem Wehklagen. Endlich holte auch Antonio wieder Athem, und nun war Roger vor Freuden ausser sich. Man verdoppelte jetzt die Bemühung, durch Reiben und Erwärmen den Erstarrten wieder zum völli-

gen Leben zu bringen, und es gelang. Antonio öffnete seine Augen wieder, und Roger drückte ihn an seine Brust. So kamen sie an's Schiff. — Die rohesten Matrosen hatten Ehrfurcht vor ihrer Freundschaft, und beeiferten sich um die Wette, ihnen Dienste zu erzeigen. In wenigen Tagen waren die Kräfte beyder hergestellt. Roger kommt nach Frankreich, und wurde Gondelfahrer zu Versailles (Wersallj'). Antonio aber geht zu seiner Frau und Kindern nach Spanien zurück; jedoch trennte auch dieser weite Raum ihre Herzen nicht, und sie unterhielten, bis Roger starb, den zärtlichsten Briefwechsel. Ueberall erstaunte man über ihr Schicksal, und bewunderte die Stärke und den Muth ihrer treuen Freundschaft.

271.

Während des Einfalles der Franzosen in Sachsen im Herbste 1806. flüchteten mehrere Gutsbesitzer in die nahen Städte, indem sie sich dort vor Plünderungen und Gewaltthätigkeiten sicherer glaubten, als auf dem Lande. K. von S... und der Finanzkommissair K.... welche beyde in Einem Dorfe Güter besitzen, und sehr nachbarlich befreundet lebten, flüchteten sich mit ihren Familien nach einem nahe gelegenen Städtchen. Letzterer verspätete sich aber, indem er noch manche Anordnungen wegen seiner Haushaltung zu treffen hatte, und mußte der Gesellschaft in ziemlicher Entfernung zu Fuße folgen. Glücklich hatten die Familien ihren Zufluchtsort erreicht, und erwarteten jetzt nur noch mit banger Besorgniß den nachkommenden Vater und Freund. Mit jeder Minute vermehrte sich ihre Angst, und stieg endlich auf den höchsten Grad, als schon einige Stunden verflossen waren, ohne daß der Erwartete bey ihnen eingetroffen war. Händeringend jammerten die Kinder um ihren schon für verloren geachteten Vater, und unaussprechlich war der Schmerz der besorgten Gattin. Gerührt durch diesen jammervollen Anblick eilt der würdige S. — ohne auf eigene Sicherheit Rücksicht zu nehmen, auf dem Wege

nach der Heimath zurück; und schon vor dem Thore, als er sich durch eine zahllose Menge Soldaten gedrängt hatte, begegnete ihm sein unglücklicher Nachbar, der gewaltsam fortgeschleppt wird. Er umarmte ihn voll Bestürzung; aber ausser aller Fassung und fast von Sinnen gekommen, konnte jener ihm nicht einmal die Ursache seiner mißlichen Lage angeben. Er war sogleich ergriffen worden, da eine bekannte Frau seinen Namen und seinen Charakter genannt hatte. Man brachte ihn zum Obersten der Gensd'armerie (Schandarmerie); S. folgte auf dem Fuße nach, und erfuhr nun dort, da er der fremden Sprache mächtig war, daß dieser Commissaire des finances (Commissär dä Finahn's) eine viel zu wichtige Person sey, als daß man ihn wieder frey geben könne; vielleicht werde er gar für einen Spion gehalten, weßhalb er jetzt verhört, und sodann seine Strafe erhalten werde. Auch zum Obersten drängt sich nun der edle S. mit der Vorstellung, daß dieses Prädicat in Sachsen keinen Bezug auf die höheren Staats-Angelegenheiten habe, und bat, weil es der Befreyung seines Freundes und der Beruhigung einer gebeugten Familie galt — mit der größten Innigkeit für denselben. Man wies ihn ab. — Ein Blick auf die kummervolle Lage seines Freundes, dessen Schmerz sich in Thränen auflöste, vermehrte seine zum Herzen gehende Beredtsamkeit, die den härtesten Krieger rühren mußte. Der Oberste — berief sich auf seine Pflicht, zuckte die Achseln und schwieg. Als aber der Finanzcommissair, der Sache unkundig, meynte, man verurtheile ihn zum Tode, und alle Kräfte ihn zu verlassen schienen, da erhob sich der würdige S. mit Nachdruck, und sagte entschlossen: „So haben Sie denn kein Weib, keine Kinder, die Sie erinnern könnten, menschlich zu seyn? Hat nie das häusliche Glück sanfte Gefühle in Ihrer Brust rege gemacht? Nein, gewiß nicht, sonst wären Sie zu bewegen, diesen schuldlosen Mann frey zu geben, um dessen Rettung jetzt eine liebende Gattin mit ihren Kindern den Himmel auf den Knieen

anflehen! so behalten Sie mich statt meiner in Verwahrung; nehmen Sie mein Leben als Bürge seiner Unschuld!" — „Nein!" — erwiederte der Oberste jetzt von Gefühl ergriffen — „nehmen Sie ihn, Freund! mit sich, geben sie ihn seiner Familie zurück; Gott wird auch mich dafür glücklich in die Arme der Meinigen zurückkehren lassen!" — Und so führte der treffliche S. den Finanz-Commissär K.. zurück, bereitete sich eine Stunde des schönsten Vergnügens, und erhöhete die Achtung, die man schon früher ihm zollte.

272.

Als Kaiser Karl V. nach dem Tode seines Großvaters, Königs Ferdinand von Spanien, zur Besitznahme des Reiches nach Madrid gieng, befand sich unter seinem Gefolge ein junger französischer Graf aus dem Hause de Bossu (Bossüh). Des Jünglings vorzügliche Größe und Bildung, seine körperliche Gewandtheit, die ihn zum trefflichen Reiter machte, seine zuvorkommende Dienstbeflissenheit und seine übrigen liebenswürdigen Eigenschaften hatten ihn dem Kaiser so werth gemacht, daß er immer um ihn seyn mußte. Einst hatte Karl eine große Jagd veranstaltet, und setzte einem Eber tief in den Wald hinein mit solcher Hitze nach, daß ihm Niemand zu folgen wagte als de Bossu, der sich aber dabey unversehens an einem vergifteten Dolche, welchen er, nach damaliger Gewohnheit der spanischen Jäger, bey sich trug, verwundet hatte. Karl bemerkte das hervorströmende Blut an seinem Lieblinge, und fragte erschrocken, ob ihn der Eber verwundet habe. De Bossu sagte die Wahrheit, wie es zugegangen seye, mit dem Beyfügen, daß er Niemanden als sich selbst Vorwürfe zu machen habe. Karl kannte die tödtliche Wirkung des Giftes, sobald es ins Blut übergehe. Um seinen Liebling zu retten, dachte er nicht an eigene Lebensgefahr: er sprang vom Pferde, befahl dem Grafen auch abzusteigen, und sich unbedingt seinem Willen zu unterwerfen. Der Graf machte Einwendungen; allein Karl be-

stand darauf, riß die Kleidung von der Wunde, sog das Blut zu wiederholten Malen aus, und spuckte es weg. Diese entschlossene Handlung lohnte den Königlichen Freund mit der Freude, seinem Freunde das Leben gerettet zu haben, ohne nachtheilige Folge für das seinige, und stiftete ihm bey der Nachwelt ein schöneres und bleibenderes Denkmal als tausend andere.

273.

Heinrich II. Herzog von Montmorency (Monmorahnsy), der letzte dieses berühmten Hauses in Frankreich, hatte sich in den Händeln, welche König Ludwig XIII. mit seinem Bruder, dem Herzoge von Orleans, führte, auf des Herzogs Seite geschlagen. Als es im J. 1632. bey Chatelnau d'Arry in Languedoc zu der für den Herzog so unglücklichen Schlacht kam, ward unter andern auch der Herzog von Montmorency gefangen und verurtheilet, als ein Rebelle den Kopf zu verlieren. Keiner von den Großen des Hofes, die ehemals seine Freunde waren, wagte es, bey dem Könige eine Fürbitte für ihn einzulegen: nur Herr von Chatelet bewies sich als Freund in der Noth. Er warf sich dem erzürnten Könige zu Füßen, und flehete, wiewohl vergeblich, um des Herzogs Begnadiguug. Als der Monarch seine Bitte abschlug, setzte er die Worte hinzu: „Ich glaube, Ihr würdet wohl gar Einen Arm darum geben, wenn Ihr den Herzog beym Leben erhalten könntet?" — „Ich würde beyde hingeben, allergnädigster Herr," — antwortete der großmüthige Freund — „wenn ich den einen damit retten könnte, der ehemals für Euer Majestät so viele Siege gewonnen hat, und noch gewinnen kann."

274.

John Smith, ein armer Schneider, gieng vor etwa 16 Jahren nach Ostindien. Er kam glücklich und mit einem sehr ansehnlichen Vermögen nach London, sei-

ner Vaterstadt, zurück. Hier suchte er sogleich seinen Herzens-Freund, einen gewissen Leineweber, auf, den er bey seiner Abreise äusserst arm verlassen hatte, und jetzt auch noch in großer Dürftigkeit fand. „Wie geht's? Thoms!“ — fragte ihn der ehrliche John Smith. Thoms kannte den vornehmen Herrn nicht, und hielt ihn wenigstens für einen Lord. — „Sehr kümmerlich, Mylord!“ — „Kümmerlich? Es ist gut, daß ich's weiß. Habt ihr immer noch nichts im Vermögen? guter Thoms!“ — „Bey Gott! Nichts, Mylord!“ — „Sehr gut, sehr gut, lieber Thoms! Habt ihr auch noch kein Haus?“ — „Ach! wie sollt' ich zu einem Hause kommen?“ — „Auch gut, auch gut! Aber eine Frau habt ihr doch? lieber Thoms!“ Ach! Sie belieben zu spassen, gnädiger Herr! Wie sollt' ich armer Leineweber an eine Frau denken, da ich mich selbst nicht zu ernähren im Stande bin?“ — „Desto besser Thoms; desto besser. Lebt wohl, Thoms!“ — Hier gieng John fort, und ließ den guten Thoms in einer nicht geringen Verwunderung über diesen Auftritt. „Wie ist mir?“ — fragte sich Thoms — „war's Traum oder Wirklichkeit? Ich muß doch wissen, woran ich bin.“ Schnell sprang er auf, und vor die Thüre, aber der Lord war schon verschwunden. Thoms brachte indessen einen sehr verdrießlichen Tag zu, und eine noch viel unruhigere Nacht. Er konnte sich das Abentheuer, welches ihm begegnet war, keineswegs erklären, und bat den Himmel recht flehentlich um den Aufschluß desselben. Er durfte auch nicht lange warten, so war sein Wunsch erfüllet; denn ganz früh kam ein Wagen vor seine Thüre, in welchen er sich setzen mußte, so wie er gieng und stand. Vor einem ansehnlichen Bürgers-Hause hielt der Wagen still. Thoms stieg aus, oder ward vielmehr aus dem Wagen gerissen, denn er war halb nackend. Bey'm Eintritte in's Haus umarmte ihn der seltene Freund, John Smith, und gab sich ihm zu erkennen. „Höre Thoms!“ sagte er: — „Da ich nichts hatte, gabst du mir oft ein Stück Brod und einen Trunk Was-

ser, und du gabst mir's allezeit aus treuem Herzen und redlicher Freundschaft. Gott hat mich gesegnet, und nun sollst auch du glücklich seyn! Wohl mir, daß ich dir helfen kann! Hier nimm einige Beutel Geld zum Anfang, und ein Haus schenke ich dir auch; und hier ist meiner Frau Schwester, ein gutes braves Mädchen, das in Batavia geboren ist, beten und arbeiten kann, und ohnfehlbar ein's der brävsten Weiber Englands werden wird, die mußt du auf der Stelle heirathen, Thoms; auf der Stelle, denn ich will schlechterdings dein Hauswesen vollzählig wissen. Komm!" — Hier führte John den Thoms in ein Zimmer, wo ein Geistlicher sogleich die Trauung verrichtete. Alles dieses geschah dem Thoms wie im Traume, und er konnte lange nicht sich von der Veränderung überzeugen, daß er ein Haus und Güter, und eine so liebe Frau besitze.

275.

Unter der Regierung der Königin Anna von England hat sich folgende Geschichte zugetragen, welche, wie ein englischer Gelehrter, Namens Hughes, schreibt, völlig zuverläßig seyn soll; so sehr sie beynahe allen Glauben zu übersteigen scheint. Ein Englischer Kapitain, mit Namens John Brown (Braun), kam mit seinem Schiffe an der westindischen Insel Barbados an, welche zu Großbrittanien gehört. Die Schiffsladung bestand aus Steinkohlen. Als man diese ausgeladen hatte, so warfen sich diejenigen vom Schiffsvolke, die diese schmutzige Arbeit verrichtet hatten, ins Meer, um sich abzuwaschen. Sie waren nicht lange darin gewesen, als Jemand vom Schiffe aus einen großen Hayfisch auf sie zuschwimmen sah. Er gab den Badenden ein Zeichen; sie schwammen eiligst zurück, und erreichten das Schiff glücklich, einen einzigen ausgenommen. Dieser Unglückliche war nur noch 5 Fuß vom Schiffe entfernt, als ihn das schreckliche Thier erwischte, bey den Schultern faßte, mit seinen zackigten Kinnladen ihn sogleich von einander riß,

und eine Hälfte des Körpers auffraß, indeß die andere von den Matrosen aufgefischt, und auf's Schiff gezogen wurde. Der Getödtete hatte unter den Matrosen einen Kameraden, mit dem er viele Jahre in vertrauter Freundschaft gelebt hatte. Dieser Mensch gerieth beym Anblicke des traurigen Ueberrestes seines Freundes in ein solches Entsetzen, daß ihn alle Schiffsleute mit Wehmuth anblickten. Während er seinen Klagen freyen Lauf ließ, erschien der blutdürstige Würger auf der Oberfläche des Wassers, um den Ueberrest seines Raubes nachzuholen. Die andern Schiffsleute waren froh, im Schiffe und ausser Gefahr zu seyn. Nur der verwaiste Freund beklagte sich heftig, daß er den Mörder seines Kameraden nicht erreichen könne. Auf einmal ergriff er ein scharfes Messer, und that im wüthendsten Schmerze das Gelübde, entweder das Ungeheuer mit eigner Hand zu erwürgen, oder von ihm sich verschlingen zu lassen, und so sprang er ins Meer. Der Hayfisch war eben so hungrig nach Raub als jener begierig nach Rache. Jetzt sperrte das Thier seinen weiten Rachen auf, um seine Beute zu verschlingen; aber der Matrose beugte ihm durch eine geschickte Wendung aus, tauchte schnell unter, faßte den Räuber mit der linken Hand bey den untern Flößfedern, und gab ihm mit dem Messer, das er in der rechten Hand hielt, einen Stich nach dem andern in den Bauch. Der Hayfisch gerieth in Wuth, und machte die fürchterlichsten Bewegungen, bekam aber von dem tapfern Matrosen immer mehrere Stiche. Endlich sah sich das Thier in seinem eigenen Elemente überwunden, und suchte sich loszumachen. Bald fuhr es in die Tiefe hinab, bald hub es seinen verwundeten Körper über die Wellen empor. Auf den Böten umher sahen die Matrosen mit zitternder Neugier dem fürchterlichen Kampfe zu, ohne zu wissen, ob der Mensch oder das Thier die Ströme von Blut vergieße, womit die Oberfläche des Wassers gefärbt war. Endlich eilte das entkräftete Thier schnell dem Ufer zu, und der muthige Sie-

ger folgte ihm nach. Mit verdoppelter Hitze stürmte er, seines Sieges nun fast gewiß, auf seinen Feind ein, zog ihn mit Hülfe der Ebbe ans Ufer, riß ihm das Eingeweide auf, nahm die abgebissene Hälfte seines unglücklichen Freundes heraus, setzte sie mit der andern zusammen, und begrub ihn in einem ordentlichen Grabe. — Diese heroische Freundschaft verdient um so mehr unsere Bewunderung, je seltener sie bey Leuten zu finden ist, welche man für die rohesten ihres Geschlechtes zu halten gewohnt ist.

276.

Einst trafen auf ihrer Wanderschaft zwey Handwerksbursche zusammen, der eine ein Schmied, der andere ein Schneider. Sie reiseten mehrere Wochen miteinander, bis sie endlich nach Polen kamen. Während dieser Zeit hatten sie sich genauer kennen gelernt, einander ihr Herkommen und ihre Lebens-Geschichte erzählt, und endlich Brüderschaft miteinander gemacht. Sie theilten gewöhnlich, was sie von Lebensmitteln hatten, unter sich, und halfen sich gegenseitig in allem brüderlich aus. Es fügte sich, daß der Schmied in Polen krank wurde, und in einem Dorfe unter fremden Leuten, die nicht einmal deutsch verstanden, liegen bleiben mußte. Hier wäre er übel daran gewesen, wenn er seinen Kameraden nicht bey sich gehabt hätte; denn er hatte kein Geld, und sein Felleisen war mit Allem, was sich darin befand, kaum einige Thaler werth. Dieß wurde nun freylich verkauft, aber das daraus gelöste Geld war bald verzehrt, und noch sah man keine Besserung. Nun bewies sich der Schneidersgeselle recht brüderlich gegen ihn, und verließ ihn nicht in seiner Noth. Hier in diesem fremden Lande bin ich ihm ja der Nächste! dachte er bey sich selbst; und das war er auch. — Er verkaufte daher von seinen Sachen ein Stück nach dem andern, bis ihm nichts mehr übrig blieb; aber er hatte dafür die Freude, seinen Kameraden durch seine Pflege wieder hergestellt zu sehen.

Dieser konnte ihm die Treue, die er an ihm bewiesen hatte, nicht genug verdanken, und weinte manchmal an seinem Halse aus Bekümmerniß, daß er ihm seine verkauften Kleidungsstücke nicht wieder ersetzen könnte; aber der Schneider tröstete ihn darüber, und sagte: Gott werde es ihn wohl nicht vermissen lassen; ein Mensch sey dem andern einen solchen Liebes-Dienst wohl schuldig, und besonders in der Fremde müsse keiner den andern verlassen! Sie reiseten darauf noch miteinander bis nach Warschau, der Hauptstadt in Polen, wo der Schmied Arbeit bekam, der Schneider aber nicht. Beyde Freunde mußten sich also hier trennen. Als der Schneider wieder auswanderte, gab ihm der Schmied eine Stunde weit das Geleite, und unter Vergießung häufiger Thränen schieden sie, als wenn sie leibliche Brüder gewesen wären, von einander, ohne eben hoffen zu können, daß sie sich in dieser Welt jemals wieder sehen würden. Der Schneider wanderte hierauf durch Böhmen, Sachsen, Hessen, Lothringen bis nach Frankreich, wo er beynahe zehn Jahre blieb, und bald in dieser, bald in jener Stadt arbeitete, ohne irgendwo sein Glück zu finden. Endlich kehrte er nach Deutschland zurück, und gerieth in Frankfurt am Mayn unter die Werber, welche ihn überredeten, kaiserliche Dienste zu nehmen, und ihn als Rekruten nach Wien transportierten; da er aber schwächlich, und fast beständig krank war, so ließ man ihn nach einigen Jahren wieder laufen, wohin er wollte. Fast nackt und bloß kam er nach Sachsen, um daselbst wieder Arbeit zu suchen; allein da ihn in seinem elenden Aufzuge Niemand zur Arbeit annehmen wollte, so mußte er endlich betteln. Eines Abends spät sprach er in einem Dorfe (es war gerade an einem Sonnabende) bey einer Schmiede auch um einen Zehrpfennig an: da dünkte dem Meister, welcher mit vier Gesellen vor der Esse arbeitete, die Stimme des Ansprechenden sehr bekannt. Er nahm die Hänge-Lampe in die Hand, schauete dem Bettler ins Gesicht, und — „je Bruder! bist du's oder bist du's nicht?"

riefen beyde fast zu gleicher Zeit; und in der That waren es die beyden Kameraden, die seit der Trennung in Warschau nichts weiter von einander gehört hatten. Der Schmied, welcher unterdessen in dieser Schmiede in Arbeit gestanden, und durch die Heirath der Wittwe, der sie gehörte, reich geworden war, war ganz ausser sich vor Freuden. Er herzte und küßte den Schneider, und schämte sich seiner nicht, ob er gleich ein zerlumpter Bettler war. Er führte ihn mit lautem Jubel in seine Stube, drückte ihn in den Großvatersstuhl am Ofen nieder, sprang auf einem Beine wie ein Knabe, und alle seine Hausgenossen sperrten vor Verwunderung die Augen weit auf. „Lene!“ — sprach er zu seiner Frau, — „geschwind springe hinauf, und hole ein feines Hemd und meinen Sonntagsstaat herunter, daß der gute Freund da sie anziehen kann!“ Der Schneider wollte allerley dagegen einwenden, aber der Meister hielt ihm den Mund zu, und sagte: „schweig, und sprich mir kein Wort dagegen! Du hast's wohl um mich verdient, daß ich mein bischen Hab und Gut mit dir theile.“ Es half nichts, der Schneider mußte sich putzen, und aus einer langen Pfeife rauchen. Der Meister gebot ihm, sich gerade so zu pflegen, als ob er in seinem eigenen Hause wäre, und nachdem er in möglichster Eile sein Tagewerk vollends geendet hatte, setzte er sich mit ihm zu Tische, und ließ alle seine Leute hereinkommen, daß sie den Fremden nun recht genau besehen mußten. Dabey erzählte er ihnen dann, wer der Fremde eigentlich seye, und was es mit ihrer beyderseitigen Freundschaft für ein Bewandtniß habe. Da hatten alle eine herzliche Freude über den Ankömmling, und besonders die Frau vom Hause, die ihren Mann sehr liebte, und oft dem guten Schneider-Purschen, der in Polen eine so treue Stütze für ihren Mann gewesen war, ehe sie ihn persönlich kannte, Gottes Segen gewünscht hatte. Der Meister ließ noch am nehmlichen Abend zwey fette Gänse schlachten, und auf den fol-

genden Tag alle Freunde und Gevattern des Dorfes zu sich zu Gaste laden. „Juchhey! das soll mir ein Freudentag werden,“ — rief er laut — laut auf, und schwang dabey seine Mütze vor Freuden. Der Sonntag kam, und in der Schmiede gieng's so fröhlich her, als wenn es Kindstaufe gewesen wäre. Nachdem die Mahlzeit geendigt war, erzählte der Schmied alle seine Begebenheiten, und besonders was er seinem Kameraden noch für einen Liebesdienst zu verdanken habe. Der Schneider mußte dann seine Begebenheiten auch erzählen, und die Gäste gewannen ihn so lieb, daß sie durchaus darauf bestanden, er solle sich in diesem Dorfe häuslich niederlassen, und ihr Schneider werden. Der Schmied jauchzte darüber laut, und versprach, ihn mit Gelde zu unterstützen, so viel er könne. Er hielt auch Wort; der Schneider fand sein reichliches Brod im Dorfe, verheirathete sich mit einer guten Wirthin, und lebte froh und glücklich.

277[a].

Die vortreffliche Gattin des seel. Helfer Pfenninger's in Zürich, war ein Muster von treuer Zärtlichkeit, und theilnehmender, immer gleichmüthiger Freundschaft. „Was sie dem Freunde that,“ — sagt Lavater in seinem ihr gewidmeten kleinen Denkmale — „das war ihr alles wie nichts; — das Geringste, was ihr gethan ward, war ihr wichtig. Ihre Fragen waren die bescheidensten Fragen der Lern-Begierde, der Theilnahme, der schwesterlichen Liebe. Ihre Augen leuchteten vor Freude, wenn sie ihre Freunde froh und glücklich, und im Guten oder in heilsamer Erkenntniß wachsen sah. Ward in Abwesenheit eines Freundes etwas an ihm getadelt oder geahndet, oder sahe man etwas aus einem lieblosen, schiefen Gesichtspunkte an — oder beurtheilte man etwas an ihm mit Schärfe, so nahm sie sich seiner mit der gelassensten Sanftmuth, mit der bescheidensten und edelsten Würde, mit der weisesten Treue, und

mit der delikatesten Wahrheits-Liebe an, und beleuchtete, was zweydeutig oder fehlerhaft scheinen mochte. Sie hatte besonders die eben so seltene als unschätzbare Gabe: Einzelnes, das allein genommen, abgesondert von dem ganzen Sinne und Charakter des Freundes, herausgehoben aus dem Zusammenhange der Umstände, und aus dem ganzen Gedanken- und Empfindungs-Systeme des Freundes — schief angesehen werden konnte, sogleich an seine rechte Stelle zurück zu setzen, in seinem wahren Zusammenhange und in der Harmonie mit dem Geiste und den Grundsätzen des Freundes darzustellen, und den Vorwurf von Inkonsequenz oder Nicht-Uebereinstimmung mit sich selbst von ihm abzulehnen. Sie beurtheilte das Einzelne aus dem Ganzen, und verlor dadurch den Total-Charakter des Freundes nie aus dem Gesichte.

277 b.

Nach der schrecklichen Schlacht bey Borodino (Mosaisk) unweit Moskau (7. Sept. 1812.), ritt ein Sächsischer Offizier über den Wahlplatz. Er erblickte unter den vielen tausend Todten einen jungen Russischen Offizier, der von seinem Pferde gestiegen war, und sich über einen Leichnam hingeworfen hatte. Der sächsische Offizier wurde durch das sonderbare Schauspiel veranlaßt, näher hin zu reiten. Ein junger gemeiner Russe, dessen schöne Züge auch der Tod nicht hatte entstellen können, lag, mitten durch die Stirne geschossen, auf dem Boden. Der russische Offizier hielt ihn fest in seine Arme geschlossen, und der Sachse stieß unvermuthet auf eine Scene, die sein ganzes Herz ergriff. „Michailow, guter Michailow!" — rief der junge Offizier unaufhörlich — „warum willst du nicht mehr hören?" Er hatte sein Gesicht dicht auf die Wangen des Entseelten gelegt, und benetzte sie mit einem Strome von Thränen. Er wollte ihn durchaus in's Leben zurückrufen, und war viel zu sehr mit dem geliebten Todten be-

schäftigt, als daß er an die Nähe des Feindes hätte denken sollen. Auf den weiten Gefilden des Mordens und der Vernichtung, wo alle sanftern Gefühle gewöhnlich schweigen, brachte er hier der Freundschaft ein Opfer, wie es wohl selten auf ihrem Altare erscheint. Erst als ihm der sächsische Offizier, welcher mehrere seiner Leute bey sich hatte, zurief, sich zu ergeben, sah er, daß er gefangen war. — „Schießt mich todt, Kameraden," — sagte er — „wie diesen da, ich mag ohne den treuen Michailow nicht mehr leben. Er gieng aus Liebe zu mir in den Tod."

Der sächsische Offizier erfuhr nun, daß der Gebliebene auf den Gütern des jungen Grafen mit ihm aufgewachsen, und sein Spielgenosse und unzertrennlicher Freund gewesen war. Da sein junger Herr in Kriegs-Dienste getreten war, hatte ihn nichts abhalten können, ihm zu folgen und Soldat zu werden. Er stand bey derselben Compagnie, und war zugleich Bedienter des Grafen gewesen. Dieser hatte ihn am Morgen durchaus zum Train schicken wollen, wogegen sich aber Michailow aus allen Kräften gesträubt hatte. Er mußte neben seinem Herrn fechten, und wurde ein Opfer seiner Liebe. Dieser hatte ihn kaum vom Pferde sinken gesehen, als er von dem seinigen sprang, um dem Schwerverwundeten beyzustehen, welcher aber indessen sogleich verschieden war. Ohne auf das fürchterliche Kampf-Gewühl, auf die weit und breit donnernden Feuerschlünde zu achten, die auf beyden Seiten tausend auf tausend Leichen thürmten, hatte er sich neben seinem treuen Michailow niedergeworfen, um ihn in's Leben zurückzurufen. Er verließ den Leichnam nicht, ohne das Haupt des Gebliebenen noch unzähligemale an seine Brust gedrückt zu haben.

Die sechs sächsischen Reiter, die den edeln Jüngling mit hoher Achtung betrachteten, schienen, da sie ihn wegführten, ihm mehr als Ehrenwache zu dienen, als ihn für ihren Gefangenen anzusehen.

Gutherzigkeit; Mitleiden.

278.

Ein armer Knabe in Paris, dem seine Aeltern die Sorge überließen, das Benöthigte für seinen Unterhalt selbst vor den Thüren der Reichen und auf den Straßen zu erbetteln, weil er noch zu klein und zu schwach war, um durch Arbeit sein Brod zu erwerben, hatte schon zwey ganze, lange Tage bey jedem Vorübergehenden um eine kleine Gabe, seinen Hunger zu stillen, gefleht, ohne ein einziges Herz zum Mitleid zu erweichen. Vor Hunger und Betrübniß fieng er an zu weinen, und klagte seinen Jammer mit einem Strome von Thränen nur noch seinem Vater im Himmel. Und dieser, zu dem noch kein Elender umsonst hinaufweinte, erbarmte sich seiner, und sandte ihm Rettung. Ein anderer Bettel-Knabe, der ihm begegnete, fragte, ohne ihn zu kennen, warum er weine? — „Ach!" — antwortete er, und seine Thränen floßen stärker — „mich hungert so sehr, ich habe seit vorgestern nichts gegessen!" — „Ich bin zwar auch hungrig," — versetzte jener — „und habe nur das wenige Brod; aber, weil dich so hungert und du weinest — hier hast Du die Hälfte davon."

279.

Als Kopenhagen im J. 1728. mehrere Tage und Nächte lang im Feuer stand, und 67 Gassen, mit den vornehmsten Kirchen, Armen- und Kranken-Häusern, durch die schreckliche Feuersbrunst in einen Aschenhaufen verwandelt wurden, war Jedermann nur von Entsetzen von dem allgemeinen Jammer durchdrungen, so, daß man selbst auf dem königl. Schlosse nicht dazu kommen konnte, auch nur die gewöhnliche Mahlzeit einzunehmen. Friedrich V., noch ein zarter Prinz, der noch nicht

volle sechs Jahre alt war, verlangt zu essen. Man eilt sein Verlangen zu erfüllen, aber es ist nicht die gewöhnliche, sondern eine geringe dürftige Kost, die ihm in dieser Zeit der Verwirrung und des allgemeinen Elendes aufgestellt wird. Da er die Ursache nicht wußte, so verwunderte er sich darüber. Man bringt ihn an's Fenster, zeigt ihm die große Menge von Unglücklichen, die um das Schloß her stehen, wie dieselben weinen und Brod begehren; sagt ihm: daß alle diese armen abgebrannten Leute in Gefahr stünden, Hunger zu sterben, weil Niemand da seye, der ihnen Speise geben könne. Als der Prinz dieß hörte, und die vielen unglücklichen Menschen sah, fieng er an bitterlich zu weinen, verlangte kein Essen mehr, klagte nicht mehr über seine schlechte Mahlzeit, und bat sehr gerührt, daß man sie unter diese elenden Verschmachteten austheilen möchte.

280.

Mungo Park, ein Engländer, der in den Jahren 1795 — 1797. eine Reise in das Innere von Afrika unternahm, erzählt in seiner Reise-Beschreibung eine Geschichte, die der Gutherzigkeit der Afrikanerinnen zur Ehre gereicht, und der Aufmerksamkeit Deutscher Mädchen nicht unwerth ist. Er mag sie uns selbst erzählen. „Eines Tages kam ich in ein Dorf. Man betrachtete mich mit Erstaunen und Furcht, und ich mußte den ganzen Tag, ohne etwas zu essen, unter dem Schatten eines Baumes zubringen. Es erhob sich ein Wind, der einen heftigen Regen erwarten ließ, und da die wilden Thiere in der Nähe sehr zahlreich sind, wäre ich (wenn ich mich nicht der Gefahr, gefressen zu werden, aussetzen wollte) gewiß genöthigt gewesen, auf einen Baum zu klettern, und mich in die Aeste zu lagern. Gegen Sonnen-Untergang, da ich mich eben anschickte, die Nacht auf diese Art zuzubringen, und mein Pferd abgezäumt hatte, damit es nach Belieben grasen könnte, kam ein Weib des Weges von der Arbeit aus dem Felde.

Sie machte Halt, um mich zu betrachten, und ließ sich kürzlich meine Umstände erzählen; worauf sie mit viel Ausdruck von Mitleiden meinen Sattel und Zaum nahm, und mich ihr folgen hieß. Sie führte mich in ihre Hütte, zündete eine Lampe an, breitete eine Matte auf der Scheune aus, und sagte mir, daß ich die Nacht da bleiben könne. Bald brachte sie auch, da sie merkte, daß ich sehr hungrig war, einen guten Fisch herbey, der auf heißer Asche geröstet — mir zur Mahlzeit dienen sollte. Nachdem auf diese Art den dringendsten Forderungen der Gastfreundlichkeit gegen den unglücklichen Fremdling Genüge geleistet war, deutete meine würdige Wohlthäterin auf die Matte, und sagte mir, ich könnte mich ohne alle Besorgniß schlafen legen. Nun rief sie ihren weiblichen Hausgenossen, welche die ganze Zeit über wie versteinert um mich her gestanden hatten, daß sie ihre Baumwollenspinnerey wieder vornehmen sollten, womit sie auch einen großen Theil der Nacht beschäftigt blieben. Sie erleichterten sich ihre Arbeit durch Gesänge, von denen einer gewiß aus dem Stegreife verfertigt worden ist, da ich der Gegenstand desselben war. Eine von den jungen Weibs-Personen sang, und die übrigen fielen nachher als ein Chor ein. Die Melodie war sanft und klagend, und die Worte lauteten so: „Die Winde saußten, der Regen fiel; der arme Weiße, matt und verdrossen, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hatte keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn stampft. — Chor: Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die ihm Korn stampft!“ Ungemein rührend war diese Scene für einen Menschen in meiner Lage; ich fühlte mich so ergriffen von dieser unerwarteten Güte, daß der Schlaf meine Augen floh. Am Morgen schenkte ich meiner mitleidigen Wirthin zwey von den vier metallenen Knöpfen, die noch an meiner Weste saßen: die einzige Erkenntlichkeit, die ich ihr bezeugen konnte.

281.

Vor ungefähr vierundzwanzig Jahren starb auf der Insel Jamaika, einer der großen Westindischen Inseln, wo die unglücklichen Neger zu harten Arbeiten gebraucht werden, ein englischer Offizier; und da er eben nicht der beste Wirth, sondern hauptsächlich dem hohen Spiele ergeben gewesen war, so hinterließ er seine Frau mit vier Kindern in den dürftigsten Umständen. Die Wittwe hatte reiche Aeltern: allein diese lebten in London, und bis sie Unterstützung von daher erhalten konnte, erforderte es geraume Zeit. Sie suchte zwar in Kingston (der Hauptstadt auf Jamaika) bey den Freunden ihres verstorbenen Mannes Beystand; allein entweder konnte sie es nicht über sich gewinnen, ihre traurige Lage so zu erkennen zu geben, wie sie wirklich war, oder man war vielleicht nicht vermögend, sie so zu unterstützen, wie es der Umfang ihrer Bedürfnisse erforderte; genug sie behalf sich, so gut es gehen wollte, und sah mit Sehnsucht der Hülfe aus England entgegen, um mit ihren Kindern nach London zurückzukehren. Eines Morgens wollte sie sich durch einen Spaziergang im freyen Felde vor Kingston erheitern, und traf am Wege einen alten Mann, einen Neger, der seine vielen Beulen und Geschwüre verband, und sie um ein Almosen ansprach. Sie gieng anfänglich vorüber, und schien nicht darauf zu achten; allein der Anblick des Elendes hatte tiefen Eindruck auf sie gemacht. Gern, sehr gern hätte sie dem Unglücklichen ein Almosen gegeben; aber sie hatte nichts — nichts, als ihr Morgenbrod, welches sie zu sich gesteckt hatte, um es im Freyen zu verzehren. Doch auch das konnte dem Unglücklichen willkommen seyn. — Sie brach einige Bissen von ihrem Morgenbrode für sich ab, kehrte um, und gab ihm den größten Theil mit den Worten: „hier, armer Alter! Das ist Alles, was ich habe! Ich bin auch eine arme Wittwe, und habe vier Kinder!“ — Sie eilte fort und hörte, daß ihr der Neger herzlich dankte, und alles mögliche Glück wünschte.

Mehrere Tage darauf gieng die Wittwe wieder in dieser Gegend umher, und fand auch den Neger an demselben Orte, wollte ihm aber ausweichen. Der Neger bemerkte dieß, und rief ihr nach. Weil sie aber nicht sogleich hörte, so richtete er sich auf, und wollte ihr nacheilen; allein seine Beulen und Geschwüre verstatteten dieß nicht. Er rief also noch stärker, und bat sie dringend um die Güte, nur auf einige Worte zu ihm zu kommen. Sie ließ sich endlich bewegen, und kehrte um. Und was hatte der alte, elende Neger ihr zu sagen? „Gnädige Frau!" — redete er sie an — „die Gabe, welche Sie mir vor einigen Tagen mittheilten, die Art, wie Sie das thaten, und die Worte, die Sie hinzufügten, machten mich nachdenklich, als Sie fort waren. Die Lage eines Frauenzimmers, das Mangel leidet, schien mir äusserst unglücklich, und mein Herz brach mir, da ich mir vier unerzogene Kinder dazu dachte. Ich habe seitdem unbeschreibliche Angst ausgestanden; ich bin jeden Tag mit dem Frühesten hier gewesen, und ich danke Gott, daß ich Sie wieder sehe. Nehmen Sie hier, gnädige Frau, (indem er ihr einen Beutel hinreichte) nehmen Sie — es sind 28 Doppel-Guineen (gegen 600 Gulden), — ich bedarf ihrer nicht; ich kann mir mein tägliches Bedürfniß erbetteln; das können Sie nicht! — Nehmen Sie, gute Dame!" — Die Wittwe starrte vor Verwunderung über ein Anerbieten der Art von einem armen, elenden Neger, dessen Beulen und Geschwüre einen grausenden Anblick machten. „Wie kommst du zu diesem Golde!" — fragte sie, um nur etwas zu sagen, indem sie die Hand zurückzog, in welche ihr der edle Alte den Beutel drücken wollte. „Theils ersparte ich's in gesunden Tagen," — antwortete er lächelnd, — „theils erbettelte ich es. Mein Anblick erregt Mitleiden, und so erhalte ich immer so viel, daß mir jeden Tag etwas übrig bleibt. Machen Sie mir also die Freude, gute Dame, und nehmen Sie das!" — Die Wittwe dankte dem gutmüthigen Neger, versicherte ihn, daß sich ihre Umstände seitdem in etwas ge-

bessert hätten, daß sie ihre Hülfe aus England ruhiger abwarten könne, und warnte ihn, mit seinem Schatze nicht so offen und freygebig zu seyn, weil sein kranker Körper sich leicht so verschlimmern könne, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, nach Almosen zu gehen. „Das große Wesen," — erwiederte der Neger ruhig lächelnd — „das Alles erhält, wird auch dann mich nicht verlassen." — „Aber bey solchen Gesinnungen," — sagte hierauf die Wittwe — „wie kann es dein Herr zugeben, daß du dir dein Bedürfniß erbetteln mußt?" — „Ich bin ja nun so alt," — erwiederte der Neger — „daß er mich nicht brauchen kann. Freylich hätte er mir wohl ein Gnadenbrod geben können: — ich kam als Knabe zu seinem Vater, habe 54 Jahre in seiner Zucker-Plantage gearbeitet; da ist mein Körper durch Anstrengung und Arbeit siech und elend geworden; — allein er hat es nicht gewollt. Er schickte mich fort, da er mich nicht mehr brauchen konnte; — und doch habe ich ja auch nicht Noth gelitten." Nun drang der Neger auf's neue in die Wittwe, ihm die Freude zu machen, und seinen Schatz anzunehmen, und ließ sich nur dadurch beruhigen, daß sie ihm versprach, von seinem Anerbieten sicher Gebrauch zu machen, wann sie in Verlegenheit kommen sollte.

282.

In den ersteren Jahren des französischen Revolutionskrieges hatten die Franzosen längs des Rheines hin mehrere stark befestigte Lager errichtet. In einem solchen Lager befanden sie sich nun im Jahre 1795. vor Mainz. Niemand konnte weder aus der Stadt, noch in die Stadt kommen, und man urtheilte allgemein, daß sie aus dieser Stellung nicht vertrieben werden könnten. Der Oesterreichische General Clairfait (Clärfäh) dachte aber hierüber anders, griff plötzlich die Franzosen an, und nöthigte sie zu einem schnellen Rückzuge. Daß es dabey nicht ordentlich zugieng, und unmöglich an Alles

gedacht werden konnte, ist sehr begreiflich. Niemand im französischen Lager hatte einen Rückzug vermuthet, vielweniger sich darauf vorbereitet; überdieß gieng Alles so schnell, daß die kaiserlichen Vorposten mit der Nachricht des Sieges zugleich in Oppenheim *) eintrafen, wo die kleine französische Besatzung sich noch kaum durch die Flucht retten konnte. Ein kleiner Tambour, ein Knabe von 12 Jahren, der kein Wort deutsch verstand, verspätete sich in dieser mißlichen Lage, und konnte nicht mehr entfliehen, weil alle Ausgänge der Stadt von den Oesterreichern besetzt waren. Hülflos lief er auf den öden Straßen hin und her; alle Thüren und Fensterläden waren verschlossen, und Niemand ließ sich sehen. Ohne zu wissen, wo er sich hinwenden sollte, befürchtete er mit jedem Augenblicke sein Leben zu verlieren, und schwebte in der schrecklichsten Todesangst. Dieser schreckliche Zustand dauerte wohl eine Stunde, viele Menschen, die durch die Spalten der Fensterläden seine verzweiflungsvolle Lage sahen, bedauerten und beklagten das arme Kind, aber — Niemand wollte für seine Rettung sich selbst in Gefahr begeben. Hr. B.... Gastwirth zur Kanne, machte aber eine schöne Ausnahme von diesem großen Haufen. Kaum bemerkte er die traurige Lage des Verlassenen, als er ihn in sein Haus aufnahm, und die französische Uniform durch Kleider von seinen Kindern ersetzte, wodurch die Gefahr für den armen Knaben ganz verschwand. Die österreichische Armee drang indessen weiter vor, und es entstand die Frage, was mit dem Geretteten weiter anzufangen seye? Er war munter und thätig, griff gerne überall an, seine Kräfte waren aber noch zu unbedeutend, um wirkliche Dienste zu leisten. Sein Unterhalt war daher für Hrn. B.... mit Kosten verbunden, und mancher Andere würde diesen Gast je eher je lieber fortgeschickt haben, wozu sich mehreremal

*) Ein Großherzogl. Hessisches Städtchen 3 Stunden oberhalb Mainz am Rheine; es gehörte ehedem zur Pfalz, und hat vorzüglichen Weinbau.

Gelegenheit fand. Verschiedene kaiserliche Offiziere wollten den muntern Knaben als Jokay mitnehmen und für ihn sorgen, allein sein Pflegevater konnte sich nicht dazu entschließen, ihn einem Offizier zu überlassen, da er das traurige Schicksal vor Augen hatte, welches aus einer ähnlichen Veranlassung das arme Kind betroffen hatte. Aus seinen Erzählungen hatte man soviel von seiner Herkunft erfahren, daß sein Vater ein Tischler sey, und in der Gegend von Metz wohne; den Namen des Ortes aber wußte er nicht anzugeben. Die Königin von Frankreich erinnerte er sich öfters in Versailles gesehen zu haben, wenn sein Vater Meubels (Möbels) dahin gebracht, und ihn mitgenommen hatte. Da er weder lesen noch schreiben konnte, so vermochte man den Namen seiner Aeltern, von welchen er seit drey Jahren entfernt war, nur nach der Aussprache zu errathen. Ein Offizier und Verwandter seines Vaters hatte ihn nämlich in den Krieg mitgenommen, und für ihn zu sorgen versprochen. Da die Unruhen im Innern von Frankreich damals sehr gefährlich waren, und da den Knaben der kriegerische Geist ergriff, der so allgemein sich zu verbreiten anfieng, willigte der erwähnte Offizier in die dringende Bitte desselben, daß er Tambour wurde; ein Schritt, der, wie wir eben gesehen haben, beynahe sehr traurige Folgen für ihn gehabt hätte. Herr B.... wollte also seinen Louis, so hieß der Kleine, einer neuen Kriegsgefahr nicht aussetzen, ließ ihn mit seinen Kindern unterrichten, und machte weder in Kleidung noch in der sonstigen Behandlung irgend einen Unterschied. So verfloßen acht Monate, und Louis machte sich bey allen Hausgenossen beliebt, denn was ihm befohlen wurde, that er pünktlich; er arbeitete gerne, so viel er konnte, und lernte fleißig; lauter Eigenschaften, die einem Kinde die Liebe vernünftiger Personen gewiß erwerben. Mehrere Gäste, welche den Knaben sahen, nahmen Antheil an seinem Schicksale, vorzüglich ein benachbarter Edelmann, der sogar in einer französischen Zeitung den Aeltern desselben

Nachricht von seinem Aufenthalte ertheilte. So verflossen 11 Monate, als eines Nachmittags ein Mann von etwa 50 Jahren in das Haus trat, und die Mutter des Herrn B..... fragte, ob nicht ein Knabe aus Frankreich sich da aufhalte, der im letzten Feldzuge zurückgeblieben wäre, und sein Sohn seye? Der würdigen Großmutter fuhr der Gedanke, den lieben Pfleg-Sohn zu verlieren, wie ein Stich durch's Herz. Sie dachte bey sich selbst, es wäre ja doch möglich, daß der Mann die Unwahrheit sage, und daß er wohl gar aus einer bösen Absicht den Jungen rauben wolle. Ohne also zu sagen, wer da seye, wurde Louis in's Zimmer gerufen, weil ihn Jemand zu sprechen verlange. Er fand sich sogleich ein. Seine Abwesenheit von mehreren Jahren hatte ihm den Vater unkennbar gemacht, der während der Schrecken der Revolution ein Greis geworden war. Sprachlos standen beyde einige Augenblicke vor einander, sahen sich unverwandt an, und wußten nicht was eigentlich in ihnen vorgieng. Plötzlich aber stürzte Louis auf die Erde, umfaßt die Kniee des Vaters, den er wieder erkannte, und häufige Freuden-Thränen floßen beyden über die Wangen. Mit der größten Theilnahme und Rührung sahe Frau B.... diese Vereinigung an, und auch sie vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes über die bevorstehende Trennung. Sie war indessen selbst Mutter, und wußte die Freude des Vaters zu theilen, dessen Schmerz über den Verlust seines Sohnes sie wohl früher lebhaft mitgefühlt hatte. Herr B.... und seine Kinder waren während dieses Auftrittes nicht zu Hause gewesen; mit Sehnsucht harrete man ihrer Rückkunft, um sie von dem, was vorgegangen war, zu unterrichten. Kaum erblickte Frau B.... ihren Gatten von ferne, als sie ihm entgegen gieng, und die frohe und traurige Nachricht ihm mittheilte, die er wie ein gutdenkender Mann, dem es nicht um seine Freude allein, sondern auch um das Wohl des guten Knaben zu thun war, aufnahm. Sogleich kam auch Louis, mit dem Vater

an der Hand, zu Herrn B...., dem nicht Zeit gelassen wurde in das Zimmer zu gehen. Der gerührte Pfleg-Sohn fiel ihm mit Thränen des Dankes um den Hals, sein Vater aber vermochte kein Wort zu sagen, so voll war sein Herz über alles Gute, welches Herr B.... seinem Sohne erzeigt, und welches dieser nach den ersten Augenblicken der Freude ihm erzählt hatte. Auf einmal entstand aber ein neuer Auftritt. Kaum hörten nehmlich die Kinder des Hauses, daß Louis sie verlassen werde, als ein allgemeines Klagen und Weinen unter ihnen entstand. Da hieng sich das eine an den Vater, die andern dort an die Mutter und Großmutter, und an Louis selbst, und baten, daß er bleiben möge; auch sein Vater sollte nicht fortgehen, doch könne Letzterer noch eher wegreisen; von einer Trennung von ihm wollten sie durchaus nichts hören. — Herr B.... trat also in's Mittel, und bat Louis, wenigstens drey Tage noch zu bleiben, den Kindern aber ward Hoffnung gemacht, daß der Letztere den Vater begleiten, dann aber vielleicht wieder kommen würde, womit sich die kleine Familie beruhigte. Vergnügt brachten sie nun die wenigen Tage hin, die Louis bey ihnen verlebte. Dieser führte den Vater überall herum, erzählte ihm von Allem, was er gesehen und gehört hatte, zeigte jeden Acker und Weinberg seines Pflegevaters, und was darauf wachse, und schied mit den Gefühlen des lebhaftesten Dankes und Schmerzens von der guten Familie, bey welcher er eilf Monate so glücklich verlebt hatte.

283.

Zu Anfange des Jahres 1811. wurden in der Würtemb. Oberamtsstadt Sulz am Neckar die Steuern ernstlich, im Nothfalle exekutorisch, eingetrieben. Hierzu bediente sich das Kameralamt des Land-Dragoners B... — Dieser wurde namentlich auch an einen armen Zimmermann M... abgeordnet, um von ihm 2 Gulden 24 Kreutzer Steuergebühr zu erheben. Er trifft nur die Gattin des

Zimmermanns M... an, fordert von ihr die schuldige Steuersumme, und für seine Bemühung 4 Kreutzer, kündigt ihr ausserdem noch an, daß mit jedem Tage der Zögerung seine Einzugs-Gebühr um einen Batzen steige, und daß am Ende die Steuer noch durch ernstlichere Exekution eingetrieben werde. M...s Gattin erwiederte: „mein Mann ist nicht zu Hause, und ich habe kein Geld, habe er doch Geduld, bis dieser nach Hause kommt! Aber leider! kann auch seine Gegenwart nichts helfen, denn er kann bey gegenwärtiger Jahreszeit nichts verdienen, und hat auch seinen letzten Heller aufwenden müssen, um mich in einer beschwerlichen, vier Wochen lang dauernden, Krankheit nicht verschmachten zu lassen. Ich bin noch nicht im Stande, etwas zu arbeiten, sondern bedarf zur gänzlichen Genesung noch einer sorgfältigen Pflege!" — Diese Schilderung, welche M...s Gattin von ihrer Lage machte, gieng dem Land-Dragoner durch's Herz. Er griff in seine Tasche, gab der bekümmerten Frau 2 Gulden 24 Kreutzer mit der Anweisung, damit ihre Steuergebühr zu entrichten, und ihm selbst, einem armen Vater von mehreren Kinder, mit guter Gelegenheit die Summe wieder zurück zu bezahlen. „Für meine Bemühung," — setzte er hinzu — „nehme ich nichts," und verließ die, über seinen Edelmuth gerührte Frau, ehe sie im Stande war, ihm zu danken.

284 a.

Martha, die Wittwe eines verstorbenen Juden, Namens Aaron, zu Krakau in Polen, nährte sich, wie viele ihres Volkes in diesem Lande, mit einem Gewerbe, das sehr leicht in die Versuchung zur Gewinnsucht und zum Eigennutze führen kann: sie lieh Geld auf Pfänder aus. Einst brachte ihr eine arme Frau ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch. Die Jüdin besah das Buch, und fragte die Ueberbringerin: warum sie gerade ein Gebetbuch versetzen wolle. „Es ist mein einziges Eigenthum," — sagte sie — „und meine Kinder haben

seit gestern kein Brod." — „Wie viel willst du haben?" — fragte die Jüdin. — „Wenn ich zwey (polnische) Gulden (16 Groschen oder 1 fl. 12 kr. Reichsgeld) bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt," — sagt die arme Frau. — „Da sind zwey Gulden und dein Buch; ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen."

284 b.

Ein Donischer Kosak hatte vor der Schlacht von Eylau einen Beutel mit Dukaten erbeutet. In der Schlacht von Eylau aber verlor er in einem nächtlichen Gefechte bey einem Meierhofe, der abgesondert von einem Dorfe lag, sein Pferd. Mitten im Getümmel rettete er seinen Beutel mit Gold, schlich sich in den anstoßenden Garten des Meierhofes, und vergrub darin den Beutel unter einen Baum. Seine Wunde am Fuße, die ihn sehr schmerzte, fesselte ihn an den nassen Boden. Der Meierhof brannte lichterloh, und erhellte die ganze Gegend, so daß der Kosake die Bewohner des Hofes jammernd nach dem Gartenhäuschen flüchten sah. Die Franzosen waren von den Russen zurückgeworfen worden; die Gebäude waren zusammengestürzt; und nichts hörte man mehr, als das Jammern der Familie im Gartenhäuschen und der Blessirten auf dem Felde. Es wurde Tag. Der Kosak hinkte nach dem Gartenhäuschen, und erblickte darin einen alten Mann, einige Weiber und acht Kinder, die um Brod baten. Der Kosak verstand einiges davon, fühlte das Unglück der Familie, und was that er? Als er sich seine Wunde so gut wie möglich hatte verbinden lassen, nahm er den alten Mann bey der Hand, und nöthigte ihn freundlich, ihm zu folgen. Er führte ihn an den Baum, grub mit seinem Säbel den Beutel wieder aus, und indem er ihn dem Alten

einhändigte, sagte er zu ihm: „Wod Batuschka, — (da Väterchen) tebe dengi (da hast du Geld)" — er wischte sich die Thränen aus den Augen, und sagte: „proschtschaite drug Brusak (lebe wohl, Freund Preuße)!' — und entfernte sich. In dem Beutel waren 500 Dukaten; eine Summe, wodurch das Unglück und das Elend der armen Familie sehr gemildert wurde.

Sorge für das geistige Wohl des Nebenmenschen.

285.

Zu den größten Wohlthätern des menschlichen Geschlechtes gehören unstreitig die Männer, welche die Wahrheit des Evangeliums, die sie an sich selbst als eine Kraft Gottes zur Seligkeit erfahren haben, auch Andern mitzutheilen, und besonders unter den sogenannten Wilden, unter jenen Menschen, die noch ganz in Aberglauben und Blindheit leben, bekannt zu machen suchen, und sich durch keine Hindernisse, deren es bey diesem gefahr- und mühevollen Geschäfte so viele gibt, in ihren menschenfreundlichen Bemühungen ermüden lassen. — Johann Elliot, Prediger in Neu-England, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, ein Mann, der in hohem Grade die Kunst verstand, sich dem Gemüthe zu nähern, und mit besondern Eindrücken seine Rede zu begleiten, — war ein so eifriger Beförderer des Guten, daß er mit größter Freygebigkeit und auch mit glücklichem Erfolge Summen aufopferte, um bessere Erkenntnisse unter diesen unwissenden Amerikanischen Heiden zu verbreiten, und den Nothleidenden ihr Elend zu erleichtern. Er gab sich ausserordentlich viele Mühe, die Indianer zu guten und gesitteten Menschen zu machen;

lernte ihre Sprache, übersetzte in dieselbe die ganze Bibel und einige Erbauungs-Schriften, und stiftete verschiedene christliche Gemeinden unter ihnen. Einige Indianer wurden auch durch seinen Unterricht so geschickt, daß sie sich aufgemuntert fühlten, Lehrer ihrer Landsleute zu werden. Drey Tage in jeder Woche brachte er mit Reisen zu, die keine andere Absicht hatten, als von Ort zu Ort das Evangelium zu verkündigen. — Er konnte, als ihn sein hohes Alter beynahe zu allen Geschäften untüchtig gemacht hatte, mit Wahrheit sagen: „Ich habe Alles verloren. Mein Verstand verläßt mich; mein Gedächtniß wird mir ungetreu; die Sprache versagt mir; doch Gott sey Dank! meine Liebe hält noch immer aus, ich finde vielmehr, daß sie eher wächst als abnimmt."

286.

Ein Kaiserlich-Oestreichischer General wurde, nach geendigtem Feldzuge gegen die Türken, zu Wien von einer schweren Krankheit befallen. Da er ein Däne, mithin protestantischer Religion war, so ließ er den dortigen schwedischen Gesandtschafts-Prediger Lange zu sich bitten. Dieser hatte schon vorher mehrmals in Gesellschaft dieses Generals gespeiset, und wußte daher, daß derselbe sehr frey über Religion denke, und über jeder Kleinigkeit in die schrecklichsten Flüche auszubrechen pflege, überhaupt wenig Ehrerbietung vor Gott bezeuge, und nahm sich daher vor, dem Kranken deßhalb ernstliche Vorstellungen zu machen. Als er in das Zimmer des Patienten trat, fand er eine Menge vornehmer Herren, welche er mit gebührender Höflichkeit ersuchte, daß sie ihm erlauben möchten, mit dem Kranken einige Worte allein zu reden. Sie verließen alsbald das Zimmer, und der Prediger gieng zu dem Bette des Generals, der an einem hitzigen Fieber krank lag. Er ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein, und führte ihn auf die Erkenntniß seines eigenen Herzens, wobey er ihm dann

auch sein leichtsinniges Betragen vorhielt. Dieß verdroß den Kranken. Er fieng an zu schelten und zu fluchen, und griff nach der Pistole, die neben seinem Bette hieng. Sobald der Prediger dieses sah, ergriff er im Augenblicke die beyden Arme des Patienten, hielt sie fest, drückte ihn auf das Bette nieder, und in dieser Stellung fieng er an, recht herzlich für ihn zu beten, daß Gott ihn zur Erkenntniß seiner selbst, und zum Nachdenken über sein Herz bringen möchte. Dieses Gebet rührte den Kranken tief in der Seele; und sobald der Prediger seine Arme losließ, ergriff er dessen Hände, drückte sie mit vieler Empfindung, und bat ihn um Vergebung wegen seiner Uebereilung. Er bereuete und beseufzte seine vorige Lebensart, und sagte: bisher wäre ihm immer geschmeichelt worden, Niemand habe ihm die Wahrheit gesagt, und da hätte er sich gleichsam in einem beständigen Rausche und Taumel befunden, und sich nicht selbst kennen gelernt; wenn ihm aber Gott wieder aufhelfen sollte, so wolle er sich ganz anders betragen. Dieses Bekenntniß that er auch gegen seine vornehmen Gesellschafter, als sie wieder in das Zimmer kamen, und ermahnte sie, nach seinem Beyspiele, zur Selbstprüfung und Besserung. Er bat auch den Prediger, bald wieder zu kommen. Dieser gieng den folgenden Tag wieder hin, und fand ihn in einer solchen Fassung, daß er ihm das heilige Abendmal reichen konnte, worauf er am dritten Tage verschied.

287.

Wenn Reiche von ihrem Ueberflusse den Armen Wohlthaten ausspenden, so sind sie immer achtungswerthe Menschen, aber in hohem Grade verehrungswürdig sind sie, wenn sie sich selbst der Bequemlichkeiten des Lebens berauben, um die Leiden und den Kummer ihrer Neben-Menschen zu mildern. Ein Franzose Duprat (Dûpra) widmete sich mit seiner Schwester ganz dem Dienste der Unglücklichen, die wegen ihrer sittenlo-

sen Aufführung in einem Zuchthause eingekerkert waren. Zwar hatte Herr Duprat eine Leibrente, die jährlich 10 000 Livres (4583 Gulden) ertrug, und seine Schwester eben so viel, aber keines von ihnen behielt mehr als 300 Livres (147½ Gulden) für sich. Die übrigen 19,400 Livres wurden den Armen ausgespendet. Herr Duprat stand einfach gekleidet unter ihnen. Die Unglücklichen erhielten bessere Speisen, als die seinigen waren, und täglich reichte er jedem zweymal ein kleines Glas voll Wein. Des Morgens und des Abends knieete er nieder in ihrer Mitte, und ermunterte sie, den Schöpfer ihres Lebens zu preisen und anzubeten. Viele von diesen rohen Menschen, die vielleicht nie in ihrem Leben an Gott und an das Wohl ihrer Seelen gedacht hatten, weinten Thränen der Reue, als sie den edeln Duprat auf seinen Knieen liegen sahen, wie er Gott um Vergebung seiner Fehler bat, und Ihm dankte für das Glück, den Armen dienen zu können. Die Schwester dieses Mannes that das nehmliche in einem andern Theile des Zuchthauses, wo strafwürdige Weiber und Mädchen eingeschlossen waren.

288.

Unter den Instituten, welche Privat-Personen ihr Daseyn zu danken haben, verdienen die Sonntags-Schulen in England die erste Stelle. Raikes, ein Buchdrucker zu Glocester, sah in den Straßen der Stadt an einem Sonntag-Abende einige ungezogene Straßen-Jungen. Es jammerte ihn, daß diese Bursche, die in der Woche ihren Eltern mit Arbeiten an die Hand gehen müssen, gar alles Unterrichts entbehren sollten, und er kam auf den Gedanken, sie in eine Sonntags-Schule zu versammeln und zu unterrichten. Das Muster fand Beyfall, und sogleich war in London eine Gesellschaft gestiftet, um die Errichtung der Sonntags-Schulen, das heißt solcher, worin bloß des Sonntags arme Kinder im Lesen und in den Anfangs-Gründen der

Religion unterrichtet werden, durch das ganze Land zu befördern. Man wandte sich zuvörderst an den edeln Menschenfreund Hanway, der sogleich durch Wort und That eifrigst mitwirkte, weil er erkannte, wie schädlich es seye, daß arme Kinder an Sonntagen so müßig herumschweifen, und wußte, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, bey'm Müßiggange seine Sitten-Unschuld zu erhalten; was für Ausschweifungen sogar die Kinder dieser Klasse begiengen, und welche schrecklichen Folgen diese Gewöhnung für das künftige Leben haben müsse; wie aber eine bessere Bildung in den Sonntags-Schulen diese Uebel hemmen könne, u. s. w. So gering dieser Anfang war, so waren doch in einer Zeit von drey Jahren die Sonntags-Schulen schon in allen Gegenden des Königreiches zu finden, so daß man am 10ten October 1785. schon über fünfzigtausend Kinder zählte, die in diesen großen und guten Anstalten unterrichtet wurden, und seit dieser Zeit ist die Zahl der Kinder auf mehrere hunderttausend angewachsen. Man will auch schon die vortrefflichsten Folgen davon bemerken; indem ein Schriftsteller versichert, daß seit Errichtung dieser Institute der Dieberereyen weniger geworden seyen, daß man in denjenigen Grafschaften, wo Sonntags-Schulen gehalten werden, mit mehrerer Sicherheit reise, und daß die Kerker nicht mehr mit so vielen Verbrechern angefüllt seyen. In Norwich gehen auch erwachsene Personen in die Sonntags-Schule, und die Kinder besuchen sie so gerne, daß es mehr Mühe kostet, sie zu bereden, zur Erholung aus der Schule zu gehen, als sie darin zu behalten, oder dahin zurück zu bringen. Im Sommer des Jahrs 1788. wurde das dem edeln Hanway in der Westmünster-Abtey zu London errichtete prächtige Denkmahl vollendet. Es ist eine Pyramide, auf deren Gipfel man eine Lampe, als das Sinnbild des immerwährenden Fleißes sieht; unterhalb der Pyramide das Bildniß des Verstorbenen in Medaillon über einem Sarkophage schwebend. Auf diesem sind Hanway's Tugen-

den im Basrelief sinnlich dargestellt, und überdieß folgende Grabschrift beygefügt:

„Geweiht dem Andenken des Jonas Hanway, der am 5ten Sept. 1786. vier und siebenzig Jahre alt, dieß Leben verließ, dessen Name aber lebt und immer leben wird, so lange thätige Frömmigkeit den Christen auszeichnen, Rechtschaffenheit und Wahrheit den brittischen Kaufmann empfehlen, und allgemeine Menschenliebe den Welt-Bürger charakterisiren wird. Hülflose Säuglinge wurden durch seine Sorgfalt ernährt, verlassene Lustmädchen dankten ihm Schutz und Besserung, hoffnungslose Knaben, die er vom Untergange rettete, waren ihm ihr Wohl schuldig, da er sie zum Seedienst ihres Vaterlandes erzog. Alle vereinigen sich, ihren Dank darzubringen, und ihres Wohlthäters Tugenden zu bezeugen. Er war Freund und Vater der Armen."

289.

Eine der lieblichsten Erscheinungeu unsers Zeitalters, die jedem wahren Christen Herzens-Freude gewährt, ist die vor 15 Jahren errichtete Englische Bibelgesellschaft. Schon die seit einem vollen Jahrhundert in England stehende Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, die gegenwärtig aus mehr als 3000 Mitgliedern besteht, und im J. 1804. in 179 Freyschulen, 7108 Kinder unentgeldlich unterrichten ließ, 69,837 arme Kinder bey Handwerkern, Freunden und in allerley andern Verhältnissen unterstützt hat; durch welche überhaupt seit ihrer Entstehung mit einem Aufwande von vielen Millionen Gulden ungemein viel Gutes zur Ausbreitung des Reiches Gottes in allen Welttheilen gewirkt worden ist — hat sich die Austheilung von Bibeln, Gebetbücheru nnd andern erbaulichen Schriften in und ausserhalb ihres Vaterlandes zum Augenmerke gemacht. Im J. 1805. bildete sich aber eine eigene Bibel-Gesellschaft, die in allen Theilen des Brittischen Reiches die wärmste Theilnahme fand, und welche den

durch seine edlen Bemühungen um die Abschaffung des Sklaven-Handels bekannten William Wilberforce, die vier Bischöffe von London, Durham, Exeter, St. Davids, und mehrere berühmte Männer Englands als thätige Mitglieder an ihrer Spitze sieht; beynahe mit jedem Jahre ein größeres Interesse gewinnt, und durch so bedeutende Beyträge unterstützt wird, daß sie schon im J. 1805. bey 15,000 Pf. Sterl. (etwa 165,000 Gulden), solcher Gelder, die nicht sogleich gebraucht wurden, in den öffentlichen Fonds anlegen konnte. Nicht nur sind durch diese Gesellschaft schon viel tausend Bibeln und neue Testamente in verschiedenen Sprachen des brittischen Reiches auf ihre Kosten gedruckt, und an Arme, deren es besonders in der Grafschaft Wallis und unter den Berg-Schotten so viele gibt, unentgeldlich ausgetheilt worden; diese edle Christen-Gesellschaft hat auch bald nach ihrer Entstehung die Errichtnng ähnlicher Societäten, und zwar hauptsächlich der deutschen Bibel-Gesellschaft, welche in Berlin, Basel, Nürnberg, Stuttgart rc. desgl. in Regensburg (für Katholiken), besondere Committees hat, so wie in Dänemark durch ansehnliche Beyträge erleichtert, und zum Theil wirklich veranlaßt. Und da im Russischen Reiche die Bibeln so selten seyn sollen, daß unter 16,000 Russen kaum Eine zu finden ist, so hat sie mit dem Erzbischoffe von Moskau eine Correspondenz angefangen, um die heilige Schrift in der Russischen Sprache drucken zu lassen. Eben so hat sie eine sehr große Anzahl von französischen und spanischen Testamenten unter den ehemal. Kriegsgefangenen dieser beyden Nationen austheilen lassen, und hunderte haben diese mit Gefühlen des Dankes angenommen. Ferner richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf die Arabische Bibel, und sie hat auch beschlossen, starke Beyträge nach Calkutta in Ostindien zu senden, um daselbst den Druck der Bibel in den verschiedenen Sprachen Ostindiens auf eine nachdrucksvocksvolle Weise zu befördern. Den Druck der in England erscheinenden Bibeln und neuen Testamente

besorgt die Universität Cambridge, und zwar mit Stereotypen; die für Protestanten bestimmte deutsche Bibel wurde zu Basel nach dem Muster der in Halle erschienenen Cansteinischen Ausgabe in gr. 8. (wobey zu desto besserem Gebrauche für die Jugend jedes Hauptwort mit einem großen Anfangsbuchstaben bezeichnet, und die Ortographie nach Adelungs Anweisung verbessert worden ist), gedruckt, und zwar mit stehendbleibenden Lettern, damit in Zukunft bloß Papier und Drucklohn in Anschlag gebracht, und dadurch in einer beträchtlichen Zeitfolge eine große Anzahl wohlfeiler Bibeln geliefert werden kann*).

290.

Der im November 1802. in seinem 81sten Jahre vollendete Probst Kübler in Herbrechtingen, zuvor Professor des Klosters in Blaubeuren, gehört unter die seltenen Männer, die durch ungeheuchelte Frömmigkeit und einen edlen Charakter, verbunden mit eben so großer Treue in der Amtsführung als einer gründlichen Gelehrsamkeit, sich allgemeine Achtung erwarben. Er wußte seinen Ernst mit so viel Freundlichkeit zu würzen, daß man auch seine schärfsten Ermahnungen gerne, als kämen sie von einem guten Vater, annahm. Sein Eifer um die Beförderung der Frömmigkeit verfehlte seine Wirkung desto weniger, je sichtbarer er mit eigenem Beyspiele vorangieng. Mehr gewohnt zu handeln als zu sprechen, war er ein vortreffliches Muster für Jünglinge, denen es um Nachahmung zu thun ist, das so starke Wirkungen hervorbrachte, daß man glauben darf, es seyen Mehrere, die nicht nur sein Andenken, sondern auch Funken seiner Tugend im Herzen tragen. Sogar Jünglinge von roher Gemüthsart konnten ihm ihre Hochachtung nicht versagen; und vielleicht ist Manchem ein Stachel seiner frommen Ermahnungen zurückgeblieben, der ihn auf dem Wege des Lasters noch zur rechten

*) Vergl. am Schlusse des dritten Theils die „neueste Nachricht von der Brittischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft in London."

Zeit beunruhigt hat. „Ehrwürdiger Greis! (so ruft ein sehr geachteter öffentlicher Lehrer über ihn aus!) — durch Verdienste allein, nicht durch Gunst, in eine ehrenvolle Ruhe versetzt, wo du im stillen Genusse eines Gott geheiligten Lebens dem Himmel reiftest; wenn man bey uns kanonisirte, so würde dir Niemand diese Ehre streitig machen!"

291.

Unter der Regierung der Königinnen Maria und Elisabeth lebte zu Houghton in England ein Prediger, Namens Bernhard Gilpin. Er hatte bey Uebernehmung seines Amtes sich zum Grundsatze gemacht, alles Gute zu thun, was in seinen Kräften stünde, und sein ganzes folgendes Leben war ein Beweis, daß er diesem Grundsatze unabweichlich treu blieb. Sein erstes, großes Anliegen war, die Zuneigung und das Vertrauen seiner Gemeinde zu erhalten. Zur Erreichung dieses Zweckes bediente er sich aber keiner erniedrigenden Schmeicheleyen; die Mittel, welche er wählte, waren so gut, wie seine Absicht gut war. Sein Betragen war frey ohne Leichtsinn, verbindlich ohne Niederträchtigkeit, und einnehmend ohne Verstellung. Er ließ sich herab zu den Schwachen, ertrug die Heftigen, hörte diejenigen, welche ängstliche Zweifel hatten, mit Geduld an, und war ihr treuer Berather; wodurch er dann, auf wahre apostolische Art, vielen Menschen Alles ward. Mit einer edeln Menschenliebe und Gefälligkeit verband er einen unermüdeten Fleiß in Unterrichtung derer, die ihm anvertrauet waren. Er begnügte sich nicht mit dem Unterrichte, den er öffentlich ertheilte, sondern lehrte auch noch zu Hause, und brachte die Glieder seiner Gemeinde dahin, daß sie mit ihren Zweifeln und Schwierigkeiten zu ihm kamen. Er hatte ein einnehmendes Betragen gegen diejenigen, die er für redlich-gesinnt hielt, und selbst seine Verweise waren so beschaffen, daß sie selten beleidigten. Er fand, daß es leichter seye, dem Laster vorzubeugen, als es abzulegen; die Jugend zur Tugend zu bilden, als die

bösen Gewohnheiten der Alten zu ändern. Er wendete daher sehr viel Zeit darauf, die jungen Gemüther in seiner Gemeinde zu bearbeiten; er ließ keinen in Unwissenheit seiner Pflicht aufwachsen; er drang darauf, daß sie die Religion mit ihrer Arbeit verbinden, und unter den Sorgen dieses Lebens eine beständige Rücksicht auf das Künftige nehmen sollten. Er suchte allen gerichtlichen Streitigkeiten unter seiner Gemeinde vorzubeugen; sein Vorhaus war oft gedrängt voll von Leuten, die ihrer Streitigkeiten halber zu ihm kamen. Seine gastfreye Lebensart war die Bewunderung der ganzen Gegend. Er verbrauchte in seiner Haushaltung alle vierzehn Tage 10 Scheffel Korn, 5 Scheffel Malz und einen ganzen Ochsen, ausser einem verhältnißmäßigen Vorrathe von andern Bedürfnissen. Fremde und Reisende fanden eine liebreiche Aufnahme; ein Jeder, der kam, war willkommen, und selbst für ihre Thiere ward so gut gesorgt, daß man im Scherze zu sagen pflegte: wenn ein Pferd in irgend einer Gegend des Landes sollte losgelassen werden, so würde es geraden Weges zu dem Prediger von Houghton laufen. Er gab sich viele Mühe, die Umstände seiner Nachbarn zu erforschen, damit nicht dem Leidenden, der aus allzugroßer Bescheidenheit seine Lage nicht bekannt werden lassen wollte, die ihm zugedachte Hülfe entgienge. Dasjenige Geld hielt er am besten angelegt, welches Emsigkeit beförderte. Eines seines größesten Vergnügen war, seinem arbeitsamen Nachbar den Verlust wieder zu ersetzen, den er gelitten hatte, damit er nicht unter der Last desselben erliegen möchte; am liebsten nahm er sich solcher emsigen Armen an, die starke Familie hatten, die ihn dann auch allezeit willfährig und freygebig fanden, wenn sie ihren Kindern in der Welt forthelfen wollten.

Christliche Feindesliebe.

292.

Herzog Christoph von Würtemberg, ein Fürst, dessen Name in der Geschichte seines Vaterlandes, so wie aller Edeln und Guten immer verehrungswürdig bleiben wird, dessen Leben reich an wahrhaft-christlichen Gesinnungen und Grundsätzen, an schönen Anstalten und guten Thaten ist, hielt sich, während sein Vater Herzog Ulrich, von Land und Leuten getrennt lebte, auch einige Zeit am französischen Hofe auf. Seine vortrefflichen Herzens- und Geistes-Eigenschaften verschafften ihm die Gunst und Freundschaft des damaligen Königes Franz I. Er mußte aber erfahren, daß Andere ihm als einem Fremden diese Auszeichnung mißgönnten, und deßhalb seine Feinde wurden. Als er einst Nachts vom königlichen Hoflager zu Chatellereau (Chatellero), in Gesellschaft von etwa 12 jungen Deutschen, heimkehrte, wurde er mit seinen Gefährten von mehr denn 60 Franzosen mit bewaffneter Hand angegriffen, wobey er einige, jedoch unschädliche Stich-Wunden erhielt; aber selbst auch mit seinem Gefolge sich so ritterlich wehrte, daß einige Franzosen todt auf dem Platze blieben. König Franz, der diesen Vorgang erfuhr, ließ die vornehmsten Urheber dieser Frevelthat ergreifen, und übergab sie dem Herzoge, um mit ihnen nach seinem Gefallen zu handeln. — Was that er? — Ohne irgend eine Rache an ihnen zu nehmen, setzte er dieselben wieder in Freyheit.

293.

Zu Kiel an der Ostsee hatte ein junger Graf von Stolberg das Unglück, von einem Studenten auf der dortigen Universität in einem Zweykampfe getödtet zu werden. Der ältere Bruder (Christian) des Entleibten schrieb an den Vater des Thäters, Amtmann von

Eichstädt zu Trumbüttel, ohnweit Hamburg, folgenden Brief:

„Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleiden meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter, hoffnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindung des Grolles oder der Rache in meine Seele gekommen seye. Seyn Sie vielmehr sowohl von mir, als von meinen Geschwistern überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, so viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unsern Wünschen ausfiele: so werden wir uns auch in dem Falle eifrigst bestreben, von dem Könige eine Milderung zu erflehen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater, fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und bitte Sie inständig, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Ach, aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie seyn muß, begleiten könnte! Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung vielleicht verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausgange weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost, Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von ihm gelesen habe, der aus keinem andern, als edeln Herzen fließen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids abgedrungen hat. — Die Wege der Göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labyrintisch sie auch sich winden, gewiß dennoch alle zu dem Ziele, das unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdann werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diesen Weg hat wandeln lassen. Beyde Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beyde allen Gefahren der Versuchung ausgesetzt, von denen vielleicht den Einen nur ein früher Tod, und den andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst befreyen konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie beyde nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das lezte Wort meines sterbenden Bruders war: Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn! Diese Vergebung unsers Bruders soll auch uns antreiben, mit dem größten Eifer für das Wohl Ihres Sohnes uns zu verwenden, dessen Schicksal schon jezt eine größere Mil-

derung erhalten hat, als es in ähnlichen Fällen wohl zu seyn pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Seegen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, Sie durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten, und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele vertilgen möge!"

Christian Graf zu Stollberg.

Diese edeln Menschenfreunde haben auch ihr Wort treu erfüllt, und alle Mittel kräftiger Fürsprache für den Unglücklichen sorgfältig angewendet.

294.

Heinrich VII., der im J. 1309. zur deutschen Kaiser-Würde gelangte, und um das römische Reich Deutscher Nation in seiner vorherigen Größe herzustellen, unter andern, auch Mayland und Florenz wieder zu erlangen sich bemühte, wurde bey seiner Rückreise aus dem Florentinischen, auf Anstiften einiger feindselig-gesinnten Männer, zu Bonconvento ohnweit Siena, am 14. August 1313. durch den Dominikaner-Mönch Bernhard de Monte Politiano, vermittelst einer vergifteten Hostie um's Leben gebracht. „Sobald," — sagt ein Geschichtschreiber dieser Zeit, — „der Kaiser spürte, daß das Brod vergiftet war, sagte er heimlich zu dem Mönche: du hast mir das Brod des Lebens zum Tode gegeben. Fliehe nun, so schnell du kannst, damit du nicht von den Meinen ergriffen und um's Leben gebracht werdest. Bessere dich aber! denn Gott hat kein Gefallen an dem Tode des Sünders u. s. f."

295.

Ludwig XII. König von Frankreich hatte sich bey seiner Thronbesteigung ein Verzeichniß von allen Höflingen und Dienern seines Vorfahren Karl VIII. geben lassen, und die Namen seiner heftigsten Gegner, welche am meisten schuld an seiner Gefangennehmung unter der vorigen Regierung waren, mit einem Kreutze bezeich-

net. Diese flohen jetzt von Hofe, aus Furcht, der König werde sich an ihnen rächen. Allein der gute König ließ sie alle zurückberufen, und sagte ihnen: „das Kreutz, das ich eurem Namen beygesetzt habe, sollte euch keineswegs meine Rache anzeigen. Aehnlich dem Kreutze unsers Erlösers, soll es euch die Vergebung eurer Beleidigungen versichern. Der König denkt nicht mehr an das Unrecht, welches dem Herzoge von Orleans widerfuhr.“ —

296.

Vor mehreren Jahren starb in Berlin ein Edelmann C. L. P. reich an zeitlichen Gütern, aber auch nicht minder reich an wahrer Gottes- und Menschen-Liebe. Kurz vor seiner seligen Vollendung ließ er seinen einzigen Sohn, der sich gerade auswärts befand, zu sich kommen; und als derselbe mit den zärtlichsten Thränen sich dem Bette seines sterbenden Vaters näherte, richtete er sich auf, und sprach zu ihm: „Mein Sohn! Gott ruft mich näher zu sich, und ich fühle ganz merklich, daß mir nur noch wenige Augenblicke vor meinem letzten Schritte übrig sind. Mein letzter Wunsch war, dich, mein einziges Kind, noch zu sehen, ehe ich sterbe. Mein Wunsch ist erfüllt; und ich verlasse nun diese Welt mit desto größerer Zufriedenheit. Meine zeitlichen Güter wirst du in der guten Ordnung antreffen, die dir bekannt ist. Ich übergebe sie dir als ein reines Geschenk der Vorsehung, auf welchem kein Fluch eines einzigen, mit Unrecht erworbenen, aus Kargheit ersparten, oder aus Unmenschlichkeit dem Dürftigen entzogenen Hellers haftet. Wirst du nun die ganze Erbschaft von Geitz und Unrecht, aber auch von Müßiggang und Verschwendung eben so rein erhalten, als ich sie dir lasse, so wirst du sie auch mit einem eben so reinen Gewissen besitzen, und einst deinen Kindern überliefern können. In meinen Rechnungen wirst du jährlich einen Posten von 500 Thalern (gegen 900 Gulden) finden, die ich seit 20 Jahren jeden 4ten Februar an den Kaufmann R... übermacht

habe, um solche unter der Hand dem verarmten Herrn von M. und nach dessen Absterben, seinen eben so dürftigen Kindern zuzustellen. Dieser Herr von M. war aber derjenige, der kurz nach meiner Verheirathung mit meiner tugendhaften Gemahlin, die er vergeblich um die Ehe angesprochen hatte, den 4ten Februar, nachdem er zwey Tage vorher einen Pistolenschuß nach mir gethan, mir Gift beybringen ließ, von dessen tödtlichen Wirkungen mich aber die Göttliche Barmherzigkeit durch eine sonderbare Hülfe befreyte. Einige Jahre hernach gerieth dieser Herr von M. durch seine verschwenderische Lebens-Art in die äusserste Armuth, die um so viel betrübter war, weil er inzwischen sich geheirathet hatte. Ich ergriff diesen Umstand mit freudiger Danksagung gegen Gott, daß seine weise Vorsehung mir Gelegenheit und Mittel gegeben habe, meinem Feinde Gutes zu thun, und wählte dazu eben den Tag des Jahres, an welchem Gott so wunderbar über mich gewacht hatte. An diesem 4ten Februar blieb ich allemal nach meinem Aufstehen länger als gewöhnlich in meinem Schlafzimmer allein, und genoß des Wohlthuns reinste Freuden, vergnügt, wann ich den Jäger mit einem Packete, worin sich die ausgesetzte Summe von 500 Thalern befand, nach N.. abschickte. Als ich nach drey Jahren vernahm, daß der Herr von M. zuletzt noch in sich gegangen seye, und durch eine rechtschaffene Bekehrung zu Gott seine Seele gerettet habe, so wie Gott mein Leben ans seiner Hand gerettet hat, ließ ich, wie du dich noch erinnerst — in unserer abendlichen Andachtsübung ein besonderes Dank-Gebeti veranstalten. Nun bitte ich dich, mein lieber Sohn, als Freuud, und befehle dir als Vater, die gemeldte Summe an eben dem Tage an den Kaufmann, auf dessen Verschwiegenheit du dich sicher verlassen kannst, so lange zu übermachen, als sie diese dürftige Familie wird nöthig haben, insonderheit aber auch, daß du dieses dir entdeckte Geheimniß mit dir in das Grab nehmest." (Dem alten Gärtner, welchen C. L. P. in sei-

nen Diensten hatte, setzte er noch einen doppelten Gehalt aus, und wies ihm denn einen Küchengarten lebenslänglich zu seiner Nutzung an. Und dieß geschah vornehmlich deßwegen: dieser ehrliche Gärtner hatte den Herrn P. einst in seiner Jugend von einer Ausschweifung zurückgehalten, und eine Handvoll Dukaten, die er ihm angeboten, ganz unwillig auf den Tisch geworfen, mit den Worten: Herr, ich will lieber aus Ihren Diensten gehen, als an Ihrer Sünde Theil nehmen.) — „Ueberhaupt, mein Sohn, schaffe dir ein frohes Herz, und einen Grund des Vertrauens zu Gott durch reiches, dabey aber kluges Wohlthun. Sey dabey edel gesinnt, um mit aller Behutsamkeit die Quelle zu verbergen, aus welcher den Leidenden so viel Gutes fließt. Du weißt, daß das Gewissen der eigentliche und beste Schauplatz der Tugend ist, und daß auch bey unseren besten Handlungen kein reines Vergnügen in die Seele dringt, sobald wir Lob und Ruhm bey Menschen suchen."

297.

Bey der am 26. September 1799. durch die Franzosen geschehenen Einnahme der Stadt Zürich hatte der bekannte würdige Pfarrer Lavater das Unglück, von einem französischen Soldaten, der ihm auf eine grimmige Art mehr Geld abforderte, als er ihm geben konnte, einen Schuß zu erhalten, der ihm die Kugel unmittelbar unter der Brust durchtrieb: so daß die Wunde nur um etwa einen Messerrücken ausser den Gränzen der Tödtlichkeit war. Höchstwahrscheinlich war es derselbe Grenadier, den Lavater kaum eine Viertelstunde zuvor vor seinem Hause bewirthet, und der mit dem freundlichen Worte: „Dank, braver, guter Mann! Adieu Bruderherz!" von ihm Abschied genommen hatte, ohne ein ihm angebotenes Geldstück anzunehmen. Als der edle Dulder nach Hause gebracht wurde, war es nun eine seiner ersten Bitten, daß weder die Seinigen noch sonst Jemand dem Namen dieses rohen Kriegers auf irgend

eine Weise nachfragen, und wenn sie ihn zufällig erfahren würden, ihn als ein anvertrautes Geheimniß verschweigen sollten: indem er unter seinen, oft heftigen Schmerzen, noch mehr leiden würde, wenn diesem etwas übels geschähe. — Wie sehr Lavater auch in der Liebe gegen feindselige Beleidiger dem hohen Vorbilde, das uns Jesus, unser Herr und Heiland, hinterlassen hat, nachzustreben suchte, davon gab er kurze Zeit vor seiner irdischen Vollendung einen schönen Beweis. Nicht nur hörte man ihn mitten im schrecklichsten Schmerze oft für den obgedachten Soldaten, der ihn verwundet hatte, beten, und mit wahrer Menschenliebe von ihm sprechen, sondern er schrieb auch an denselben, auf dem Bette, folgende schöne Denk-Zeile:

„Gott vergebe Dir so, wie ich Dir von Herzen vergebe!
Leide nie, was ich um Deinetwillen gelitten!
Ich umarme Dich, Freund! Du thatest unwissend mir Gutes.
Kommt dieß Blättchen zu Dir, es sey dir Pfand von des Herrn Huld,
Welcher reuende Sünder begnadigt, entsündigt, beseeligt!
Lege Gott mir für dich in die Seele große Gebete,
Daß kein Zweifel mir bleib': „wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug'!"

Und in seinen letzten Lebens-Tagen, als er vor Schmerz und Beklemmung seine Brust nicht mehr aufrecht halten, und sein Mund kaum mehr sprechen konnte, sagte er zu den geliebten Seinigen: „Wenn ich nur auch das von Gott erflehen mag, daß der, welcher mich verwundete, nie ein solches Leiden erfahren muß, wie das meinige jetzt ist!" — Er erzählte einst einem Freunde die Geschichte seiner Verwundung, und setzte dann hinzu: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen; aber ich wünschte, daß ich ihm könnte wissen lassen, wie ich von Herzen ihm verzeihe, wie ich ihm danke. Denn, glauben Sie mir, ich verdanke diesen Wunden, und meinen jetzigen schweren, unsäglichen Leiden sehr viel." —

298.

In der Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte zu Genf ein angesehener Bürger, Namens Nathan, der ein sehr beträchtliches Vermögen besaß, und seine größte Lust und Freude darin fand, Andern wohlzuthun. Er schränkte aber seine Wohlthätigkeit nicht darauf ein, daß er wartete, bis sich derjenige, dessen Elend ihm bekannt war, in der äussersten Noth befand, sondern er kam seinen Bedürfnissen zuvor, und handelte hiebey mit dem edeln Scharfsinne der Liebe, die dem Unglücklichen die Beschämung, von Andern Wohlthaten annehmen zu müssen, ersparte. Nach dem Tode seiner Gattin und seines einzigen Sohnes kam er auf den edeln Gedanken, seine Unterstützungen auch auf hülfsbedürftige Durchreisende auszudehnen, und erbauete zu dem Ende an den nach Frankreich und Italien führenden Straßen mehrere schöne und große Häuser, worin alle für Reisende zur Bequemlichkeit dienenden Einrichtungen anzutreffen waren. Auch sonstige Fremde fanden bey ihm die beste Aufnahme, und er machte sich immer ein Vergnügen daraus, seine Gäste selbst zu bedienen. Unter dem Segen dessen, der zu allem Guten sein Gedeihen schenkt, hatte Nathan seine großmüthige Gastfreyheit schon über 40 Jahre lang fortgesetzt, und es konnte nicht fehlen, daß der Ruf von ihm nach und nach allenthalben erscholl, und daß sein Name auch in fernen Ländern mit Achtung genannt wurde. Um diese Zeit befand sich zu Neapel ein gewisser Marchese (Markese) v. M.... der, nachdem er bisher in seinem Palaste ganz eingezogen gelebt hatte, durch den Ruhm von Nathan's großmüthiger Gastfreyheit angereitzt wurde, ein Gleiches zu thun. Da er sich Nathans Einrichtung und Handlungs-Weise zum Muster wählen wollte, so schickte er vertraute Leute nach Genf, die ihm von allem Nachricht geben mußten, was Nathan zum Besten armer Unglücklichen und Fremden that; er suchte hierauf alles dasjenige, was ihm von Nathan erzählt

wurde, auf's genaueste nachzuahmen. Allein so viel Mühe er sich auch immer gab, so mußte er doch allezeit hören, daß ihn der edelmüthige Genfer weit übertreffe. — Ach! nur ein einziger Schritt — und wir sinken von der Tugendbahn in den Abgrund des Lasters; und da, wo keine wahre Demuth im Herzen lebt, kann unmöglich reine Tugend bestehen. So auch hier. — Die Nacheiferung des Marchese verwandelte sich gar bald in eine geheime Eifersucht. Er war nun einzig darauf bedacht, wie er sich mehr Ruhm und Ehre erwerben möchte als jener Genfer, den er für seinen Nebenbuhler hielt. Er that daher Alles, was er nur konnte, um diesen Zweck zu erreichen, allein vergebens! Man berichtete ihm beständig etwas Neues und Ausserordentliches von Nathan, und er erfuhr immer neue Schwierigkeiten, die sich der Ausführung seines Vorhabens entgegenstellten. Er wurde nun von einem bittern Verdrusse und Unwillen eingenommen. Und weil er einige Zeit hernach, zu seinem größten Aerger, um einen ansehnlichen Theil seines Vermögens kam, so sah er sich am Ende ausser Stande, es dem Nathan gleich, geschweige zuvor zu thun. Er überließ sich nun gänzlich seinem Verdrusse. Sein Zorn verwandelte sich in Wuth; und derselbe Marchese v. M... der bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte, verfiel aus Neid auf die schrecklichste Unternehmung, die sich nur ein Mensch, der in dem Laster erzogen und verhärtet worden ist, kann in den Sinn kommen lassen. Nathans überwiegende Tugenden machten, daß er ihn als Feind haßte. Er kam auf den schrecklichen Gedanken, denselben aus dem Wege zu schaffen. Weil er sich aber nicht unterstand, sein Vorhaben Jemand zu vertrauen; so reisete er mit einigen Bedienten in der Absicht von Neapel ab, demjenigen, der ihm allein Unruhe erwecken konnte, das Leben zu rauben. Nach einer Reise von 14 Tagen kam er drey Meilen rückwärts von Genf an. Er befand sich, ohne es zu wissen, auf den Gütern des Nathan, und es traf sich gerade,

daß dieser, schon ein ehrwürdiger Greis von 70 Jahren, nur in ein schlechtes Kleid gehüllt, nicht weit von einem seiner Häuser auf und ab gieng. So bald er Leute zu Pferde gewahr wurde, gieng er ihnen entgegen. Der Markese näherte sich ihm mit der Frage: ob sie sich noch weit von dem Hause Nathans befänden. „Ihr seyd ganz nahe dabey,“ — antwortete ihm dieser — „und diese ganze Gegend gehört ihm zu.“ — „Ihr kennet ihn also?“ — versetzte der Marchese v. M.... — „Ja!“ — sagte Nathan — „schon sehr lange.“ — Der Marchese stieg vom Pferde, und fuhr fort: „Weil Ihr ihn also kennet, so sagt mir doch, ist er wirklich so tugendhaft, wie man öffentlich von ihm rühmet, und verdient seine Mildthätigkeit alle die Lobsprüche, die man ihm beylegет?“ — „Die Menschen urtheilen nur nach dem Aeusserlichen,“ — antwortete Nathan — „Gott aber weiß allein, ob wir tugendhaft sind. Was mich anbetrifft, der ich ihn schon seit vielen Jahren kenne, so versichere ich Euch, daß ich an ihm Fehler wahrgenommen habe, die Andern nicht bekannt sind, und ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß er der Lobes-Erhebungen, die man ihm beylegt, nicht würdig ist.“ — Als der Marchese dieses hörte, gab er denen, die bey ihm waren, ein Zeichen, ein wenig bey Seite zu gehen, und indem er fortfuhr, den Nathan, den er für einen Bedienten hielt, zu befragen, so schloß er aus seinen Antworten, das Glück habe ihm diesen Mann zur Erleichterung der Ausführung seines bösen Vorhabens zugeschickt. Er bat ihn also, die Sache so einzurichten, daß er von Nathan nicht gesehen würde, und auf den Abend zu ihm in das Dorf zu kommen, in welchem er bleiben wollte, wobey er ihm zugleich versprach, daß ihn seine Dienstleistung nicht gereuen solle. Nathan sagte zu ihm, er hätte nichts zu befürchten, er könne sich in eines der nächsten Häuser begeben; und wenn diese gleich dem Nathan angehörten, so wolle er es doch so einrichten, daß er allein die Ehre haben könne, ihn zu bedienen: indem ihm sein Herr die

Sorge überließe, diejenigen Fremden, welche hieher kämen, zu empfangen. Der Marchese ließ es sich gefallen, und nachdem er seine Begleiter herbey gerufen hatte, ergriff Nathan den Zaum ihrer Pferde, und befahl dem Bedienten, den er bey sich hatte, sie in das Haus zu führen, wobey er ihm zugleich heimlich sagte: vor allen Dingen zu verbieten, daß man nicht merken lassen sollte, wer er wäre. Seinem Befehle wurde auf das genaueste nachgelebt. Man führte den Marchese v. M.... in ein sehr schönes Zimmer. Nathan bediente ihn bey der Abendmahlzeit, und blieb hernach allein bey ihm. Jetzt rückte der Marchese mit Eröffnung seines Anliegens heraus, sagte dem Nathan, wer er wäre, und daß sein Herr seiner Familie einen höchst empfindlichen Schimpf zugefügt hätte, weßhalb er ihn jetzt zur Rede stellen wolle. Er überreichte ihm einen Beutel mit hundert Dukaten, und bat ihn, er möchte ihm Gelegenheit verschaffen, seine Rache auszuüben, wobey er ihm zugleich versprach, ihn mit sich zu nehmen, und ihm den großen Dienst, den er ihm würde geleistet haben, reichlich zu belohnen. Sobald Nathan den Marchese seinen Namen hatte nennen hören, merkte er gar bald, was ihn gegen ihn aufbrächte. Er wußte nämlich, was er ihm zu Neapel nachzuthun gesucht hatte; sein erlittener Verlust war ihm auch bekannt, und er sah daher ganz deutlich ein, daß dasjenige, was dieser thue, aus Neid und Verzweiflung geschehe. Er nahm die hundert Dukaten, und sagte, ohne es sich im Geringsten anmerken zu lassen, zu dem Marchese, indem er ihm ein kleines Wäldchen zeigte, welches eine Viertelstunde von dem Orte, in welchem sie sich befanden, lag: sein Vorhaben wäre sehr leicht auszuführen, sein Feind gehe alle Morgen an dem Eingange dieses Wäldchens spazieren, er müsse sich also bey guter Zeit mit seinen Leuten dahin begeben und allda verbergen; er wolle alsdann nicht unterlassen, zu ihm zu kommen, und ihm einen Weg zu zeigen, auf welchem sie sich insgesammt, wenn sie den Nathan getödtet ha-

ben würden, mit der Flucht retten könnten. Der Marchese, dem diese Nachricht sehr wohl gefiel, umarmte ihn. Er ergriff die nöthigen Maaßregeln. Während nun der Marchese, von seinem abscheulichen Vorhaben beunruhigt, die Nacht von Furcht und Gewissensbissen, welche das Laster allezeit begleiten, gequält — zubrachte, demüthigte sich Nathan vor Gott, dem weisen Regierer der menschlichen Schicksale, auf dessen Hülfe er kindlich vertrauete, und bat Ihn mit Thränen, das Herz seines Feindes zu ändern. Er hätte, wenn er ihn gefangen nehmen ließ, des Marchese Vorhaben fruchtlos machen, ja diesen sogar deßhalb bestrafen lassen können; allein der großmüthige Greis verlangte, aus dem edeln Triebe der erhabensten Feindesliebe, weiter nichts als dessen Bekehrung, und betete noch immer, als der Tag anbrach. Er sahe seinen Mörder nach dem Walde zureiten, welchen er dem Marchese gezeigt hatte, nahm, voll Vertrauen auf Gott, die hundert Dukaten, die er bekommen hatte, that noch vier hundert andere Dukaten hinzu, welches zu den damaligen Zeiten eine sehr große Summe ausmachte; und nachdem er ein anderes Kleid angezogen hatte, gieng er ganz allein nach dem Orte, wo der Tod auf ihn wartete. Sobald der Marchese unsern rechtschaffenen Alten, der sein Gesicht mit Fleiß verbarg, wahrgenommen hatte, lief er mit aufgehobenem Säbel auf ihn zu; und nachdem er ihn von hinten ergriffen hatte, sagte er zu ihm: „Verräther, du mußt sterben!" Nathan sah ihn an, und sagte zu ihm: „Marchese, womit habe ich das verdient?" — Wie, rief dieser aus, „ist das nicht Nathan?" — „Ja, er ist es wirklich, mein Sohn," — antwortete Nathan — „ich bin es, der Dir versprochen hat, Dir wider mich zu dienen. Dieses ist der Weg, auf welchem du Dich durch die Flucht retten kannst. Nimm diesen Beutel, Du wirst in demselben, ausser den hundert Dukaten, die Du mir gestern gegeben, noch vierhundert andere finden, die ich hinzu gethan habe, weil mir dein erlit-

tener Verlust bekannt ist. Wenn Du also bey deinem Vorsatze bleibst, so tödte mich. Allein ich kann mir nicht einbilden, daß, da Dir Gott von deiner Jugend an so viele Gnade erwiesen hat, Du Ihn dergestalt verlassen willst." Indem Nathan dieses sagte, sahe ihn der Marchese ganz bestürzt an; Schaam und Schmerz bemächtigen sich seines Herzens. Von der Großmuth des Greises gerührt, fiel er, ohne daß er ein einziges Wort hervorbringen konnte, dem Nathan zu Füßen, und faßte eine Zeitlang seine Kniee. Nathan hob ihn auf, und sagte zu ihm, indem er ihn umarmte: „Schäme Dich nicht, mein Sohn, daß Du überwunden bist! Nicht ich, sondern die Gnade sieget in Dir. Gott hat dich demüthigen wollen, damit Er Dich mit desto größerer Ehre überhäufen möge. Du wirst in Zukunft weit standhafter in Ausübung der Tugend seyn." Er führte ihn hierauf in sein Haus, und behielt ihn länger als einen Monat bey sich, indem er ihn wie ein liebreicher Vater tröstete, und von ihm wiederum als von einem rechtschaffenen Sohne geehrt und geliebt wurde. Endlich reisete der Marchese v. M.... ab, und Nathan nöthigte ihn, die Summe anzunehmen, die er in den Wald mitgebracht hatte.

299.

Ein Bewohner in Ziccavo, auf der Insel Corsika, ruhete einst mit drey seiner Verwandten bey einem Brunnen, als der Mörder eines seiner Söhne, der nur ihm bekannt war, unvermuthet an eben den Ort hinkam. Er sprach ihm freundlich zu, und nöthigte ihn, Theil an ihren Erfrischungen zu nehmen. Bey dieser Einladung, hinter welcher jener nichts Gutes ahnen konnte, erstarrte demselben vor Schrecken das Blut in allen Adern. Unterdessen mußte er sie annehmen, weil er kein Mittel sahe, zu entfliehen. Sie aßen beyde; aber in ganz verschiedener Gemüths-Stimmung. Der eine in der äussersten Bestürzung, glaubte das Ende seines Lebens nahe:

der andere, der den Entschluß einer erhabenen That in seinem Herzen trug, verrieth jene Heiterkeit, welche nur die Ausübung der Tugend einflößt. Nachdem sie sich gelabet hatten, beurlaubte der Einwohner von Ziccavo seine Gesellschaft, und blieb mit seinem Feinde allein. „Dein Leben" — redete er ihn an — „ist in meiner Gewalt; ich könnte es dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen; Du hast mir viele Thränen gekostet, und Trauer und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, die ich um Deinetwillen duldete; nur versprich mir: auch deine Feinde so gut zu behandeln, wie ich Dich behandle, und überzeugt zu seyn, daß verzeihen weit rühmlicher und süßer ist als sich rächen!" — Mit diesen Worten umarmte er ihn, und verließ seinen Feind, der unbeweglich vor Bewunderung und Erstaunen stehen blieb. Als er wieder zu seinen drey Verwandten kam, sagte er: „Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen, und sein Leben gefristet, das in meinen Händen war. Folgt meinem Beyspiele, und thut ihm nie etwas zu leide, was mir die Freude verbittern könnte, eine schöne That vollbracht zu haben!"

300.

Der edle Spener (I. Thl. S. 94.), der sein ganzes Leben hindurch für die Verbreitung des Christenthums und der Tugend mit unverrücktem Eifer arbeitete, mußte in seinem Leben viel Spott, Lästerung und üble Nachreden erdulden — überhaupt viel kämpfen, und den Undank der Menschen erfahren. Er antwortete aber seinen Widersachern stets mit der größten Gelindigkeit und Sanftmuth. Statt harte Urtheile über seine Feinde zu fällen, und ihnen Bosheit des Willens Schuld zu geben, entschuldigte er vielmehr ihr Bezeugen gegen ihn mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaften. Wenn er auch Gelegenheit bekam, sie das ihm zugefügte Unrecht wieder

fühlen zu lassen (welches sich verschiedenemale zutrug), so vergalt er nicht Böses mit Bösem. Hingegen war es ein Theil seines täglichen Gebetes, namentlich für einen jeden seiner ihm bekannten Feinde Gott zu bitten, daß er ihnen ihre Sünden vergeben, und sie ihre Ungerechtigkeit gegen ihn möchte einsehen lassen. Noch auf seinem Sterbebette sagte er mit Thränen im Auge: „Ach! Gott sey Lob und Dank, daß ich keinen Menschen in der Welt habe, dem ich feind wäre!“ — Voll Hoffnung einer bessern Zukunft, und voll des Glaubens, Gott werde der guten Sache den Sieg gewiß noch geben, war es die letzte Bitte des sterbenden Greises: daß man ihm keinen Faden von schwarzer trauriger Farbe mit in das Grab geben möchte; weiß gekleidet sollte sein Leichnam noch die frohe Hoffnung besserer Zeiten bezeichnen, mit der er starb, und mit der er in die bessere Welt hinüber gieng.

Barmherzigkeit; Mildthätigkeit.

301.

Im J. 1540. entstand eine große Korntheurung und Mangel in dem Mayländischen Staate. Die Leute auf dem platten Lande und in den Berg-Gegenden strömten, von Hunger beynahe aufgerieben, in die Hauptstadt, und flehten an den Kirchen und Hausthüren um Brod. Allein der Hunger war auch in die Stadt selbst eingedrungen, und viele Leute konnten sogar um baar Geld kein Brod mehr bekommen. Dieß so weit verbreitete Elend jammerte den vortrefflichen Kardinal und Erz-Bischof Karl Borromäus im Innersten des Herzens; und er that Alles, was er thun konnte, um dasselbe zu mindern. Vor allen Dingen sorgte er dafür, daß in den Hospitälern und Lazarethen, diesen allgemeinen Her-

bergen der Armuth, die Hungersnoth nicht überhandnehme; hierauf ließ er in großen ehernen Häfen Speise kochen, und zu einer bestimmten Stunde unter das, reihenweise vor seinem Palaste stehende Volk austheilen, und ernährte auf diese Weise einige Monate lang täglich 3,000 Menschen auf seine Kosten. Aber noch hörte die Noth nicht auf; und da er durch diesen Aufwand schon selbst sich in viele Schulden gesteckt hatte, so wendete er sich jetzt an die reichsten Bürger, und wurde bey ihnen der Sachwalter der Armen. Das Wort in eines solchen Mannes Munde ist unwiderstehlich, und es fanden sich edle Menschen, die ihm heimlich große Summen Geldes in den Palast schickten, welche er zur Unterstützung der Dürftigen anwenden konnte. Kaum war die Hauptstadt hinreichend versehen, so gieng er auf die Dörfer, um der Armuth der Landleute zu Hülfe zu kommen, die nicht nur der gegenwärtige Mangel, sondern auch die Aussicht in die Zukunft drückte. Der strenge Winter hatte nämlich so viel Schnee angehäuft, daß er mehr als Mannshoch lag; und es war zu besorgen, daß die Saat zu Grunde gehen, der geschmolzene Schnee im Frühlinge die Flüsse anschwellen, die Dörfer überschwemmen, und den Rest der Feldfrüchte wegspülen dürfte. Allein was man besorgte, erfolgte nicht. Die Vorsehung lenkte es so, daß eine langsam eintretende Wärme den Schnee nur allmählig auflöste, und die Flüsse unschädlich anschwellte, so daß die folgende Erndte so ergiebig war, daß sie die Dürftigkeit des vergangenen Jahres reichlich hereinbrachte. Die Mäyländer hielten sich überzeugt, daß dieß eine Wirkung der Gebete ihres frommen und würdigen Erzbischofes sey.

302.

Die Christen, welche in den ersten Jahrhunderten nach der Geburt Jesu lebten, bewiesen ihren edeln Liebessinn auch dadurch, daß sie bey ihrer Wohlthätigkeit auf alle Arten der menschlichen Bedürfnisse und des

Elendes ihre Aufmerksamkeit richteten. Sie sammelten Almosen zur Unterhaltung der Armen, zur Verpflegung der Kranken und Alten, zur Versorgung der Waisen, zur Unterstützung der Beraubten, und zum Dienste derer, die um des christlichen Glaubens willen in Sklaverey oder Gefangenschaft gerathen waren. Aber nicht nur ihre Glaubens-Genossen und Freunde hatten Antheil an ihren Unterstützungen, vielmehr übten sie diese Wohlthätigkeit selbst gegen ihre Feinde und Verfolger aus. So speisete z. E. der edle Bischof Polykarpus die römischen Offiziere, die abgeschickt waren, ihn gefangen zu nehmen und zum Märtyrertode zu führen. Ein heidnischer Offizier kam mit einem Haufen Soldaten, der schon lange Mangel gelitten hatte, an einen Ort, wo viele Christen waren und diese gaben willig alles zur Versorgung seiner Leute her. „Dieß," — rief Pachonius (so hieß der Offizier), — „dieß thun die Christen an uns, die wir sie stets berauben und martern!" Und dieses Beyspiel der Gutthätigkeit machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er ein Christ wurde. Der Geschichtschreiber Eusebius erzählt, daß bey der Hungersnoth und Pest, die unter dem Kaiser Maximinus in den asiatischen Provinzen entstand, die Christen die einzigen gewesen seyen, die während dieses jämmerlichen Zustandes wahre Liebeswerke ausgeübt haben. Sie theilten Brod unter die Halbverhungerten aus, pflegten der Kranken, begruben die Todten, und das Gerücht von dieser menschenfreundlichen Handlungs-Weise bewegte die Heiden, den Gott der Christen zu preisen, und die Christen für wahrhaft gottesfürchtige Menschen zu halten. Diejenigen, welche selbst nichts geben konnten, arbeiteten in Person, und wagten sich und ihr Leben in Beweisung ihrer Dienstfertigkeit gegen Elende. Sie sahen ihre Armen als ihren Schatz an. — Als der Kaiser Decius von dem Diakon der Kirche zu Rom, Laurentius, verlangte, daß er ihm die Kirchen-Schätze ausliefern sollte: so ließ dieser alle Arme, Blinde, Lahme und

Krüppel zusammen kommen, stellte sie drey Tage darauf dem Kaiser in seinem Palaste vor, und sagte dabey: „Dieß sind unsere Kirchen-Schätze; andere Güter haben wir nicht. Aber diese nehmen niemals bey uns ab, sondern vermehren sich täglich.“ Lactantius rief allen Christen zu: „Lasset uns unsere Gelder in den himmlischen Schatz niederlegen, indem wir den Armen davon mittheilen! Dort sind sie zu unserm ewigen Nutzen unter der Verwahrung Gottes selbst aufgehoben.“

303.

In der reinen Kinder-Seele liegt der Sinn für fremdes Wohlseyn eben so unverkennbar als der Trieb der Selbstliebe. Wir sehen daher auch oft von ganz kleinen Kindern Werke der Wohlthätigkeit mit Lust und Eifer ausüben. Aber merkwürdiger ist es, wenn Kinder sogar nach einer festgesetzten Ordnung wohlthätig sind. Da jeder schöne Zug des kindlichen Herzens die Aufmerksamkeit der Jugend-Welt verdient: so theilen wir hier auch folgende Thatsache mit. Es hat sich nämlich schon vor mehreren Jahren in der Stadt Altona bey Hamburg, eine Anzahl gut gesitteter Kinder mit einander verbunden, ganz arme Kinder mit Lebensmitteln und einigen andern Nothwendigkeiten zu unterstützen. Sie haben eine regelmäßige Einrichtung getroffen, nach welcher sich jedes Mitglied dieses schönen Bundes anheischig macht, jede Woche einen Theil seines Taschengeldes in eine allgemeine Kasse zu steuern. Nach Verlauf von etwa drey Monaten wird das Geld unter arme Kinder vertheilt. Zur Leitung des Ganzen ist ein verständiger Knabe, als Vorsteher und Rechnungsführer, angestellt! und diesem zur Seite stehen Neben-Gehülfen, gleichsam Armen-Pfleger, welche auf die Bedürfnisse einiger Nothleidenden Kinder Acht haben, und für die Vertheilung des kindlichen Opfers sorgen. Diese Einrichtung hat also, im Ganzen genommen, viel Aehnlichkeit mit einer Armen-Anstalt erwachsener Menschenfreunde, und kann

mit dem schicklichen Namen einer Kinder-Armen-Anstalt belegt werden. Und diese schöne That wird in so ruhiger, geräuschloser Stille geübt, daß selbst die Personen, die in der Nähe derselben leben, kaum etwas davon erfahren. Der Umfang dieser rühmlichen Anstalt ist zwar noch nicht weit ausgedehnt, und die Zahl ihrer Mitglieder noch nicht sehr groß; indessen läßt sich hoffen, daß dieses gute Werk immer mehr wachsen, und nicht ohne Nachahmung bleiben werde.

304.

Zu Anfang des Jahres 1788. wütheten in Lyon die Masern auf eine fürchterliche Art, und mehr als fünfzehntausend Einwohner schmachteten aus Mangel an Arbeit in der drückendsten Armuth. Da kamen vier edle, junge Mädchen auf den Gedanken, aus ihren geringen monatlichen Einkünften etwas in eine Sparbüchse zusammen zu legen, bis die Summe hinreichte, ein armes Mädchen ihres Alters von vierzehn bis fünfzehn Jahren von Kopf bis zu Fuß warm und dauerhaft zu kleiden. Sämmtliche Kleidungsstücke wurden, mit Ausnahme der Schuhe, von ihnen selbst verfertigt. Sie erweiterten in der Folge ihren Plan, boten ältern Frauenzimmern an, in ihre Gesellschaft zu treten, die es denn auch willig thaten; und im Sommer desselben Jahres bestund solche schon aus fünfzig Personen, worunter sich die edelsten Frauen, sogar eine Matrone von achtzig Jahren, befand. Im Anfange des Winters 1788. war die Gesellschaft schon im Stande, zwölf Mädchen zu kleiden.

305.

In einem Dorfe, nahe bey Neufchateau (Nöfchato oder Neuschloß) in Lothringen, lebten zwey achtzigjährige schwächliche Eheleute unter einem bloßen Strohdache in der größten Eintracht und in der drückendsten Armuth. Ihre von ihnen weit in der Fremde herum zerstreut lebenden Kinder konnten ihnen mit der Frucht ih-

rer Arbeit, die sie selbst kaum ernährte, nicht helfen. Die Last des Elendes drückte dieses rechtschaffene Paar zwar sehr, allein sie konnten die Abneigung nicht überwinden, welche von einem feinen Gefühl herrührt; sie ließen sich nicht einmal den Gedanken einkommen, betteln zu gehen, und lebten bloß von der dürftigen Hülfe, die ihnen mitleidige Nachbarn von Zeit zu Zeit leisteten. Freylich mußte ein einziges Stück Brod oft auf etliche Tage zu ihrer Nahrung hinreichen, und nicht selten geschah es, daß diese beyden guten Leute ganz vergessen wurden, und gar nichts hatten; daß sie sich dann ungegessen schlafen legten. Das Ausserordentliche dabey ist, daß Jakob Morie, — so hieß der Greis — bey einer so drückenden Armuth eine Heiterkeit behielt, die nur dem Reichen, der alle seine Wünsche zu befriedigen im Stande ist, anzugehören scheint. Sein Beyspiel zeigt daher, wie sehr diejenige Glückseligkeit, welche die Tugend verschafft, alle andern Vorzüge weit übertrifft! Der Prediger des Dorfes hört, da er an einem Abend vor der Hütte des armen Ehepaars vorübergeht, ein Singen in derselben; er erkennt die Stimme des Greises, der mit rauhem und bebendem Tone eine alte Arie hertrillerte. — „Je, guter Jakob, ihr seyd ja recht aufgeräumt, sagt mir doch, warum?“ — „Je nun, lieber Herr Pastor, — um diese Stunde halten andere Leute ihre Abendmahlzeit; da vertreibe ich mir die Eß-Gedanken mit Singen; freylich, meine arme Katharine — — aber sie hat mich versichert, daß sie nicht hungere: sonst wäre mir's doch nicht singerlich.“ — „Kommt mit mir, Freunde, Ihr sollt zu essen haben, und auf meine Gesundheit ein Schlückchen trinken!“ Jakob nimmt mit vielen Danksagungen das, was man ihm gab, mit sich; indessen wird der Pastor gewahr, daß er nicht auf seine Wohnung zugeht, er folgt im Finstern nach, und siehet den guten Greis in ein elendes Loch schleichen, in welchem eine Mutter mit ihren Kindern schon seit vorgestern hungerte; der Geistliche hört, daß er zu ihnen sagte:

— „Hier, der Herr Pfarrer hat mir's geschenkt, ich habe mit meiner Frau am Drittheile genug, uns schmeckt es nicht so, wie den armen unschuldigen Würmern." — Der Pastor zeigte sich, und eilt, vor Bewunderung weinend, dem Greise in die Arme. — „Jakob! behaltet das für euch, was ihr von eurem Freunde angenommen habt, ich will für diese ehrlichen Leute etwas holen lassen; ach lieben Kinder, daß ich euch nicht alle glücklich machen kann!" Als der Pastor mit Jakob allein war, sagte er zu ihm: „Vortrefflicher Mann, ihr müßt eure Gutthätigkeit nicht so weit treiben, daß ihr euren Unterhalt dabey zusetzt!" — „O, Herr Pastor, Sie können sich nicht vorstellen, was mir das für Freude gewesen ist, der armen Familie Gutes gethan zu haben! Bey meiner Treue, ich habe mich mehr gesättiget, als wenn ich das Alles gegessen hätte, was Sie mir geschenkt hatten!" Katharine war sehr würdig, Jakobs Weib zu seyn. Eines Tages, da sie allein in ihrer Hütte war, meldete ihr eine Nachbarin, daß ein Bettler von einem entlegenen Dorfe, der seine Frau und drey Kinder bey sich hatte, auf einem Lager von Stroh in einer Scheune am Fieber krank liege. Sogleich wird die gefühlvolle Katharine wehmüthig und verlegen; nie hatte sie ihre Armuth gekränkt ausser dießmal, weil sie nicht gewohnt war, bedrängtere Leute als sich und ihren Mann zu sehen; sie geht an den Ort, wo der Arme lag, um ihn zu trösten, ihm ihr Mitleiden, ihre Thränen zu schenken. — Wie sinnreich das Mitgefühl ist! — Wer hatte Katharinen gelehrt, daß Mitleiden die Noth lindere, daß es eine fühlbarere, gefälligere Wohlthat als die wirkliche seye? Das Herz blutete Jakobs Weib, sie geht hastig aus der Scheune, ohne etwas zu sagen, und nach Hause: ihr ganzes Bettzeug bestand in zwey groben Lacken; sie nahm eines aus ihrem ärmlichen Lager, springt wieder zum Kranken, hebt ihn mit ihren kraftlosen Händen auf, breitet das Tuch unter ihn, und sagt: „damit doch der arme Mann nicht auf dem bloßen Strohe liege." Da Jakob diese

Freygebigkeit seines Weibes vernahm, so war er anfangs verdrießlich, und schalt; aber sogleich verwies er sich diese heftige Aufwallung, er bat Gott und sein Weib um Vergebung. So angeboren ist das Mitleids-Gefühl schönen Seelen! Der schätzbare Greis sinnt darauf, wie er seinen Fehler gut machen, und die Wohlthat seiner Katharine vergrößern könne: ihm fällt ein, daß in einem Winkel seiner Wohnung eine alte Tonne liege, die er vormals mit Wein füllte, als er noch mit seiner Arbeit Geld verdiente: er schlägt sie in Stücken, und bringt das Holz zum Eigenthümer der Scheune, worin der Patient lag, mit dem Worte: — „wenn Jemand dem Armen etwas zu einer Suppe geben wollte, da wäre Holz, wobey sie gekocht werden könnte; es thut mir leid, daß ich nicht mehr thun kann: das ist Alles, was in meinem Vermögen steht.“ Der arme Mann stirbt; seine Frau bringt Katharinen das Tuch wieder, und dankt ihr und dem Manne herzlich. — „Behaltet, behaltet das Tuch, gute Frau,“ — spricht Jakob, und stopfte es ihr in die Schürze: — „Ihr könnt auch krank werden, da wird's euch Dienste thun. Gott schenke eurem Manne die ewige Ruhe! ich hätte ihm gerne das Leben fristen mögen.“

306.

Folgende zwey Beyspiele von Wohlthätigkeit erzählt ein Prediger in Berlin, der nebst einigen andern Personen in der Stadt umhergieng, um von Hause zu Hause eine Kollekte für die Armen zu erheben. „Wir kamen,“ — sagte er, — „zu einem bejahrten Manne, der ein Schuhmacher ist, und oben in einem Dachstübchen wohnt, und wollten sogleich wieder zurück gehen, als wir bey dem Eingange in ein kleines Kämmerchen die allerbitterste Dürftigkeit gewahr wurden. Er bat uns aber, ein wenig zu verweilen, und holte unter seinem Schurzfelle eine kleine blecherne Büchse hervor. Sein ganzer Schatz, den er sich aus derselben in die Hand

schüttete, bestand aus fünf kleinen Dreyern (Kreutzerstücken), die er einen nach dem andern vor sich hinzählte. „Diesen hier brauche ich heute Abend zu Brod," — sagte er, — „diesen zu Bier, den zu Licht, den zum Frühstücke, und diesen sollen die Armen haben." Wir steckten den Dreyer in die Armenbüchse, und gaben dem guten alten Manne etliche Groschen aus unsern Taschen. Er nahm sie mit Danke, — und sagte: — „je nun, ich brauche es wohl, denn ich habe auf Morgen noch keine Arbeit, aber es ist mir doch auch sehr lieb, daß Sie mir meinen Dreyer für die Armen nicht verschmähet haben." — Ferner kamen wir zu einem alten Juden, der in einem rabbinischen Buche las, hinter ihm standen zwey Knaben. Ich sagte, daß ich mit meinem Begleiter käme, um auch ihn um einen Beytrag zur Abstellung des Bettelns zu ersuchen. Er stand stillschweigend auf, hohlte aus einem kleinen Schränkchen einen kleinen Beutel hervor, worin nur eine äusserst mäßige Summe zu seyn schien, und gab reichlicher, als ich es erwartet hatte. Während der Zeit fragte einer von den Knaben, ob die Sammlung etwa für die französische Colonie geschehe? Indem ich ihm deßhalb eine genauere Auskunft geben wollte, hub der Greis mit einem warmen, aber nicht heftigen Tone an: „Was fragst du, für wen es ist? es ist für Menschen. Was liegt daran, wie sie heißen? Es sind Kinder unsers Vaters, und er hat es uns gegeben, daß wir ihnen helfen sollen." Gewiß ein Nachfolger seines himmlischen Vaters, der auch alle Menschen als seine Kinder ansieht!

307.

Die verstorbene Fürstin zu Isenburg, Sophie Charlotte Ernestine, aus dem Hause Anhalt, war eine Prinzessin von vortrefflichem Charakter. Wohlthun und Mitleiden war bey ihr herrschende Neigung. Um auch ihren Prinzen zu diesen edlen Tugenden anzuleiten, bediente sie sich einst folgenden Mittels: Eine Frau, in

in deren Hause die größte Armuth herrschte, wurde mit Zwillingen entbunden. Sie hatte keine Pflege und Wartung; die Kinder waren nackt, und Niemand war da, der Brod und Kleider schaffte. Ihre ausserdem schon zahlreiche Familie schmachtete in der äussersten Dürftigkeit. Die Fürstin hört von dieser unglücklichen Familie. „Hier" — sagt sie sogleich — „hier ist Gelegenheit, wo ich meines Sohnes Herz kann kennen lernen, und wo ich entscheiden kann, ob er in Zukunft gern wohlthun wird. Sie gibt ihm, wie sonst, Geld zum freywilligen Gebrauch, und macht mit ihm und einigen ihrer Hofleute einen Spaziergang. Einer aus der Gesellschaft sagt, der getroffenen Abrede gemäß, zu den Uebrigen, sie möchten nur fortgehen, er habe hier in diesem Hause Geschäfte; er werde sogleich nachkommen. „Was ist denn das für ein Haus?" — fragte der Prinz, — „wir können ja mit hineingehen." — „Ach, was wollen Sie da machen? Hier wohnen arme Leute in einer elenden Hütte, alles ist da unordentlich. Es wird Ihnen eckeln." — „Wir bleiben ja nicht lange darin," versetzte der Prinz, — „und ich möchte doch einmal sehen, wie es bey solchen Leuten zugehet." Man gieng hinein. Die armen Leute waren schon vorher unterrichtet, wenn etwa ein Besuch käme, und ihnen etwas gegeben würde, so sollten sie ja nicht dem Geber, sondern Gott danken, daß er so gute wohlthätige und mitleidige Menschen gemacht hätte. Man trat in die Stube. Aber welch' ein trauriger Anblick! Die Mutter mit den Zwillingen auf dem Schooße, die andern Kinder um sie her. Ueberall Elend und Dürftigkeit! Alles zerlumpt; Allen konnte man die Armuth, Hunger und Kummer im Gesichte lesen. Der Prinz blickt hin, und blickt um sich herum; sieht seine Gesellschaft an; sieht wieder verwirrt auf die Mutter und Zwillinge, spricht kein Wort; kann nicht reden; steht wie erstarrt; kehrt sich um; fängt an zu weinen; greift in die Tasche; er zählt sein Geld nicht; er gibt alles, was er hat. Das war der frommen Fürsten-Mutter ein wahres

Herzens-Fest. Da saß sie mit gefalteten und emporgehobenen Händen, und frohlockte: „Dank Dir, Vater im Himmel, der Du mitleidige Menschen erweckest!“ Man gieng gerührt weg, und überließ nun den jungen edeln Wohlthäter seinen Empfindungen, bis das Gespräch wieder, wie von ungefähr, auf diesen Vorfall gelenkt, und ihm nun die große Göttliche Lehre Jesu tief in's Herz geprägt wurde: „Seyd barmherzig, wie auch euer Vater im Himmel barmherzig ist!“

Weise Wohlthätigkeit.

Der wahre Menschenfreund, in dessen Gemüthe Wohlwollen gegen Jedermann zur herrschenden Neigung geworden ist, schränkt seine Gutthätigkeit nicht bloß auf Almosen ein, die er den Armen gibt, sondern er bemüht sich, durch alle Arten von Dienstleistungen das Beste seiner nothleidenden Brüder zu befördern. Er wird bald durch weisen Rath oder durch ernstliche Fürsprache, bald durch sanftes Mitleiden oder durch kräftige Trostgründe, kurz immer auf die zweckmäßigste Art seinen leidenden Mitmenschen Hülfe, Erquickung, Erleichterung und völlige Rettung in ihrer Noth verschaffen.

308.

Ehe der berühmte Engländer, John Howard, seine aus Menschenliebe unternommene große Reise antrat, hielt er sich einige Zeit auf seinem väterlichen Gute zu Cardington auf; und wie er allenthalben, wo er hinkam, That-Beweise seiner edeln Gesinnung gab, so wurde er auch hier der Wohlthäter der armen Einwohner. Er munterte sie zum Fleiße auf, besuchte sie in Krankheiten, und wendete durch Rath und That manches Unglück von ihnen ab; unterstützte sie, so daß sie ihre Hütten,

die dem Einsturz droheten, nach einem bequemern Plane wieder aufbauen konnten; gab jedem ein kleines Gärtchen nebst einem Stücke Acker zum Anbau der Kartoffeln. Auf eine ausgezeichnet schöne Weise wußte er durch seine Unterstützungen den Fleiß und das Wohlverhalten aller derjenigen Leute, deren er sich annahm, zu befördern. Seine Hülfe war immer so beschaffen, daß sie sich dabey nie über ihren Stand erheben oder der Arbeit entziehen durften; und da die wenigsten Armen gehörig hauszuhalten verstehen, so traf er eine solche Eintheilung, daß sie von Zeit zu Zeit etwas, aber nie viel auf einmal, erhielten.

309.

Ein berühmter Englischer Dichter, der zu Ende des 17ten Jahrhunderts lebte, bezog mehr als 30,000 Pfund Sterling (ohngefähr 300,000 Gulden Rhein.) jährliche Einkünfte. Seine einfache, bescheidene und sparsame Art zu leben, setzte ihn in den Stand, den größten Theil dieses Geldes zur Unterstützung der Armen anzuwenden. Für ihr Elend empfindlich, errichtet er eine Wechsel-Bank, aus welcher jedem gemeinen Manne oder Weibe, die einige Talente besaßen, oder irgend ein Handwerk trieben, ohne Bürgschaft, ohne Pfänder oder anderwärtige Sicherheit, und ohne einige Zinse von Jemand zu fordern, auf einmal Geld bis zu 10 Pfund (etwa 100 Gulden) angeliehen wurde. Der Termin der Wieder-Erstattung wurde bestimmt, und immer nach den Umständen des Schuldners und nach der Größe der Summe eingerichtet. Hierdurch ernährte er viele tausend Personen, unterstützte Talente, ermunterte zum Fleiß und zur Emsigkeit, trug zum Flor der Künste bey, und verhinderte den Müssigang. Sehr aufmunternd war für ihn die Erfahrung, daß man ihm das gegebene Wort niemals brach; an dem bestimmten Tage giengen die ausgeliehenen Summen der Bank wieder ein, um in andere Hände überzugehen, und zu neuen Freygebigkeits-Erweisungen

zu dienen. — Seine Lieblings-Maxime war: „Jeder Weise, der Jemand seine guten Rathschläge versagt, — jeder große Herr, der nicht Künste und Talente ermuntert und beschützet, — jeder Reiche, der nicht großmüthig und freygebig ist, — jeder Arme, der die Arbeit fliehet, sind der menschlichen Gesellschaft schädliche und unnütze Glieder.“

310.

Wer mit weiser Vorsicht austheilt, um durch seine mildthätigen Handlungen der menschlichen Gesellschaft wirklich zu nützen, Fleiß und Arbeitsamkeit aufzumuntern, dem ungekannten und verkannten Verdienste und dem wahrhaft Nothdürftigen aufzuhelfen, und ihm Gelegenheit zu geben weiß, dem Staate nützlich zu seyn, der ist wohlthätig mit Klugheit, und verdient in einem vorzüglichen Sinne den Namen eines edlen Menschen-Freundes. — Der im J. 1797. verstorbene Graf, Andreas Peter von Bernstorf, welcher sich durch seine wichtigen Verdienste um den Dänischen Staat ein immerwährendes Andenken gestiftet hat, gab ein vortreffliches Beyspiel von weiser Fürsorge um den Bauern-Stand. Bekanntlich mußten die Bauern auf den adelichen Gütern in Dänemark ihren Herren gewisse Frohn-Dienste leisten, Dienste, welche in den meisten Gegenden von dem Umfange und von der Beschaffenheit waren, daß der Wohlstand der Bauern und das Aufkommen der Güter beständig dadurch gehindert wurde. Bernstorf war einer der wenigen Edlen, die großmüthig genug waren, diese Rechte aufzuopfern, um Freyheit und Eigenthum unter ihren Unterthanen einzuführen. Er besaß die Dörfer Gienlofle, Ordruppe, Vangede und Bernstorf, in denen gerade die Frohn-Dienste, welche geleistet werden mußten, für die ökonomischen Verhältnisse des Guts-Besitzers viel austrugen. Mehr als vierzig Familien, die in diesen Dörfern wohnten, waren größtentheils arm, oder ganz heruntergekommen. Bernstorf,

der Menschenfreund, konnte die schlechten Umstände dieser Familien in einer Gegend, die recht dazu geschaffen schien, ihre Bewohner in Wohlstand zu setzen, nicht mit Gleichgültigkeit ansehen. Er wollte vielmehr lieber, daß man in ihm den Wohlthäter glücklicher Menschen ehren, als den harten Gebieter über armselige Sklaven fürchten sollte; und da er die eigentlichen Ursachen ihrer bedauerungswürdigen Lage darin zu finden glaubte, daß sie von den harten Frohn-Diensten gedrückt waren, ihre Felder in Gemeinheiten, und ihre Höfe nur zum Nießbrauche hatten, ohne versichert zu seyn, daß sie selbst die Früchte der Arbeit, welche sie auf deren Verbesserung wendeten, genießen würden, oder ihren Erben und Kindern überlassen könnten: so beschloß er, ohne lange zu bedenken, ob er nicht zu viel aufopfere, alle Hindernisse ihres Wohlstandes auf einmal zu heben, und die dazu erforderlichen Kosten nicht zu scheuen. Er führte auch diesen großmüthigen Entschluß mit der lobenswürdigsten Thätigkeit aus; er ließ zu dem Ende die Felder vermessen, und auf eine Art, welche ihm die bequemste schien, eintheilen; er vermochte die Bewohner der Güter, daß sie um die eingetheilten Ländereyen looseten, und ermunterte sie durch ausgesetzte Preise, ihre Höfe und Wohnungen auf den Jedem zugefallenen Antheil zu verlegen, um ihn desto besser unter den Augen zu haben, und fleißiger bearbeiten zu können. Da alles dieses zu Stande gebracht war, fertigte er jedem eine schriftliche Erbpachts- und Uebertragungs-Acte aus, kraft welcher sie gegen erträgliche und bestimmte Abgaben ihre Güter als Eigenthum, und die Befreyung vom Frohn-Dienste erhielten. Zur Beförderung dieser Anstalt, und um ihr eine gründliche Fortdauer und den möglichsten Grad von Vollkommenheit zu verschaffen, verwendete der edle Graf aus eigenen Mitteln über 7000 Thaler für Vermessungen, Prämien und andere Kosten. Er war aber auch überzeugt, daß dieses Geld auf das wohlthätigste angewendet seye, weil er dadurch so vielen Familien aufhalf,

und er fand die süßeste Belohnung seiner Menschenfreundlichkeit darin, daß er sahe, wie in kurzer Zeit Industrie und gemeinnützige Thätigkeit unter diesen Familien auflebte, zu deren dauerhaftem Wohle den Grund zu legen er sich rühmlichst bestrebt hatte. Doch nicht bloß der glückliche Erfolg versüßte ihm sein edles Unternehmen, sondern auch die Wahrnehmung: daß sein Beyspiel auch andere Guts-Herren zu gleichen Handlungen bewog.

311.

Schon vor etwa 60 Jahren traten in Paris 40 Damen in eine Gesellschaft zusammen, die den edlen Entschluß faßten, der Verarmung zu steuern, Unglückliche zu berathen, und Bedürftige zu unterstützen. Sie hatten, unter andern, folgende Gesetze und Einrichtnngen getroffen: — Ein Ausschuß von vier Damen zieht die nöthigen Nachrichten ein, erkundigt sich über den Lebenswandel der Armen, und trägt seine selbstgemachten Bemerkungen und erhaltenen Nachrichten der wohlthätigen Gesellschaft vor. Sie berathschlagen sich hierauf gemeinschaftlich über die zweckdienlichsten Mittel, der leidenden Menschheit wirksam beyzustehen, und halten ein besonderes Verzeichniß, worin die Namen aller ihnen bekannt gewordenen Armen in alphabetischer Ordnung, und die Art, wie ihnen geholfen worden ist, eingeschrieben stehen. Um sich selbst von der Richtigkeit aller vorgegebenen Umstände zu überzeugen, theilen sie untereinander die Haus-Besuche, bey welchen sie zugleich manche Gelegenheit finden, Sinn für Religion und Tugend durch schickliche Erinnerungen zu beleben und zu erhalten. Jede Dame, welche solche Haus-Besuche macht, übernimmt dabey die Obliegenheit, in alle kleine Umstände (den Detail) der Unglücklichen einzugehen, ihre Bedürfnisse zu erforschen, sie zur Arbeit zu ermuntern, ihnen zu rathen, und wenn sie wirklich einer Unterstützung bedürftig sind, ihnen zu versprechen, daß sie sich ihrer bestens annehmen wolle. Sie befolgt aber den festen Grundsatz, keine

Hülfsgaben selbst zu verwilligen, und sich gegen die ihrem Herzen eigene Güte in Acht zu nehmen, wenn sie die Dürftigkeit dieser oder jener Haushaltung sieht: weil viele Arme, um Mitleiden zu erwecken, öfters allerhand Kunstgriffe zu brauchen pflegen, und dadurch, wenn man, ohne vorherige Prüfung, Jedem geben wollte, die gute Absicht dieser Anstalt nicht erreicht werden würde. Jede Dame geht sodann darüber mit der Gesellschaft zu Rathe, welche, da sie allein das Verzeichniß von Armen hat, die Hülfs-Gaben nach den Bedürfnissen und der Zahl der zu unterstützenden Armen am besten einzurichten weiß.

212.

In einem armen protestantischen Dorfe in Frankreich, dessen Einwohner sich fast einzig von den Kartoffeln nähren, die sie aus ihrem kargen Boden nur mit Mühe erhalten, lebt noch jetzt ein vortreffliches Weib. In ihren ledigen Jahren hatte sie, mit Erlaubniß ihrer Aeltern, 3 junge Knaben aufgenommen, die von ihrem gottlosen Vater, wenn sie aus Hunger um Erdbirnen schrieen, (von Brod war gar keine Rede), oft halb zu Tode getreten, überhaupt nach Körper und Geist auf die schrecklichste Weise mißhandelt wurden. Bald darauf entriß sie auch vier älternlose Kinder aus einem römisch-katholischen Dorfe dem Hunger und Elende. Nach einiger Zeit kamen noch mehrere hinzu; so daß sie nun Knaben von allen 3 Religions-Partheyen hatte. Sie miethete daher ein Haus, nahm eine Magd zu sich, und nährte diese alle, theils mit den Kartoffeln, und dem wenigen Roggen, den ihr Gott auf ihrem kleinen Felde bescheerte, theils mit ihrer Hände-Arbeit und dem kleinen Ertrage der Arbeit dieser Kinder, welcher hauptsächlich im Baumwollen-Spinnen bestand. Die gute Waisen-Pflegerin war zugleich dem ganzen Dorfe, worin sie wohnte, und der umliegenden Gegend durch ihr vortreffliches Beyspiel zu großem Segen: denn arbeitsa-

mer, häuslicher, reinlicher, fröhlicher, eifriger in der Erfüllung aller Pflichten, sanfter, liebreicher, im Guten fester, und in Gefahren mehr Seelenstärke beweisend, wird man nicht leicht eine Person ihres Geschlechtes kennen gelernt haben. Zwar, wie es auf Erden, diesem Kampfplatze des Guten und Bösen, öfters geschieht, fanden sich auch hier feindselig-gesinnte Personen, und zwar von ihrer eigenen Familie, die der Edlen gar viel Verdruß und Leid anthaten, und ihr sogar drohten, ihr altes, baufälliges Häuschen einfallen zu machen. Aber die Vorsehung verhütete dieß. Ein rechtschaffener junger Mann warb um ihre Hand. Anfangs verweigerte sie ihm dieselbe, und auf seine Erklärung, daß er sogar 10 Jahre auf sie warten würde, gab sie die entschlossene Antwort: „sie könne und werde ihre armen Waisen nicht verlassen.“ Als hierauf der Jüngling erwiederte: „o, das versteht sich; wer die Mutter nimmt, nimmt auch die Kinder,“ — erfüllte sie seinen Wunsch; die Ehe wurde glücklich vollzogen. Und als nach einigen Jahren die anfänglich aufgenommenen Kinder theils um Handwerke zu lernen, theils um durch Dienen ihr Brod zu erwerben, von ihr entlassen wurden, nahm sie wieder andere Kinder auf, die sie eben so gut erzog. Obgleich diese vortreffliche Familie unter die reichen in der Pfarrey gezählt wird, so ist ihnen doch ihr Einkommen von dem lieben Gott so genau zugemessen, daß sie oft nicht wissen, wie sie ein abgehendes nothdürftiges Kleidungsstück wieder ersetzen sollen; zumal da sie jetzt neun eigene Kinder haben. — Die einzige Bibel, die sie besitzen, wird von ihnen oft in die römisch-katholischen Dörfer ausgeliehen, weil es ihnen Freude macht, mit dem Worte Gottes, dessen Kraft sie an ihren eigenen Herzen erfahren, so viel wie möglich zu wuchern. — Wie manche himmlische Pflanze mag noch hier und da in einer stillen von der Welt zurückgezogenen Hütte anzutreffen seyn! Blicke dieser Art erweitern und befestigen mit Recht unsere Hoffnung, daß das Unkraut den guten Waitzen nie

ganz ersticken werde. — Möchte dieses schöne Beyspiel edelmüthiger christlicher Wohlthätigkeit recht Viele zur Nachahmung reitzen! —

313.

Der englische Lord C** bemühte sich, den Kreis seiner wohlthätigen Wirksamkeit so weit als möglich auszubreiten. Hörte er, daß ein Armer, der seinen Beystand suchte, in einen Prozeß verwickelt war, von dessen Ausgange sein Glück abhieng, so gieng er selbst zu den Richtern, und empfahl ihnen dringend die Endigung der Streit-Sache. Erhielt er Nachricht, daß hier und da ein Armer krank darnieder lag, so gieng er selbst in die Hütte dieses Elenden, trug für die Wartung desselben Sorge, und setzte seinen Kranken-Besuch so lange fort, als es die Umstände des Kranken erforderten. Hörte er, daß ein würdiges Glied des Staates durch die Unterdrückung eines Reichen zu Grunde gerichtet worden seye, so hatte er die Dreistigkeit, dem Reichen sein Unrecht vorzustellen, ja ihn sogar durch die Gesetze zu verfolgen. Kurz er rechnete es zu den wichtigsten Beschäftigungen seines Lebens, mit Ueberlegung und weiser Haushaltnng so viel Wohlthaten um sich her zu verbreiten, als Gott nach dem Maaße des ihm anvertrauten Vermögens und verliehenen Verstandes von ihm fordern konnte.

Freude im Wohlthun.

314.

Andern wohlthun ist der beste Dank gegen Gott, und gewährt die süßeste Freude. — Ein gewisser Künstler in Potsdam kam einst zu einem dortigen Prediger, nnd erzählte ihm folgenden merkwürdigen Vorfall aus seinem Leben. „Es sind bald 50 Jahre, daß ich als ein

Jüngling meine Wanderschaft von hier in die Welt antrat. Fünf Thaler waren damals meine ganze Baarschaft, und ich hatte noch keine sichere Aussicht auf mein Fortkommen. Als ich über die Gleinickische Brücke gieng, erhob sich mein sorgenvoller Blick gen Himmel. Da kam mir ein Gedanke in's Herz, der mir auf einmal Muth machte. Ich dachte bey mir selbst: So weit ich sehen kann, reicht Gottes schöner blauer Himmel. Sollte der, der ihn über dir ausspannte, dich nicht bemerken? Gewiß, wo du gehst, wandelst du unter seiner Aufsicht, und gewiß wird Er dich nicht verlassen. Durch diesen Gedanken gestärkt, wandelte ich meine Straße fort, und mein Vertrauen auf Gott fand sich auch nicht betrogen. Ich traf allenthalben, wo ich hinkam, gute Menschen, die sich meiner annahmen, sah und lernte vieles, was ich in der Folge gut brauchen konnte, und kehrte nach einigen Jahren, mit bessern Aussichten als bey meinem Weggehen, in meine Vaterstadt zurück. Meine Arbeiten wurden gesucht, mein Wohlstand vermehrte sich täglich, und ich erkenne Gottes besonders gütige Führung in meinem ganzen Leben mit dem gerührtesten Danke. Jetzt bin ich alt und schwach; meine Lebens-Zeit wird schwerlich lange mehr dauern, und ich besitze mehr, als ich wahrscheinlich bedarf. Ich möchte aber gerne bey meinem Leben noch Wohlthäter an Andern werden, wie es Gott an mir war, und diese Freude im Stillen genießen. Wollten Sie wohl die Güte haben, diese 50 Thaler an einige Haus-Arme Ihrer Gemeinde auszutheilen?" — Das Herz des Predigers wurde durch diese Worte innigst gerührt; denn er erkannte in ihnen die Sprache frommer Dankbarkeit. — Wer Gottes Geschenke zum Wohlthun und Segen Anderer anwendet, kann wahrlich kein Undankbarer seyn! — Der Prediger drückte dem Edeln mit Rührung die Hand, und versprach seinen Willen auf's gewissenhafteste zu befolgen. Er kannte, neben andern Armen in seiner Gemeinde, die er durch einen Theil dieses Geschenkes erfreute, auch eine arme betagte

Wittwe von beynahe achtzig Jahren, die in ihrem Alter, verlassen von aller Welt, noch mit Spinnen ihr kummervolles Leben fristete. Ihr Verdienst reichte kaum hin, um sich trockenes Brod und etwas Holz, womit sie im Winter ihr Zimmerchen heitzte, anzuschaffen. Und gerade zu dieser Zeit war ihre Noth auf's höchste gestiegen. Schon lange hatte sie weiter nichts als Brod genossen; einige sehr kalte Tage hatten ihr Holz aufgezehrt, und sie wußte nicht, wie sie ihre kraftlosen Glieder ferner erwärmen sollte. Da weinte das arme Weib bey ihrem Spinnrade, und dachte: sollte denn Gott sich meiner nicht mehr erbarmen? Sollte Er mich in meinem Alter Hunger sterben, oder vor Kälte umkommen lassen? sollte er nicht das Herz eines guten Menschen bewegen, mir zu helfen? Nein, nein, der mich bis in's Alter getragen, ernährt hat, wird mich auch jetzt gewiß nicht verlassen! Und siehe, indem das Weib mit diesen Gedanken umgeht, und frohen Hoffnungen sich überläßt, tritt der Prediger in ihre Stube. Dieser Besuch war ihr nicht ungewohnt, und sie erzählte ihm sogleich mit treuherziger Redlichkeit alle ihre Umstände, und was sie eben den Augenblick vor seinem Eintritte gedacht habe. „Nun das heißt doch Hülfe zur rechten Zeit!" — sagte der Prediger. — „Ein Menschenfreund, der unbekannt bleiben will, schickt hier einige Thaler zu Holz und Lebensmitteln." Das Weib horchte, staunte, nahm das Geld mit zitternder Hand; Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott drangen häufig aus ihren Augen, und mit gerührtem Herzen sang sie nachstehende Worte aus einem alten Kirchen-Liede. — (Dem menschenfreundlichen Prediger war diese Scene selbst ungemein rührend).

1. Die süßeste der Freuden
Für jedes gute Herz
Ist die, wenn Brüder leiden,
Zu lindern ihren Schmerz.

2. Ach, Kinder, seht den Armen,
Wie er verlassen weint!
Will Niemand sich erbarmen?
Lebt denn für mich kein Freund?

3. Gott, Dir ist nichts verborgen;
Hier wein' ich Freudenlos;
Ach, lindre meine Sorgen,
Denn deine Huld ist groß!

4. Ach! ende, Du kannst enden
Der Armuth große Noth,
Mir einen Engel senden,
Mit Rath u. Trost u. Brod! —

5. Doch trüber, immer trüber
Wird meine Lebensbahn;
So Mancher geht vorüber,
Und schielt mich lieblos an.

6. Und Mancher, der sonst gerne
Sie übt — die liebe Pflicht,
Der ist vielleicht mir ferne,
Der kennt mein Elend nicht;

7. Und seht, er kommt, er eilet,
Der Engel, den Gott rief —
Ein guter Mensch, — er weilet
Und fühlt den Jammer tief,

8. Er hilft! O Gott, wie lohnen
Ihm Thränen seine Pflicht!
Gewiß um Gold und Kronen
Tauscht' er die Freude nicht.

9. Er geht und spricht: im Leben
Muß nichts so selig seyn,
Als rathen, trösten, geben,
Und wohlthun und erfreun.

315.

Einige reiche junge Engländer beschloßen, an dem Geburtstage ihres Königes unter sich ein glänzendes Fest zu feyern. Die Anstalten zu diesem Feste sollte Morington machen, ein Mann, auf dessen Geschmack in der Anordnung solcher Feyerlichkeiten man sich verlassen konnte. Sie legten deßhalb eine große Summe Geldes zusammen, gaben sie Morington, und sagten: „wir überlassen Alles deinem Geschmacke, aber es muß ein göttliches Fest seyn." — „Ja, ja," — versetzte Morington lächelnd — „ein göttliches Fest! verlaßt euch auf mich!" — Die jungen Engländer giengen an dem bestimmten Tage in den verabredeten Gasthof. „Was wetten wir" — sagte einer zum andern, — „Morington hat für unser Vergnügen gewiß aufs herrlichste gesorgt! Er weiß den Sinnen und dem Herzen eine gleich angenehme Unterhaltung zu verschaffen." — Sie traten in das Haus. Sämmtliche Zimmer trafen sie nur schlecht beleuchtet, und in der Küche bemerkten sie keine Zubereitung, welche ein kostbares Abendessen erwarten ließ. — „Morington! was ist

das?" — riefen sie, als er ihnen aus einer angränzenden Thüre entgegen trat. — „Du scheinst wenig für unser Vergnügen gesorgt zu haben?" Statt sich zu entschuldigen, erwiederte Morington: — „ihr wolltet doch ein göttliches Fest? Hier ist es!" — Und in dem Augenblicke öffnete er die Thüre eines Zimmers. Hier saßen zehn Londoner Bürger mit ihren Gattinnen, und genoßen ein für sie bereitetes Abend-Essen. Es waren Leute, die durch unglückliche Umstände in Schulden gerathen waren, und deren Gläubiger sie nach den Landes-Gesetzen, die dieß verstatten, in das für Zahlungsunfähige Schuldner bestimmte Gefängniß hatten setzen lassen. Die Schulden dieser Männer hatte Morington mit dem von seinen Freunden erhaltenen Gelde bezahlt, die armen Gefangenen dadurch aus ihrer Haft befreyet, und hier eine nicht kostbare aber doch gute Mahlzeit für sie anrichten lassen. Den Rest des Geldes hatte er unter sie vertheilt, damit sie sich neues Handwerkzeug und das nöthige Hausgeräthe verschaffen, und wieder emporarbeiten könnten. Ihr wolltet doch ein Göttliches, ein himmlisches Fest?" — sagte Morington zu seinen Freunden, die ihn befremdend betrachteten — „Sehet hier ist es! So speist Gott alle Tage im Himmel!" Er gab ihnen hierauf über seine ganze Veranstaltung die nöthige Aufklärung. Die geretteten Bürger, die jetzt erfuhren, wer ihre Wohlthäter waren, standen von ihren Sitzen auf, und Thränen der Freude und des Dankes floßen aus aller Augen. „Sie haben mir meinen Mann, Sie haben uns unsern Vater wieder gegeben!" — riefen ihre Gattinnen und Kinder. Die jungen Engländer wurden durch diese Scene überrascht und gerührt. Sie reichten Allen die Hand, baten sie, an diesem Tage nur recht vergnügt zu seyn, und setzten sich sodann mitten unter sie an die fröhliche Tafel. Es war nicht für auserlesene aber doch gute Gerichte gesorgt, und der Anblick so vieler glücklichen Menschen, ihre laute Freude, ihr herzlicher Dank, das Bewußtseyn, sie so glücklich gemacht zu haben, versüßte,

unsern jungen Engländern das einfache Mahl so sehr, daß sie noch nie köstlicher gespeist zu haben glaubten. Die Bürger tranken auf die Gesundheit ihrer Wohlthäter, und alle zusammen auf das Wohl ihres Königes. — „Morington!“ — sagten seine Freunde bey'm Weggehen — „du hast uns wahrlich ein göttliches Fest gemacht,“ und sie unterzeichneten für's künftige Jahr auf eine gleiche Summe zu dem nämlichen Gebrauche.

316.

Eine fromme Familie zu Magdeburg war im Jahre 1778. durch Krankheit und andere unverschuldete Unglücksfälle um ihr ganzes Vermögen gekommen. Das letzte Stück Brod lag auf dem Tische. Mit bleichen, von der Krankheit abgezehrten Händen theilte es der fromme Hausvater unter seine vier Kinder aus, und seine Augen, worin Thränen zitterten, hoben sich schmachtend zum Himmel. Ein unbarmherziger Hausherr trat in Begleitung von obrigkeitlichen Personen in das Haus, um eines Schuldpostens von 20 Rthlrn. willen ihm auch noch das Wenige, was er noch hatte, völlig wegzunehmen. Bette, Sessel, Kleider, Handwerkzeug, Alles wurde weggetragen. „Hinaus!“ — rief jetzt derselbe — „nur für sichere Leute, die bezahlen können, habe ich Stuben.“ Schon faßte die Mutter den Säugling, und der Vater mit der einen Hand ein Kind, mit der andern einen Stab, um in einem Stalle durch große Barmherzigkeit des Eigenthümers sich unter das Vieh zu verkriechen. Ein Menschenfreund hörte diese Scene. Mit klopfendem Herzen dachte er darauf, die Elenden zu retten, und denken und ausführen war ein's. Hinter ihm kam eine Magd mit Lebensmitteln, und zwey Träger vor die Thüre. Ihm schauderte bey dem Anblicke; kaum konnte er sprechen: „hier esset und erquicket euch! Die 20 Rthlr. (36 Gulden) sind bezahlt; der Wirth ist befriediget, die Fenster dort gegenüber sind eure neue

Wohnung. Kommet, beziehet sie, und ihr, Träger, bringet die Sachen nach!" Staunend sahen die Armen ihm ins Gesicht: denn Engel auf Erden sind ein seltener Anblick. „Es ist wahr, wahrhaftig wahr," — rief er. — Sie stürzten auf ihre Kniee vor Gott, in lautem Gebet, denn sprechen kann keines: stumm die Hände ringend und faltend; — war wohl je ein Gott angenehmeres Dankgebet zum Himmel gestiegen? Nun gieng's auf den würdigen Mann, auf den großen Wohlthäter los. Eine Thräne nach der andern entfiel dem matten Vater; die Kinder rißen sich um seine Hände, und die weinende Mutter streckte ihm zitternd ihre Hand entgegen. Er weinte laut mit. „Ich habe" — sprach er — „in vorigen Zeiten prächtige Bälle und Gastmahle gegeben: aber, Gott, Gott! diese Wollust empfand ich nie!" —

317.

Sir Blackwell, der letzte seiner Familie, durch eigenes Vermögen und viele Erbschaften einer der reichsten Einwohner in London, unverheirathet, ein Mann von unbescholtenem Charakter und vortrefflichem Herzen, ganz unabhängig, frey von Geschäften, und eben darum unruhig und tiefsinnig, sagte einst zu sich selbst: „wozu nützen meine Schätze, die das Schicksal mir mit verschwenderischer Hand zugeworfen hat; soll ich bloß derselben Hüter seyn? Ich bin zu alt, um an den Thorheiten und an den verschwenderischen Lustbarkeiten der Jugend Vergnügen zu finden; da liegen sie ungenützt, und gewähren mir die Freude nicht, die ich mir von Reichthümern versprochen hatte. Bald ist in meinen Augen der Dürftige eben so glücklich, wo nicht glücklicher als ich." — In diese Betrachtungen vertieft, geht er einst am Ufer der Themse spazieren. William, einer seiner ehemaligen Arbeiter, sitzt hier, mit Netzstricken beschäftigt. Er sieht seinen Herrn traurig mit gesenktem Haupte hin und her gehen. — „Warum so traurig, Sir?" — darf ich fragen — „ein reicher Mann, wie Sie?" —

„Eben mein Reichthum ist es, der mich so unwillig macht" — sagte Blackwell — „wozu sollen mir die Millionen?" — „Ey, mein Herr, geben sie Andern etwas davon, wenn Sie entbehren können. Sie können der Vater vieler Glücklichen werden." — Blackwell wurde bestürzt bey diesen Worten, der Gedanke, mit seinen Schätzen auch Andere glücklich machen zu können, war ihm nie eingefallen, und er stimmte doch so sehr mit seinem sanften Charakter überein. „Komm' — rief er — „William! bist du doch einer meiner ehemaligen Arbeiter, ich kenne deine redliche Denkungsart, komm, du gibst mir einen guten Rath, du sollst auch die ersten Früchte davon zu genießen haben. Wie viel würdest du wohl auf einmal nehmen, wenn ich dir meine Kasse öffnete?" — „Ich, Sir? nun ja, das wäre artig, wenn es Ihnen Ernst wäre, so würde ich mich nicht lange besinnen, ich würde gleich 400 Guineen (4,400 Gulden Rhein.) nehmen, und mir ein Häuschen, Leder und das nöthige Werkzeug, das ich bey dem letzten unglücklichen Brande verloren habe, wieder anschaffen, und so mich und meine Familie durch meine Handarbeit ernähren." — „Du bist ein ehrlicher, aufrichtiger Mensch, komm mit mir, und ich will dir die verlangte Summe sogleich geben!" — William erhielt sie, und Sir Blackwells Großmuth gieng so weit, daß er ihn überdieß noch allen seinen Freunden nachdrücklich empfahl, und so wurde der ehrliche und in seinem Berufe fleiß'ge William in kurzer Zeit in den Stand gesetzt, seinem großmüthigen Wohlthäter die ihm dargeschossenen 400 Guineen dankbar wieder zurückzahlen zu können. Blackwell nahm das Geld, und schenkte es der ältesten Tochter Williams als ein Heirathgut. Das Mädchen traf eine vortheilhafte Heirath, und die ganze Familie kam nach und nach in einen blühenden Wohlstand. — Blackwell, der in seinem Leben noch nie eine so reine Freude genossen hatte, dankte der Vorsehung mit der innigsten Rührung für seinen Reichthum, der ihn in den Stand setzte, sich und Andere zu beglücken. „Ja" —

sprach er — „dieß ist der wahre Gebrauch der Schätze, die uns sonst zur Qual werden müßten. Der Himmel gab sie mir, um das Elend meiner Brüder zu lindern; dazu will ich sie auch anwenden." — Von diesem Zeitpunkte an vergieng kein Tag, den Blackwell nicht durch eine gute Handlung bezeichnete. Sein größtes Vergnügen war, Nothleidende aufzusuchen, um sie in ihrem Elende zu unterstützen. Bald schickte er einem Dürftigen Kleider und Geld mit der Post; bald ließ er diesem oder jenem Kranken Arzneyen und stärkende Mittel zustellen; bald half er diesem oder jenem unverschuldet in Zerfall gerathenen Kaufmanne durch beträchtliche Summen Geldes wieder auf, die er ihm durch unbekannte Hände zustellen ließ; denn eben das war sein größtes Vergnügen, wenn der von ihm Gerettete nicht wußte, wer sein Wohlthäter gewesen seye, und das nur darum, um bey seinen Danksagungen, die ihn, wie er sich ausdrückte, immer in eine gewisse Art von Verlegenheit setzten, nicht erröthen zu dürfen. Einst gieng er des Abends, in seinen Mantel gehüllt, durch die Straßen der Stadt, um einen oder den andern Dürftigen aufzusuchen. Zwey schlecht gekleidete Bürger gehen vor ihm her, und unterhalten sich, ohne auf ihn Acht zu haben, von ihren häuslichen Angelegenheiten. „Ach," — seufzte der eine — „wenn doch Blackwell, dieser edle Menschenfreund, der schon so Vielen aus der Noth geholfen hat, meine traurige Lage kennte, wie bald würde ich gerettet seyn! 50 Guineen (550 Gulden) könnten mein Glück machen." — „Bey mir" — antwortete der andere — „würde das, leider! noch lange nicht zureichen, ich müßte wenigstens 200 haben, wenn ich meine Umstände verbessern wollte." Jetzt nahte Blackwell mit der lebhaftesten Freude, hier Gelegenheit zu finden, unbekannt Gutes thun zu können. „Meine Freunde!" — so redete er sie an — „vergeben Sie mir, ich habe Sie belauscht; Sie haben recht, Blackwell würde und könnte Ihrem Mangel abhelfen, wenn er mit Ihren Umständen bekannt wäre, und ich könnte um

diese Summe für Sie bitten, aber er hat zu viele Geschäfte, als daß ich ihn jetzt zu unterbrechen wagen möchte. Doch, sollte denn dieser der einzige in London seyn? Gibt's nicht auch noch Andere, die eben so geneigt zu einer guten Handlung sind als jener, wenn sie nur Gelegenheit dazu haben. Ich selbst will Ihnen das Geld leihen, kommen Sie nur morgen zu gleicher Zeit und Stunde wieder hieher, und bringen Sie mir ein Zeugniß Ihrer guten Aufführung von Ihren Vorgesetzten mit, so sollen Sie das Geld erhalten; nur geben Sie sich keine Mühe, mich auszuforschen; dieß ist die einzige Gefälligkeit, die ich mir von Ihnen ausbitte." — Mit diesen Worten verließ er sie plötzlich. — Die beyden Männer verstummten, und wußten in der ersten Bestürzung nicht, was sie denken sollten. Sie sahen einander an, unschlüssig, ob sie der Versicherung des Unbekannten trauen könnten. Indessen entschließen sie sich doch, des andern Abends zur bestimmten Stunde wieder an demselben Orte zu erscheinen. Sie kommen, bringen den verlangten Schein mit, und ihr Wohlthäter wartet ihrer schon. Sie händigen ihm ihre Schrift ein, und er übergibt einem Jeden die verlangte Summe; und ohne von ihnen einen Empfangschein zu erwarten, eilt er eben so schnell als das erstemal wieder hinweg. Voll Erstaunen und in der größten Verlegenheit, daß sie ihren großmüthigen Wohlthäter nicht kannten, fassen diese redlichen Männer den einmüthigen Entschluß, dieß Darleben richtig wieder zu bezahlen, und heften zu dem Ende gleich am folgenden Tage einen Zettel an die Börse, in welchem sie den ganzen Verlauf der Sache bekannt machten, und öffentlich versprachen, das Geld zu einer bestimmten Zeit der Obrigkeit wieder zuzustellen, damit diese es dem Ueberbringer jenes Scheines, den sie ihrem unbekannten Wohlthäter eingehändigt hätten, möchte verabfolgen lassen. — Allein des andern Tages fand man jenes Papier abgerissen, und statt dessen eine andere Schrift folgenden Inhalts: „Ich bin vollkommen befriediget, da ich nun über-

zeugt bin, Männern in ihrer traurigen Lage geholfen zu haben, die es verdienen. Ich verlange durchaus keinen Ersatz, und zu mehrerer Bescheinigung dessen habe ich bereits durch den Lord-Major die Handschrift eurer Obrigkeit zustellen lassen." Ganz London war begierig, diesen edeln Wohlthäter zu erfahren; aber Blackwell, zufrieden mit dem Beyfalle seines Herzens, strebte nicht nach dem lauten Beyfalle der Menschen; er entdeckte daher auch nicht einmal seinen vertrautesten Freunden diese Begebenheit; und vielleicht wäre sie nie bekannt worden, wenn nicht sein Verwalter sich erinnert hätte, daß er ihm an eben diesem Tage diese Summe habe auszahlen müssen; dieser gab Blackwells Freunden in der Stille davon Nachricht, und so ward, nebst andern schönen Handlungen dieses edeln Mannes, auch endlich diese, wiewohl wider seinen Willen, ruchbar. — Menschen! Begüterte dieser Erde! ahmet dem Beyspiele dieses vortrefflichen Mannes nach! lernet sie — die schöne Kunst, von einem Theile eures Vermögens Hungrige zu speisen, Nackende zu kleiden, Bekümmerte thätig zu trösten, ohne euch erst lange zu fragen, ob der oder jener, der eurer Hülfe bedarf, auch derselben durchaus würdig seye.

318.

In einer der Vorstädte von Berlin gieng einst an einem Regen-Tage ein blinder Greis umher, und bettelte. Ein Stab, den er immer vor sich hinhielt, und mit dem er jeden Platz, auf welchen er treten wollte, zuvor untersuchte, war sein einziger Begleiter. Sein Anzug verrieth große Armuth, und seine Miene Ehrlichkeit. Alle Leiden der Menschheit schienen in dem armen Alten vereinigt, und sein Anblick mußte in dem Herzen des Gefühllosesten eine Empfindung des Mitleids erregen. An einer Thüre hielt er still, und sang:

„Hier steht ein alter blinder Mann,
Und singt vor eurer Thür!
Ach seht ihn nicht so lieblos an,
Er ist ein Mensch, wie ihr!
Der Gott, der Reich' und Arme macht,
Und alle Menschen liebt,
Der gab mir zwar nicht Gold und Pracht,
Was Werth bey Vielen gibt.
Doch gab Er mir Gelassenheit,
Zu tragen Noth und Schmerz,
Mit Wenigem Genügsamkeit,
Und ein dankbares Herz.
Oft wünsch' ich mir: ach könnt' ich doch
Sie, die mir wohlthun, seh'n;
Dann, glaub' ich, würd' ich froher noch
Mein Brod zu betteln geh'n.
Doch fühl' ich eure milde Hand
Und dankbar drück' ich sie,
Und denke, Gott sind unbekannt
Der Frommen Thaten nie.
Gott laß es Euch an jedem Ort,
Ihr Edeln, wohlergeh'n,
Und einst in seinem Himmel dort
Mich euer Antlitz seh'n!"

Die Thüre des Hauses, wo der Bettler stand, war verschlossen; aber ein Soldat, der mit einem Schubkarren die Strasse pfeifend daher fuhr, und sich vielleicht gerade erst einen Groschen durch Taglohn-Arbeit verdient hatte, blieb stehen, und hörte dem Liede des alten Mannes zu. Schnell ließ er nach Endigung des Gesanges seinen Karren nieder, und drückte dem Alten einen Kreutzer in die Hand. „Gott schenke euch Gesundheit und langes Leben!" — sagte der arme Blinde — „den ganzen lieben Tag habe ich noch keinen Bissen Brod im Munde gehabt!" — Auf diese Worte sprang der Soldat zu einem nahen Bäckerladen, brachte eine Semmel, und steckte sie dem Blinden, ohne daß er es merkte, in die Tasche. In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Hauses, vor dem der Blinde gesungen hatte. Ein Herr trat hervor, sah die schöne That des Soldaten, rief ihn zu sich, und

gab ihm, was er gerade in der Tasche hatte. „Du braver Mann!“ — sagte er — „dein edles Herz freuet mich. Nimm diese Kleinigkeit zum Beweise, wie sehr ich dein gutes Herz schätze.“ „Dank, vielen Dank, Ihr Gnaden,“ — erwiederte der Soldat — „Gottes Lohn! Aber es ist zu viel Geld, das muß ich theilen.“ — Freundlich klopfte er jetzt dem Blinden auf die Schulter, und sagte: „da nimm du die Hälfte; mir gehört kein Dank dafür, sondern dem braven Herrn da, der ein paar Schritte von dir steht. Jetzt geh' nach Hause, armer Mann! das Wetter ist dir heute nicht günstig. Laß dir eine warme Suppe kochen, und wärme dich, und singe morgen mehr, wenn die Sonne scheint.“ — Mit vergnügtem Sinne gieng nun der Soldat wieder zu seinem Schubkarren, schlang schnell das Tragband über seine Achsel, und fuhr die Strasse weiter.

Thätige Mitwirkung zum gesellschaftlichen Wohle.

„Suchet in der Welt nützlich zu werden!“ das ist eine Hauptregel in der Welt, wenn wir selbst ruhig leben wollen, und wenn uns Andere gut seyn sollen. Das kann aber auch ein Jeder in seiner Lage und in seinem Berufe, so klein und gering dieser auch seyn mag. Das kann der König auf seinem Throne; das kann der Taglöhner, der im Schweiße seines Angesichtes arbeitet, in seiner Hütte; das kann das arme Mädchen, das durch Wollenspinnen sich, eine blinde Mutter und eine lahme Schwester ernährt. Das **kann** nicht nur jeder Mensch in seinem Stande, sondern das **soll** auch jeder. Er ist dazu durch die Gesetze der Natur und der Menschheit verpflichtet. In der ganzen arbeitsamen und niemals ruhenden Natur stehet kein Grashälmchen vergeblich da, ist kein Würmchen vergeblich, lebt kein Thier, vom Elephanten und Wallfisch an bis zu der kleinsten Wasser-

monade, die 51 Millionenmale vergrößert doch nur als ein Pünktchen erscheint, ohne Absicht erschaffen. Eines ist um des andern willen da. Die Sonne und der Mond um der Erde und anderer Planeten willen. Wolken, Winde und Regen um unserer Saaten willen. Es steht davon schon ein besonders nachdrückliches Wort in der Bibel: „Der Himmel erhöret die Erde, und die Erde den Himmel." Eins soll des andern Absichten befördern. — Und der Mensch sollte davon ausgenommen seyn?!

319.

Kurz vor dem Ausbruche der Französischen Revolution lebte in einem Dörfchen der Gebirgs-Gegenden von Dauphiné (Dofiné), wo gewöhnlich der Winter sechs Monate lang herrscht, ein Geistlicher, dessen Pfarrkinder so wenig Gewerbe und Nahrung hatten, daß sie den Winter hindurch bloß von den Almosen lebten, welche sie von den Einwohnern des ebenen Landes einsammelten. Wolle von ihren Schafen war das einzige, was sie hatten, und diese verkauften sie roh, und wie sich denken läßt, nothgedrungen auch sehr wohlfeil. Der Geistliche, dem die Noth seiner Pfarrkinder sehr zu Herzen gieng, kam auf den Gedanken, ob nicht die Bearbeitung dieses Produktes ein Mittel zu ihrer Erhaltung abgeben könnte; er dingt hierauf eine Magd, die er Wolle spinnen ließ, und einen Knecht, der dieselbe zuzurichten und zu weben verstand; er kaufte auch einen Webstuhl, und ließ die Wolle seiner Schafe verweben. Dann nahm er vier seiner Pfarrkinder mit sich nach dem Städtchen Romans, wo er seine Tücher in ihrer Gegenwart verkaufte, und ihnen zeigte, daß er 300 Livres (gegen 140 Gulden) über den Ankaufs-Preis der Wolle gelöset hatte. Dieß war aufmunternder als alle Redekunst, seinem Beyspiele nachzufolgen. Nach und nach verarbeitete jeder Bewohner dieses Ortes aus seiner Wolle solche Waaren, und gab dabey auch denen, die keine eigene Wolle hatten, durch Arbeit um den Lohn zu verdienen. Durch diese

Gewerbsamkeit kam es in nicht gar langer Zeit so weit, daß der würdige Geistliche noch vor seinem Tode das Vergnügen hatte, seine ganze Gemeinde der Armuth entrissen, und in guten Umständen zu sehen. Dieß hatten sie also dem würdigen Manne, der sich Babois (Baboa) nannte, zu verdanken, und das Beyspiel von Industrie oder Gewerbsamkeit, das er seiner Gemeinde gab, und das so wirksam auf dieselbe war, wirkte eben so kräftig auf die andern umliegenden Gemeinden, daß auch diese nun ansehnliche Partbieen von ihren Tüchern nach Genf und Savoyen verkaufen.

320.

Das Dorf Bohnlanden, ohnweit Stuttgart, war vor etwa 50 Jahren noch ein sehr armer und verdorbener Ort. Ein großer Theil der Einwohner zog die meiste Zeit in und ausserhalb des Landes umher, trieb einen Handel mit Leinwand, Wildbret und andern Dingen, und verzehrte den Gewinn davon in den Schenken. Die gewöhnlichen Folgen des Unfleißes zeigten sich sehr bald auch hier, und der Aufenthalt in den Schenken, auf der Kegelbahn und am Spieltische gefiel den Bauern zu Bohnlanden besser, als der freylich beschwerliche, aber immer doch sehr wohlthätige Feldbau, der immer mehr vernachläßiget wurde. Nun riß die Armuth ein, und die Gemeinde, welche Steuern und Abgaben nicht mehr bezahlen konnte, gerieth in eine beträchtliche Schuldenlast. Da fügte es die Vorsehung, daß Adam, der bisherige Müller zu Bohnlanden, zum Schuldheißen gewählt wurde; und dieser rettete seine Bauern aus dem Verderben. Er war gerade der rechte Mann für diese Leute, denn er besaß ein vortrefliches Herz und vielen Verstand. Schüchternheit und Menschenfurcht waren ihm unbekannte Dinge. Daher griff er das Uebel sogleich bey der Wurzel an, indem er die schlechten Haushälter seines Dorfes zu besseren Wirthschaftern zu machen such-

te. Aus dieser Absicht visitirte er die Wirthshäuser und Schenken oft in eigener Person; und wenn er daselbst einen liederlichen Hausvater, der sich eben gütlich thun wollte, während sein Weib und Kinder zu Hause darbten, antraf, so schickte er ihn mit einem dringenden Verweise, oft auch wohl mit einer Tracht Prügel nach Hause; denn der Trunkenbold und jeder Wollüstling kann, weil er sich dem Vieh gleich macht, oft auch nicht anders als hart behandelt werden. Eben so streng war er in Eintreibung der öffentlichen Abgaben, um dadurch den Verdorbenen unter seinen Bauern den Hang zum Schwelgen mit Gewalt zu benehmen, und sie zur Arbeit zu nöthigen. — Dagegen suchte aber auch sein gutes Herz der Gemeinde zu Hülfe zu kommen, wo er nur konnte. Er half ihr zu manchen, bisher unbenützt gebliebenen Gerechtigkeiten, endigte mehrere langwierige Prozesse, in welche das Dorf verwickelt war, schlichtete jede Streitigkeit selbst, und strafte diejenigen mit aller Strenge, die bey einem höheren Gerichte eine Klage vorbrachten, ohne erst bey ihm Hülfe gesucht zu haben. Nun sah die Gemeinde recht deutlich ein, daß Adam ein rechtschaffener Diener seines Landesherrn, und zugleich ein guter Vater seiner Bauern seye; und nun konnte es nicht fehlen, daß alle guten Leute im Dorfe ihm ihr Zutrauen schenkten; so wie die noch wenigen schlechten Einwohner ihn fürchten mußten. Dieß hatte die Folge, daß das Dorf sehr schnell aus seiner Armseligkeit zum Wohlstande emporstieg; und jetzt ist Bohnlanden unter den Würtembergischen Dörfern eben so sehr durch seinen Wohlstand bekannt, als es sich vor der Amtsführung unsers Schuldheißen durch Armuth auszeichnete; — denn Fleiß und Sparsamkeit werden überall von Gott gesegnet. Dieser Segen vermehrte sich durch Gottes Hülfe und durch die Klugheit des braven Bauern-Vorstehers ausserordentlich. Er hatte nämlich im Jahre 1767. der Gemeinde einige wüste Güter für die geringe Summe von 70 fl. erworben. Diese Güter setzte er in so

guten Bau, daß sie von genanntem Jahre an bis zum J. 1783., nach Abzug aller Kosten, dem Dorfe 3,260 fl. reinen Gewinn brachten, und einige Jahre nachher wurden aus diesen Gütern 4,430 fl. gelöset, so daß also die Gemeinde mit ihrer kleinen Auslage 7,680 fl. gewonnen hatte. Nun reitzte diese aufrichtige und thätige Liebe des Schuldheißen den Magistrat des Dorfes und alle Einwohner zur allgemeinen Dankbarkeit. Sie baten also den Herzog um Erlaubniß, diesem ihrem Retter und Versorger einen halben Morgen des gewonnenen Landes, der um 108 fl. verkauft war, schenken zu dürfen. Der Herzog billigte nicht allein diese Erkenntlichkeit, sondern schenkte auch dem rechtschaffenen Manne, zum Beweise seines Wohlgefallens über dessen gute und rühmliche Amtsführung, und zur Aufmunterung für Andere, eine silberne Medaille (Denkmünze).

321.

Wilms, ein braver Bauersmann zu Schönfeld, einem Dorfe im Magdeburgischen, von seinen Mitbürgern einstimmig Vater Wilms genannt, hatte vor einigen Jahren Alters halber seinem einzigen Sohne das Hauswesen übergeben, und lebte in dem sogenannten Alten-Theile *). Allein er ließ sich den gewöhnlichen Lebens-Unterhalt von seinem Sohne nicht reichen, ohne demselben dafür mit den ihm noch übrigen Kräften nützlich zu werden. Er wartete der Gärten, pflanzte und veredelte junge Bäume, ungeachtet er voraus sehen konnte, daß er unter deren Schatten weder ruhen, noch deren Früchte einst kosten könne. Auch pflegte er der Bienen, beschnitt den Weinstock, und setzte Senker ein, verfertigte allerley Hausgeräthschaften, nahm seinen kleinen

*) Eine schöne uralte Anstalt bey den Bauerngütern in mehreren Provinzen Deutschlands; da für den Hausvater, wenn er das Gut bey seinen Lebzeiten an den Sohn abtritt, eine besondere Wohnung und ein Theil der Guts-Einkünfte bestimmt sind, so daß er ruhig den Tod erwarten kann.

Enkel in Wartung und Schutz, und lehrte die grösseren lesen und schreiben. Aber nicht genug, daß dieser würdige Alte den Seinen nützlich wurde, er diente auch gern und ungerufen Andern. Er verschloß sich nicht in seine Kammer, sondern besuchte fleißig das Feld, und freute sich der Saat und Erndte Anderer, wie sonst der seinigen. Gieng er bey einem Garten vorüber, und fand, daß hier oder da der Zaun schadhaft war, oder daß die Thüre nicht wohl schloß: so besserte er auf der Stelle den Zaun aus, oder änderte und befestigte die Thüre durch Beil und Nägel, welche er gewöhnlich bey sich führte, der Garten mochte angehören, wem er wollte. Ohne daß ihn der Prediger des Ortes besonders dazu aufforderte, kam er öfters zu ihm, gieng in seinen Garten, band junge, losgerissene Bäume an ihre Stangen, oder gab denen einen Pfahl, die einer Stütze bedurften, propfte Bäume, und pflanzte Rosenbüsche an den Weg. Und das that er oft, ohne daß es der Prediger wußte — aber dieser kannte schon seinen Mann; wenn er an seinen Bäumen und dem Weinstocke die hergestellte Ordnung sah, so dachte er gleich: Vater Wilms ist im Garten gewesen. Einsmals kam dieser in die Pfarr-Stube, und bemerkte, daß der breterne ausgetretene Fußboden sehr ästig und höckerig geworden war. „Ey! ey!“ — sagte er — „da können ja die lieben Kinder leicht fallen.“ — gieng hierauf weg, hohlte Beil und Meißel, und machte gerade, was krumm war. Allen Müttern des Dorfes säete er den Leinsamen und die Mohrrüben in ihren Gärten: denn Vater Wilms verstand es am besten, und that es gerne. Er war auch gottesfürchtig, ein andächtiger Beter in seinem Kämmerlein und ein aufmerksamer Zuhörer in der Kirche. So wohlthätig und sanft sein Leben war: so freundlich klopfte endlich auch der Tod an seine Hütte, den er als seinen Freund willkommen hieß. Er starb ohne Schmerz und Kampf. Seiner Leiche folgte das ganze Dorf; jeder wünschte so wie er zu leben, und dereinst auch so zu sterben. — Wer

dächte bey diesem rührenden Auftritte nicht mit Wonne an den Spruch des frommen Schweitzers: „Tugend ist wahrlich unter den Strohdächern, und auch die Todten-Betten sind unter diesen am frömmsten und reinsten!“

322.

Josia Wedgewood (Witschwud) zu Bruslem in England, der sich durch die Verfeinerung und Verschönerung der Töpferarbeiten (des sogenannten Steingutes) einen rühmlichen Namen erworben hat, wurde eben dadurch auch ein Wohlthäter seines Vaterlandes. Vor ihm wurden die feineren irdenen Gefässe aus fremden Ländern nach England eingeführt, und es gieng dafür eine ansehnliche Summe Geldes aus dem Lande. Seit der Zeit aber hat es sich umgekehrt, und der Vertrieb der Wedgewood'schen Waaren ist ein ergiebiger Handelszweig für Großbritannien geworden. Auch hat er zur Anlegung von Landstraßen und Kanälen, zur Erleichterung des Transports der Materialien viel beygetragen. — Man braucht also kein Universitäts-Gelehrter, kein Regent, keine obrigkeitliche Person und kein Kriegs-Held zu seyn, um seinem Vaterlande nützlich zu werden. Auch der Landmann, der Künstler und Handwerker, der sein Geschäft mit Nachdenken treibt, kann das Wohl seiner Mitbürger vielfach befördern.

323.

Dr. Johann Christian Senkenberg, Hessen-Kasselscher Hofrath und Leibarzt, und Physikus zu Frankfurt a. M., gründete die vortreffliche, nach seinem Namen genannte Senkenbergische Stiftung, welche die Verbesserung des Medizinal-Wesens, und die Verpflegung armer, kranker Bürger zum Zwecke hatte. Er wurde dazu bewogen, um sich seiner Vaterstadt für alle Wohlthaten, die er darin genossen, dankbar zu erzeigen, und aus Gewissenhaftigkeit — um einen treuen nützlichen Gebrauch von den ihm anvertrauten Gaben der Vorsehung zu ma-

chen. „Wir sind ja nicht" — schrieb er bey Einrichtung dieser gemeinnützigen Anstalt — „für diese Zeit geschaffen, wir leben von Gottes Gnade, und sind von ihr, was wir sind. Wir haben nichts in diese Welt mitgebracht, besitzen nichts Eigenes darin, und sind bloße Verwalter, die verrechnende Dienste haben. Die Schein-Herrlichkeit dieser Welt ist nichts, und wir müssen sie verlassen. Nach der Liebe Gottes und dem Glauben an Ihn bleibt uns nichts übrig als die Liebe des Nächsten, die Gott, der die Liebe selbst ist, und diese selbst in uns wirken will, uns befohlen hat als ein Gebot, darin unsere Seligkeit besteht, da Gott sonst unsrer nicht bedarf, und wir Ihm weder etwas geben noch nehmen können!" —

Dienstfertigkeit.

324.

Bey dem Reichskammer-Gerichte in Wetzlar wollte die Gräfin Karoline v. Wittgenstein eine Rechts-Sache gegen den Kammer-Richter v. Spauer anhängig machen. Sie gieng von einem Procurator zum andern, alle diese aber wiesen sie ab, weil sie engherzig genug waren, sich zu fürchten, gegen einen Kammer-Richter Prozeß zu führen. Endlich kam sie auch zum Procurator Haas, und fand in ihm einen Mann, der keine Menschen-Furcht hatte. „Ich will Ihre Sache übernehmen," sagte dieser zur Gräfin — „ohne den Haß zu scheuen, den ich mir dadurch zuziehen werde, weil ich deßwegen die Rechte studiert habe, um die Unschuld zu vertheidigen, und ihr Schutz zu verschaffen." — „Aber ich kann Sie nicht bezahlen, edler Mann!" — sagte die Gräfin. — „Auch dieß achte ich nicht," — erwiederte Haas — „ein redlicher Mann muß nicht nur dann arbeiten, wenn er für seine Dienste bezahlt wird, sondern immer wenn er

Nutzen stiften kann; ich werde also nicht weniger Fleiß und Mühe anwenden.“—Der würdige Mann hielt, was er versprochen hatte; ja, er that noch mehr: er bezahlte 1000 Reichsthaler für den Druck der Klage=Schriften, arbeitete mit Fleiß und Geschicklichkeit, und hatte die so süße, belohnende Freude, daß er den Beyfall seines Gewissens dabey einerndtete. Wären Lohnsucht und andere niedrige Absichten die Bewegungs-Gründe seines Thuns gewesen, wie hätte er da den schrecklichen Schlag ertragen können, der ihn traf, als man ihn, diesen edeln Advokaten, verschiedener Ungerechtigkeiten beschuldigte, und seines Amtes entsetzte? Nun hatte man ihm zwar die Ehre und die Quelle seines Einkommens entrissen, aber seine Tugend konnte man ihm nicht nehmen; im Gegentheile erschien er im Unglücke nur noch größer: denn ob er gleich einen Haufen unerzogener Kinder hatte, die Brod und Kleider haben mußten, so erbot sich doch dieser großmüthige Mann, auch den kleinen Rest seines Vermögens mit der unglücklichen Gräfin zu theilen. Diese Dame, die sich als die Ursache seines Unglücks ansah, bezeugte ihm ihr herzliches Beyleid, und bat ihn zugleich, sich wegen ihr nicht noch größeres Unglück zuzuziehen. — „Den letzten Bissen Brod will ich mit Ihnen theilen,“ — antwortete der standhafte Mann — „und Ihnen auch alle nur mögliche Unterstützung zu verschaffen suchen.“ — Das Toben des Neides und Hasses ist nie etwas mehr als ein Sturm, der vorübergeht. Der verfolgte Rechtschaffene bleibt auch mitten in diesem Sturme unerschütterlich fest stehen, und seine standhafte Treue wird endlich selbst von seinen Feinden bewundert. — Auch Haas erfocht diesen edeln Sieg über seine Feinde; er wurde wieder in sein Amt eingesetzt, und nun gewannen seine Freunde eine neue, noch größere Liebe zu ihm, und seine Feinde ehrten ihn. — „Diese Arbeit wird mir nicht bezahlt, dieß Geschäft gehört nicht in meine Amts-Pflicht, dieser Berufs-Gang möchte meiner Gesundheit schaden, ich brauche mich nicht für andere

Menschen in Schaden zu setzen;" — so sprechen lohnsüchtige Miethlinge gewöhnlich. — Sprach aber auch so der Göttliche, der uns die Menschenliebe lehrte? Er that wohl, wo Er wohlzuthun fand. — Jüngling, der du dieses liesest, willst du auch, wie Haas, sein Jünger werden, so thue deßgleichen!

325.

Der im J. 1800. verstorbene Pfarrer Machtholf, in dem Würtemb. Dorfe Möttlingen bey Calw, war ein Mann voll Liebe und Dienstfertigkeit gegen alle Menschen, und insbesondere gegen seine Gemeinde. Wo es irgend gebrach, da theilte er mit, was er entbehren konnte, sogar that er öfters noch mehr, so daß ihm am Ende des Jahres nichts übrig blieb. Er kollektirte für Kirchen und Schulen, flehte für Verlassene und Hülflose, und dankte den Gebern auf das innigste, wie für eine ihm selbst erwiesene Wohlthat. Für sich aber nahm er nichts an, selbst keine Beförderung, ungeachtet seiner geringen Pfarre, auf welcher er 37 Jahre blieb: wie er dann, als ihm ein Antrag zu einer Beförderung gemacht wurde, antwortete: „So wir Nahrung und Kleider haben, so lasset uns genügen!" Wenn er nach der benachbarten Amtsstadt gieng, so brachte er seinen Pfarrkindern ihre benöthigten Arzneyen, Waaren u. s. w. mit, und zwar in der guten Absicht, damit sie nichts in ihrer Arbeit versäumten. Selbst wenn er sich zuweilen getäuscht und gemißbraucht sah, wurde er dadurch nicht mißtrauisch, noch läßig zu dienen; so stark und rein war sein Vertrauen zur Menschheit. Seine Werke sind dort oben in dem großen Buche der Vergeltung aufgezeichnet.

325 b.

In dem Niedersächsischen Dorfe, Gilserberg, kamen im Jahre 1796. einmal des Abends zwey Bärenführer mit einem großen Bären vor das Wirthshaus, und da-

ten den Wirth um ein Nacht-Quartier für sich und ihren vierfüßigen Reise-Gefährten. Der Wirth antwortete ihnen, daß er zwar für sie beyde noch Platz genug in seinem Hause hätte, allein ihr großes Thier nicht beherbergen könne, weil alle Ställe mit Vieh angefüllt wären.

Da aber die Bärenführer mit Bitten nicht nachließen und dem Wirthe vorstellten, daß sie wegen der einbrechenden Nacht ihre Reise nicht weiter fortsetzen könnten, und in der Nähe auch kein Wirthshaus zu finden wäre: so that endlich der Bruder des Wirths den Vorschlag, das fette Schwein in dem einen Stalle, welches den folgenden Morgen geschlachtet werden sollte, diese kurze Zeit über in die Küche auf ein Strohlager zu bringen, und dem Bären diesen Stall einzuräumen. Dieser Vorschlag wurde von dem Gastwirthe ohne Bedenken gebilliget, und der Bär unverzüglich in den Schweinstall einquartiert. Mitten in der Nacht, als Jedermann in dem Wirthshause schlief, kamen drey Bursche vor diesen Stall in der Absicht, das fette Schwein zu stehlen. Sie hatten sich in dieses Geschäft dergestalt vertheilt, daß der eine von ihnen das Schwein greifen, der zweite ihm mit einer sogenannten Blend-Laterne leuchten, und der dritte an der Thüre des Gasthofes Schildwache stehen sollte, damit sie nicht unvermuthet überfallen werden könnten.

Der Stall wird von dem ersten glücklich eröffnet. Der Laternen-Träger flüstert ihm in's Ohr: „siehst du, hier liegt das Schwein!“ Jener ist auch schon im Begriffe, das Schwein anzupacken, das vermeinte Schwein grunzt aber so fürchterlich, daß er vor Schrecken zurückprallt. Der Andere macht ihm Vorwürfe, daß er sich durch das bloße Grunzen in Furcht setzen lasse. Um diese Vorwürfe nicht zum zweitenmale zu hören, greift jener nun wirklich zu, ohne sich weiter an das fürchterliche Grunzen zu kehren. Der Bär aber packt ihn mit seinen Vorderfüßen gar unsanft an, und wirft ihn unter sich. Der Laternen-Träger, der immer noch nichts anders als ein großes Schwein vermuthet, setzt seine Laterne

nieder, um seinem Kameraden zu helfen: allein der Bär packt auch diesen dergestalt, daß er ihn ebenfalls unter sich bekommt. Nun rufen beyde, da sie sich aus den Klauen des Bären nicht losmachen konnten, den dritten, welcher vor dem Hause Schildwache steht, um Hülfe an. Dieser aber, da er Jemand aus dem Hause kommen hört, hält es für rathsamer, durch die Flucht für seine eigene Sicherheit zu sorgen, als seinen beängstigten Kameraden zu Hülfe zu kommen. Die aus dem Wirthshause herbeyeilenden Leute hatten also keine große Mühe, die beyden, von dem Bären stark verwundeten Räuber zu erwischen, und diese sahen sich nun genöthiget, die Ursache anzugeben, welche sie zu diesem nächtlichen Besuche bewogen hätte. Das fette Schwein war also glücklich gerettet; es würde den Dieben gewiß zu Theil geworden seyn, wenn der Wirth sich gegen die Bärenführer nicht dienstfertig bezeigt hätte. Er erkannte auch den Vortheil, welchen er diesen Fremden zu verdanken hatte, und gab ihnen nicht nur freye Zehrung, sondern auch noch ein Geschenk an Gelde.

Uneigennützigkeit.

326.

Unter andern vortrefflichen Eigenschaften des Französ. Generals Desaix zeichnete sich besonders auch seine Uneigennützigkeit aus. Nach beendigtem Feldzuge vom J. 1796., wo die französ. Armee eine geraume Zeit in den reichsten Gegenden Deutschlands zugebracht hatte, kam er so arm zurück, daß er bey der Abreise von Neu-Breisach nicht einmal so viel Geld bey sich hatte, um die Zeche bezahlen zu können, sondern einen Freund um die Berichtigung derselben in seinem Namen bitten mußte. Wenn mit irgend einem Fürsten Frieden geschlossen wurde,

pflegte man gewöhnlich den ersten Generalen Geschenke zu machen. Desaix schlug sie beständig aus, indem er sagte: „Was Andern erlaubt ist, dürfen sich diejenigen nicht erlauben, die über Soldaten zu befehlen haben.“ Dieß verschaffte ihm auch bey den Feinden Achtung und Ehrfurcht. Als eines Tages die französischen Truppen unerwartet in eine Gegend von Süd-Deutschland einrückten, glaubten die Bauern, die für ihr Leben zitterten, mit ihren Familien ihre Hütten verlassen zu müssen. Einige aber unter ihnen erkannten Desaix, und riefen den Uebrigen zu: „wir können nun bleiben, es ist der General Desaix, der wird unsere Hütten beschützen.“

327.

Rühr, ein rechtschaffener Landmann, im Mistel-Gaue bey Kulmbach im Bayreuthischen, bewies, daß er die große Ermahnung Jesu: „Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch!“ nicht bloß im Kopfe, sondern auch im Herzen habe. Als im Frühjahre 1785., wo das Heu in sehr hohem Preise stand, einige Männer aus Kulmbach diesem braven Bauer für den Centner zwey Gulden boten, und ihm das Geld schon baar auf den Tisch legen wollten, da schlug dieser Mann den angebotenen Vortheil mit edelm Herzen aus, und gab im Gegentheile das, was er an Heu entbehren konnte, seinen Mit-Bauern und Nachbarn, die daran Mangel hatten, für Einen Gulden. Die Bürger aus Kulmbach, die wohl keine so hohe Tugend in einer Bauernhütte gesucht haben mochten, wurden mit der größten Hochachtung gegen den rechtschaffenen Rühr erfüllt.

328.

Acht Tage vor dem großen Brande zu Port au Prince (Port oh Prains') auf der Insel St. Domingo, im J. 1784. hatte der Bankier Roberjol de Lastigne daselbst seinem Freunde Giraud (Schiro) ein Waaren-Magazin für 180,000 Livres [Liwer] (gegen 84,000 Gul-

den) verkauft. Die Bedingungen dabey waren, daß 60,000 Livres sogleich baar, und die übrigen 120,000 erst nach Verfluß von drey Jahren bezahlt werden sollten. Hr. Giraud hatte bereits die 60,000 Livres ausbezahlt. Der Kauf ward wirklich nach allen Formen geschlossen. In der unglücklichen Nacht waren beyde, der Käufer und Verkäufer, beysammen, und Zeugen von der fürchterlichen Feuersbrunst. Da der erste bemerkte, mit welcher Wuth die Flammen um sich griffen, ward er äusserst niedergeschlagen, und klagte, daß dieses Unglück ihn zu Grunde richten werde. „Trösten Sie sich, mein Freund,“ — sagte hierauf Roberjol — „als ich Ihnen mein Magazin verkaufte, stand es Ihnen frey, die Bedingungen zu machen, und Sie glaubten einen vortheilhaften Handel zu schließen. Keiner von uns war im Stande, das gegenwärtige Unglück vorauszusehen; ich würde mich indessen nie zufrieden geben können, auch nur entfernterweise den Vermögens-Untergang eines Vaters von vielen Kindern und meines Freundes veranlaßt zu haben. Wird das Magazin erhalten, so gilt der Kauf, und ist dann um so vortheilhafter für Sie; brennt es ab, so ist der Verlust mein.“ — Bald nachher ward dasselbe von den Flammen ergriffen, und von Grunde aus verzehrt. Den andern Morgen um 7 Uhr sandte Roberjol seinem Freunde die 60,000 Livres zurück nebst dem vernichteten Kaufbriefe.

329.

Kriege und gewaltsame Staats-Umwälznngen sind der Schauplatz der Rohheit, der Grausamkeit, der Habsucht und der Unterdrückung. Aber mitten im Gewühle der zügellosen, wilden Sinnlichkeit erhebt oft ein einzelner Edler sein Haupt, und versöhnt durch eine große That die entartete Menschheit wieder. — Renaudet (Renodé), der Befehlshaber eines französischen Kapers, (privil. Raub-Schiffes) nahm im Monat April 1795. bey den karaibischen Inseln zwey englische Fahrzeuge weg, die 450 Neger-Sklaven am Bord hatten. Nach den Ge-

setzen der französischen Nation ist jeder leibeigene Mensch frey, sobald er das Gebiet der Republik betritt. Renaudet hätte aber diesem Gesetze ausweichen können, ohne es zu übertreten; er hätte mit den Sklaven in einen neutralen Hafen einlaufen, und sie daselbst zu seinem Vortheil um eine sehr große Summe verkaufen können. Allein der edle Mann war über jeden Gewinn erhaben in einem Falle, wo es die Rechte der Menschheit galt. Er landete mit seiner Beute auf Domingo, in der französischen Stadt Cayes (Käh), und erklärte ihnen, nachdem er sie ausgesetzt hatte, daß sie nun des ihnen vom Gesetze eingeräumten Vortheils theilhaftig seyen. Unter dem Jubel und Beyfall-Geschrey des Volkes zogen die Gefangenen durch die Strassen der Stadt; der dort kommandirende General Rigault (Rigohlt) kündigte ihnen die Freyheit an; sie wurden unter die Bürger der Stadt ausgetheilt, und wohlthätige Menschen drängten sich hinzu, um die 30 Kinder, die mitgefangen waren, in ihre Häuser zur Erziehung mitzunehmen. Rigault theilte unter die Matrosen des Corsaren 20,000 Livres aus; Renaudet aber war ausser dem Beyfall seines eigenen Herzens über jede Belohnung erhaben.

Gerechtigkeitsliebe; Billigkeit.

330.

Ein Fremder hielt sich zu Wien in einer für ihn wichtigen aber sehr verwickelten Angelegenheit, auf. Einst berief die Kaiserin Maria Theresia einen Kapuziner, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und Tugend stand, in ihr Kabinet, um sich, wie sie öfters zu thun pflegte, mit ihm zu erbauen. Die Unterredung leitete den guten Pater auf das Unglück, worein mancher rechtschaffene Mann gerathe, ein Opfer der Unter-

drückung, der Kabale und der Bosheit zu seyn, und er nannte hiebey zufälligerweise den Namen jenes Fremden. Im Innersten erschüttert warf sich jetzt die fromme Fürstin auf die Kniee. „Helfen Sie mir der Vorsicht Dank bringen," — sagte sie zum Pater, — „daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen! Ich war im Begriffe, eine Handlung zu begehen, die mich sehr viel Reue gekostet haben würde. Sie erretteten mich davon. Der Mann, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden." Diesen Worten folgte auf der Stelle ein Befehl, die Sache des Mannes unpartheyisch zu untersuchen, und noch an demselben Tage wurde er aus dem Arreste, worin er war, befreyet, und von der Kaiserin reichlich beschenkt.

331.

Der berühmte Hoch- oder Ober-Richter Mathias Hale in London war so großmüthig, daß es ihm äusserst schwer fiel, dem ungestümmen Anhalten eines Bittenden etwas abzuschlagen. Sein Mitleiden gegen Arme war größer, als sein Bestreben nach Reichthum und Ansehen. Dennoch ließ er sich dadurch nie von dem Wege der Gerechtigkeit abbringen. Einst wurde ein Staatsbedienter wegen seiner übeln Aufführung von seinem Dienste entsetzt. Dieser Unwürdige lag dem Lord Hale beständig in den Ohren, er möchte ihn doch wieder in sein Amt einsetzen, oder ihm eine andere Stelle anweisen. Er sagte ihm aber deutlich: das Verbrechen, wodurch er sich dieses Dienstes verlustig gemacht hätte, wäre so groß, daß er seinem Verlangen unmöglich entsprechen könne. Der Abgesetzte ließ aber nicht nach, auf das inständigste darum anzuhalten, fiel sogar auf die Kniee, und flehte den Lord mit vielen Thränen um die Gewährung seiner Bitte. Da er aber sahe, daß er nichts ausrichten konnte, versuchte er den Lord auf andere Weise zu bewegen. Er fieng an den Verzweifelten

zu spielen, und sagte dem Lord frey in's Gesicht: „er würde ganz arm und unglücklich werden, wenn er in sein Begehren nicht willigte, und dem Lord deßwegen täglich fluchen.“ Und als er auch damit seinen Endzweck nicht erreichen konnte, so brach er endlich in die heftigsten Schmäh-Reden aus, die Zorn und Verzweiflung ihm nur immer eingeben konnten. Lord Hale hörte sie ganz gelassen an, und seine Antwort war nur folgende: „Ich, für meine Person, kann diese Schmäh-Reden wohl ertragen; Ihr aber macht Euch dadurch des verscherzten Amtes nicht würdiger.“ Weil aber der Lord sahe, daß der Mann arm war, so gab er ihm ein reichliches Almosen, und ließ ihn damit gehen. — Man hält oft Personen, besonders solche, welche ein Richter-Amt zu verwalten haben, für hart und unbarmherzig, wenn sie nicht Jedem seine Bitte gewähren, oder in sein Begehren willigen können. Allein die Gerechtigkeitsliebe setzt manchem — sonst gewiß gutmüthigen Herzen Schranken, und erlaubt ihm nicht, das zu thun, was er ausser der Verbindlichkeit seiner Amts-Pflichten thun würde. Man kann sich also an Richtern und allen den Personen, welche die Gerechtigkeit vorzüglich handhaben müssen, durch schiefe, einseitige Urtheile über ihr Verfahren gar sehr versündigen. Gemeiniglich aber erheben diejenigen, welche bey ihrer ungerechten Sache den Kürzern ziehen, oder denen ein unbilliges Verlangen abgeschlagen worden ist, am lautesten ein Geschrey über Unbilligkeit, Unrecht und Unbarmherzigkeit, und begehen dadurch gerade das größte Unrecht. — Eine Pflicht und eine Tugend darf der andern nichts vergeben, also auch die Gerechtigkeit der Gutmüthigkeit nicht.

332.

Gustav Adolph, König in Schweden, hatte mit Sidblat, einem Edelmanne, wegen eines Ritter-Gutes einen Prozeß. Die Sache wurde von dem obersten Justiz-Gerichte entschieden, und der König war selbst dabey

gegenwärtig, als der Ausspruch geschehen sollte. Die Räthe wollten aus Ehrerbietung vor dem Könige aufstehen; aber er verbot es ihnen, und sagte: „Erinnern Sie sich jetzt ja daran, daß Sie hier im Namen des Königes sitzen, um Recht und Gerechtigkeit zu verwalten! Vergessen Sie jetzt ganz, wer ich bin, und bey dem Urtheile, das Sie heute fällen werden, sprechen Sie nur allein nach Ihrem Gewissen!" — Die Richter erkannten zum Vortheile des Edelmannes. Der König sagte kein Wort. Er verlangte nur die Akten zu sehen. Und als er sich aus denselben von der Rechtmäßigkeit ihres Ausspruches überzeugt hatte: so lobte er ihre Rechtschaffenheit, und versicherte sie, daß es ihm höchst mißfällig gewesen seyn würde, wenn sie anders geurtheilt hätten.

333.

Unter den würdigen Personen, die sich in den Griechischen Staaten als Gesetzgeber um ihre Nation verdient gemacht haben, nennt die Geschichte auch den Zaleucus, einen Schüler des Pythagoras. Ihm verdankte die Stadt Locris, deren Bewohner sich zuvor in einem rohen, ungebildeten Zustande befanden, die Einrichtuug ihrer Gesetze. Ueberzeugt, daß das Glück eines Staates vorzüglich auf der guten Einrichtung der Familien beruhe, und besonders durch die Unverletzlichkeit der Ehe erhalten werden könne, hatte er, unter andern, das Gesetz gegeben: daß jeder überwiesene Ehebrecher mit dem Verluste seiner beyden Augen bestraft werden sollte. — Sein eigener Sohn, ein junger, feuriger Jüngling, glaubte durch seinen Stand, als der Sohn des ersten Mannes im Staate, weniger als Andere an die Gesetze gebunden zu seyn, und war einer der ersten, der als ein Uebertreter jenes Gesetzes angeklagt wurde. Das Verbrechen war erwiesen. Sein Urtheil hieng jetzt von der Entscheidung des Vaters ab. Wollte dieser der Empfindung des väterlichen Herzens nachgeben — so war es um das Ansehen der Gesetze geschehen. Er sprach

für das Gesetz, und verdammte den Sohn zu der bestimmten Strafe. — Die ganze Stadt wurde darüber zum Mitleid bewegt; man fühlte, welche Ueberwindung es den Vater gekostet habe, die Liebe zum Sohne der Liebe zur Gerechtigkeit nachzusetzen; man bat, man beschwor ihn, das Urtheil zu widerrufen. Lange blieb der Greis unerbittlich; endlich entschloß er sich zu einiger Nachsicht; der Vollstrecker der Strafe wurde vorgefordert, um sie zu vollziehen. Er selbst setzte sich zuerst nieder, und ließ sich das eine Auge ausnehmen: dann mußte der Sohn das andere hergeben, und so erhielt er durch den getheilten Verlust sich und dem Sohne das Gesicht, ohne das Ansehen des Gesetzes zu schwächen.

334.

Claude Pechon (Clohd Päschon), ein armer Weingärtner in dem französ. Dorfe Mombre les Reines (Mohnber lå Rähn), der 58 Jahre alt war, und acht Kinder hatte, gab vor mehreren Jahren dadurch ein sehr rührendes Beyspiel seiner großmüthigen Billigkeit und Wohlthätigkeit, daß er ein Gut fahren ließ, das ihm den Rechten nach nicht streitig gemacht werden konnte. Er nahm den 10ten März einen kränklichen und den Seinigen lästigen Schwager in sein Haus auf, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, demselben für die Schenkung eines geringen Gutes, das 400 Livres (ohngefähr 184 Gulden) werth geschätzt wurde, auf seine übrige Lebens-Zeit Kost und Wohnung zu geben. Der Kostgänger wird gleich am folgenden Tage krank, und stirbt schon am 12ten März. Man begibt sich nach dem Leichenbegängnisse in die Hütte des Verstorbenen; und hier sagt sich Claude Pechon, der Vorstellungen des Pfarrers und Notarius ungeachtet, von seinen Ansprüchen an das ihm vermachte Gut los, und erklärt: „er wolle um der zwey Tage willen, die er seinen Kostgänger bey sich gehabt hätte, sein Gewissen nicht dadurch beschweren, daß ein Gut, welches er um einen so wohlfeilen

Preis erhalten habe, zum Nachtheile der Verwandten des Armen behielte."

335.

Dem Hofkommissär Greiner, Director und Eigenthümer einer Porzellan-Fabrik zu Rauenstein, war in der Leipziger Oster-Messe 1794. eine beträchtliche Summe geraubt worden. Bey der nächsten Monats-Zahlung, die er nach seiner Zurückkunft an seine Fabrik-Arbeiter leistete, weigerte sich gerade der Aermste unter ihnen, solche anzunehmen. „Ich weiß" — sagte er — „daß Sie in Leipzig beraubt worden, und dadurch in großen Schaden gekommen sind; ziehen Sie einem jeden Ihrer Arbeiter eine Carolin an seinem Lohne ab, und entschädigen Sie sich dadurch in etwas! Hier ist die meinige! Bezögen Sie die Messen nicht, so würden auch wir von dem Brode verlieren, das Sie uns Arbeitern geben, und deßhalb sind wir auch schuldig, Ihren Schaden mit zu tragen." Greiner fühlte das Edle der Denkart dieses Mannes zu tief, als daß er sein Anerbieten hätte annehmen können: aber da der gute Wille eigentlich allein unsern Handlungen den Werth gibt, so verdient dieses Beyspiel von Billigkeit um so mehr bekannt gemacht zu werden, da der ganze Monats-Gehalt dieses Mannes in einigen 20 Thalern (etwa 40 Gulden) bestand, wovon er gleichwohl eine Carolin seinem Herrn zur Entschädigung anbot.

Gewissenhaftigkeit; Redlichkeit; Ehrlichkeit.

Ein zartes Gewissen haben, und über die geringsten Fehltritte im Herzen Unruhe empfinden, dieß ist ein unschätzbares Vorrecht der Guten. Hierdurch werden sie von Sünden abgehalten, und immer mehr von der Ge-

walt der Leidenschaften, die sich ihrer Herzen bemächtigen wollen, befreyet, so daß sie sich stets in der Gemüths-Verfassung befinden, ruhig dem Richter der Menschen von ihren Handlungen Rechenschaft ablegen zu können.

336.

Im siebenjährigen Kriege, als in der Gegend zwischen Peterswalde und Pirna ein Theil der kaiserlichen Armee die Winterquartiere bezogen hatte, kam der General Graf v. K. mit seinem Regimente in ein Sächsisches Dorf zu stehen. Er gab auch da, wie gewöhnlich, seinen Soldaten den gemessensten Befehl, den Einwohnern nicht das Geringste zu entwenden. Nach geendigtem Kriege verließ er Sachsen mit der vollen Beruhigung seines Herzens, daß mit seinem Willen in diesem Lande Niemand ein einziges Leid widerfahren seye. Es ereignete sich aber, daß im Jahre 1774. einer seiner Bedienten krank wurde, und durch alle angewandte Vorsorge dem Tode nicht entrissen werden konnte. Eine begangene böse That beunruhigte diesen Menschen noch auf dem Sterbebette. Er bekannte nämlich, er habe in dem letzten Kriege in gedachtem Dorfe seines Herrn Befehl übertreten, und den Bauer, bey welchem er im Quartiere gelegen, genöthiget, ihm allerley zu geben; manches hätte er ihm mit Gewalt genommen. Beydes, das Geständniß des Sterbenden und das Schicksal des Bauern, rührten den würdigen General. Er sagte ihm, daß dieses Vergehen nicht anders als durch den Ersatz des Geraubten wieder gut zu machen seye; und, um sein Gewissen zu beruhigen, wolle er ihm nicht nur verzeihen, sondern auch, da sein Vermögen nicht dazu hinreiche, selbst dem Bauern seinen Schaden ersetzen. Da in der nämlichen Gegend verschiedene Dörfer beynahe gleiches Namens lagen, durch die Länge der Zeit aber dem würdigen General der eigentliche Name sowohl des Dorfes als seines gewesenen Wirthes entfallen war, so gab er

sich selbst die Mühe, aus dem Gedächtnisse eine Zeichnung des Hauses und der Scheune zu entwerfen, und an einen Bekannten nach Dresden zu schicken, mit dem Auftrage, den Besitzer dieses Hauses aufzusuchen, und ihm den gehabten Verlust genau berechnen zu lassen: welches dann endlich nach vieler Mühe, besonders durch die Mitwirkung des Kreis-Hauptmannes, in gewisse Erfahrung gebracht wurde. Der indeß verstorbene Bauer war durch die erlittenen Drangsale verarmt, und seine Wittwe und Kinder durch die Noth gezwungen worden, ihr Dorf zu verlassen, und anderwärts ihren Unterhalt zu suchen. Man denke sich die rührende Scene, als der vortreffliche General durch einen Bekannten im J. 1776. den verarmten Hinterlassenen seines gewesenen Wirthes den genau berechneten Verlust sehr reichlich und baar ersetzte, welche sich dadurch wieder in bessere Umstände setzten, den großmüthigen Wohlthäter mit Thränen segneten, und diese unerwartet erhaltene Wohlthat als ein Geschenk des Himmels betrachteten.

337.

Die Rechtschaffenheit des d'Aubigné (d'Obingjé), eines Edelmannes und Freundes Königs Heinrichs IV. von Frankreich, zeigte sich bey einer, zum Gegentheil sehr verführerischen Gelegenheit in einem sehr vortheilhaften Lichte. Einst war er, als ihn die verfolgten Protestanten seines Vaterlandes nach Rochelle (Roschell), welche Stadt gerade von der Armee der Ligue (Lig) belagert war, verlangten, wegen Mangels an Gelde in der äussersten Verlegenheit. Herr v. Talcy, dem er seine Umstände vorstellte, sagte zu ihm: „Sie haben ein von dem Kanzler l'Hopital, der jetzt von Hofe entfernt, aller Welt unnütz und Ihrer Parthey untreu geworden ist, unterschriebenes, für ihn jetzt sehr gefährliches Papier in Händen. Erlauben Sie mir, ihm davon Nachricht zu geben, und ich stehe Ihnen dafür, daß Sie 2000 Thaler entweder von ihm selbst, oder von de-

nen, die seinen Untergang suchen, dafür erhalten sollen." D'Aubigné gieng sogleich, diese Schrift herbeyzuholen, und — warf sie vor den Augen Talcy's in's Feuer, mit den Worten: „Ich bin arm, und könnte mich verleiten lassen, niederträchtig zu handeln. Lieber will ich die Papiere verbrennen, damit sie mich nicht verbrennen."

338.

In den stürmischen Zeiten der Revolution hatte ein junger Franzose, Namens Adam, das traurige Schicksal, seiner liebenswürdigen Gattin aus den Armen gerissen, aus einem Gefängnisse in das andere geschleppt, und zuletzt nach Paris in den Palast von Luxemburg, wo die Guillotine aufgestellt war, gebracht zu werden. Einst, um Mitternacht, rief man ihn in die große Gallerie hinunter, wo er eine, leider! nur zu zahlreiche Gesellschaft bereits versammelt fand. Mit einem von Sorgen belasteten Herzen stellte sich Adam in einen Winkel; er dachte an den schrecklichen Augenblick, wo seine Gattin und seine Kinder die Nachricht von seiner Hinrichtung durch die öffentlichen Blätter erhalten würden. — Plötzlich fühlte er einen sanften Schlag auf die Schulter, er sah sich um, und ein kleiner, untersetzter Mann bat ihn um seinen Namen. — „Adam heiße ich" — sagte dieser. — „Richtig! so habe ich mich doch nicht geirrt. Dich suchte ich eben. Du bist ein Thor! gehe nach Hause und schlafe aus!" — „Ich kenne Dich nicht," — erwiederte Adam — „aber Dein Scherz ist eben so unzeitig als grausam; laß mich!" ... „Nein, nein!" — rief der kleine Mann, mit dem Lachen verzweiflungsvoller Entschlossenheit — „wisse: mich, nicht Dich, wollen unsere Würger ihrer Freyheits-Göttin opfern; auch ich nenne mich Adam. Und ein Schurke müßte ich seyn, — nicht werth wäre ich, unsers Königs Flagge siegreich nach beyden Indien geführt zu haben, wenn ich mein Leben einem Mißverständnisse verdanken wollte." — In

sich selbst versunken, hatte der unglückliche junge Mann auf die letzten Worte des Unbekannten nur wenig Acht gegeben. Der Commissär erschien mit der Todtenliste in der Hand. Sämmtliche Anwesende mußten sich in Reihe und Glied stellen. — — Jetzt erscholl der Name „Adam!" — „Welcher? (fragte der kleine Mann) es gibt deren zwey hier." — „Der Schiffs-Kapitän" — antwortete der Commissär. — „Siehst Du nun!" — sagte dieser, indem er seinen Namens-Verwandten zurückstieß, ... „Bürger-Commissär! ich bin dieser Adam. Befiehl diesem andern Adam, sich in's Bett zu verfügen. Der alberne Mensch hätte beynahe den unbesonnenen Streich begangen, sich an meiner Stelle guillotiniren zu lassen." — Betäubt vor Freude und Schmerz umarmte Adam den edeln Schiffs-Kapitän, der zwölf Stunden nachher nicht mehr lebte.

339.

In einem Städtchen der Englischen Grafschaft Rochester starb ein reicher Geistlicher, der eine sehr einträgliche Pfarre gehabt hatte. Sogleich meldeten sich eine Menge Competenten bey dem Minister um dieselbe; sie versuchten alle nur ersinnlichen Mittel und Wege, um diese reiche Beute zu erhaschen. Ein armer Vikar, der auf gewiße Weise umsonst, und wie man zu sagen pflegt um Gotteswillen, für den Verstorbenen, der schändlich geitzig war, die gottesdienstlichen Verrichtungen im Kirchspiele versehen hatte, war zu schüchtern sich um die Pfarre zu melden; er war auch in der That so sehr arm, daß er nicht einmal eine anständige Kleidung gehabt hätte, um sich darin zu zeigen. Als der Hausrath des Verstorbenen verkauft wurde, erstand der Vikar um einige Schillinge (etwa 24 Batzen) einen alten großen hölzernen Kasten, den er nothwendig zu gebrauchen gedachte. Der Kasten schien ihm seiner Größe nach inwendig sehr geräumig seyn zu müssen, indeß fand er das Gegentheil, und vermuthete also einen doppelten Boden; nach vielem

Besehen, Messen und Umkehren entdeckte er einen verborgenen Schieber; er öffnete ihn, und siehe da, das heimliche Kästchen enthielt fünfhundert Guineen (über 5,500 Gulden). Welch' ein Anblick für einen Mann, der mit seiner zahlreichen, zärtlich geliebten Familie buchstäblich im Elende schmachtete! Wie leicht wäre es ihm geworden, sich diese Summe insgeheim zuzueignen, ohne daß irgend einer das Recht hatte, sie zurück zu fordern! In demselben Augenblicke kamen seine beyden jüngsten Kinder, und baten ihn im dringenden Tone der bittenden Unschuld um ein Frühstück; der Vikar umarmte sie, seufzte betrübt, hob die Augen gen Himmel; dann nahm er hurtig die Rollen mit den Guineen, lief in's Pfarrhaus, übergab sie den Erben des verstorbenen Predigers, und erzählte ihnen den Vorfall, wie sie an ihn gekommen wären, nach allen Umständen. Diese begnügten sich bloß mit einem kalten Lobe seines Verfahrens, ob sie schon seine bittere Armuth kannten: sie dankten ihm, und er gieng, zufrieden mit sich selbst, von ihnen weg. Einer seiner Nachbarn erfuhr diesen Zug von Ehrlichkeit, welcher den großen Haufen, der wenig zum Nachdenken über Pflichten geneigt und geschickt ist, billig in Erstaunen setzen mußte, und lief hurtig zum Vikar.— „Seyd Ihr denn etwa nicht gescheut, Freund? Wie! der Himmel zeigt Euch ein Mittel, Euch und die Eurigen aus aller Noth zu retten, und Ihr benützet es nicht! seyd Ihr nicht Gatte und Vater?" Der Vikar erwiedert hierauf: „Ich bin ein Mensch, und kenne meine Pflichten. Dieß Geld aber gehört den Erben, das ist ausgemacht. Glaubt mir, ich fühle die Noth der Meinigen tief in der Seele. Aber, was wäre Religion und Moralität, wenn sie bey solchen Anlässen nicht jede andere Empfindung zu überstimmen vermöchten?" — „Hungers sterben" — antwortete der Nachbar, — „ist doch aber auch zu arg! — Ich bewundere Eure Ehrlichkeit; aber bey meiner Seele, an Eurer Stelle, ich weiß nicht, ob ich das gethan hätte." Der Vikar setzte seinem Freunde mit vieler Sanftmuth die Pflichten,

die man in dergleichen Fällen auszuüben hat, auseinander, und dieser gieng voll Verwunderung, und überzeugt, daß man so handeln müsse, von ihm. Der Vikar genoß also die innere Zufriedenheit, die das Bewußtseyn einer mühsamen Aufopferung nothwendig gewährt, als er eines Tages eine Botschaft von dem Minister erhielt, sich vor ihm zu stellen. Der arme Mann erschrack; — „der Minister," — rief er — „was soll ich mit dem zu thun haben!" Der Abstand zwischen ihm und Mylord schien ihm so unermeßlich, daß er mit Angst an dessen Gegenwart dachte. Indeß gehorchte er; Mylord empfieng ihn gerade in einer großen und glänzenden Versammlung: „Also sind Sie es, mein Herr, der die 500 Guineen gefunden, und statt sie zu behalten, sie den Erben wieder gegeben hat? Man führe den Herrn zu seiner Bestimmung!" Der Geistliche war aus aller Fassung gebracht, und wußte nicht, was er zu antworten hatte; stillschweigend folgte er denjenigen, die ihn in eine Kutsche führten, und gerade nach seinem Kirchspiele fuhren. Hunderterley Vorstellungen kreuzten sich in seinem Kopfe. Als sie angekommen waren, stiegen sie im Pfarrhofe ab. „Meine Herren, dieß ist nicht meine Wohnung," — sagte er. — „Jetzt ist sie die Ihrige," — antwortete sein Führer; — „Mylord setzt Sie hier zum Pfarrer ein; er verlangt von Ihnen nichts, als daß Sie die edeln Gesinnungen behalten mögen, und er wird sich stets eine Ehre daraus machen, Sie seinen Freund zu nennen; dieß sind Mylords eigene Worte." — Das freudige Erstaunen des Vikars zu schildern würde vergeblich seyn, er traute seinen Sinnen kaum; indeß hielt er die Ausfertigung in Händen. Sobald er sich selbst gelassen war, nahm er mit seiner Frau, Kindern und seinem alten Vater, den er von seiner Armuth erhalten hatte, den Weg nach London; er warf sich mit Thränen dem Minister zu Füßen. — „Mylord! gütiger Mylord! Sie sehen Ihr Werk; uns alle haben Sie dem Elende entrissen; genießen Sie unsere Erkenntlichkeit!" Der Lord hob ihn auf, und umarmte ihn wie seinen Bru-

der. „Mein Freund, ich muß Ihnen danken; ich habe mich an Ihrer edeln Handlung recht erquickt! ich wünschte etwas ähnliches, um Sie zu belohnen, thun zu können. Meine Herren, — indem er sich zu den Umstehenden wandte, — so bittet man, und so erhält man von mir; — doch, eben fällt mir noch ein; mein lieber Pfarrer! die Erben, denen Sie das Geld zurückgaben, haben sich an mich gewendet, um Sie zu ersuchen, dasselbe als einen kleinen Beweis ihrer Hochachtung anzunehmen." Jetzt brachte auch Jemand das Geld, und überreichte es dem neuen Pfarrer; dieser hatte keine Worte mehr zu danken. Die ganze Versammlung war über diesen Auftritt äusserst bewegt, und fühlte die Stärke der Rechtschaffenheit. Von dem Minister gieng der Pfarrer gerade zu den Erben, und fieng schon an, sie mit Danksagungen zu überschütten, als sie ihm offenherzig gestanden, daß sie ihnen gar nicht zukämen, weil sie an der Handlung keinen Theil hätten. Nun merkte er wohl, daß dieß noch eine Wohlthat des Ministers war, der sie ihm auf eine so feinsinnige Art erwiesen hatte. Er wußte seine Empfindungen nicht anders auszudrücken, als durch Thränen der Dankbarkeit. In seiner Pfarre bauete er eine Art von ländlichem Tempel, und errichtete daselbst des Lords Statue mit der Ueberschrift: „Nach Gott, Mylord!"

340.

Nicht leicht lebt ein Volk in größerer Armseligkeit und größerem Drucke als die Berg-Schotten und die Einwohner in den Hebridischen Inseln. Dieß bewegt auch viele zur Auswanderung nach Amerika. Aber eben unter solchen armen Leuten gibt es solche Beyspiele von Ehrlichkeit, welche verdienen der Nachwelt aufbehalten zu werden. „In keinem Orte der Welt," — sagt ein Reisender, — „ist das Eigenthum sicherer als hier unter dem großen Haufen. Ein einziger Gerichts-Beamter kann unbegleitet, unbewaffnet, ohne Schwierigkeit, ohne persönliche Gefahr, jeden Auftrag, wel-

chen die Gesetze erfordern, ausführen. Jeder Fremde kann in vollkommener Sicherheit gehen, wohin er will. Wenn er sich nur höflich beträgt, und Niemanden beleidiget, so wird er allenthalben gastfrey und freundlich aufgenommen. Selten ereignen sich auf diesen unbekannten Küsten Schiffbrüche; wenn aber dergleichen Fälle kommen, so wird das Schiffs-Volk nicht nur, wenn es irgend möglich ist, gerettet und verpflegt, sondern seine Güter werden auch mit einer Sorgfalt, die den armen Einwohnern zur höchsten Ehre gereicht, in Sicherheit gebracht und verwahrt. Vor einigen Jahren strandete ein mit Leinen-Garn beladenes Schiff. Das Wetter wurde stiller, so daß die Ladung geborgen werden konnte; da sie aber im Salz-Wasser gewesen war, so mußte sie in einem nahen Flusse ausgewaschen werden, und das Garn wurde auf den Dünen (Sandhügeln am Meeres-Ufer) zum Trocknen ausgebreitet. Einige hundert Personen arbeiteten Wochenlang dabey, unter denen auch nicht Eine war, die nicht Leinegarn im Hause hatte, weil dieß die Haupt-Manufaktur dieser Inseln ist. Die Versuchung, etwas zu entwenden, mußte daher sehr groß seyn, weil es bey so bewandten Umständen ausserordentlich schwer gewesen seyn würde, den Thäter zu entdecken, — und doch fehlten, wie Alles nachgesehen wurde, zum größten Erstaunen sämmtlicher Theilhaber, nur einige Strängchen von dem Garne (wo ich nicht irre, fünf oder sechs), die etwa zwey bis drey Schillinge werth seyn mochten."

341.

Ein bereits verstorbener Fürst hatte einem alten ehemal. Hofbedienten, der zur ferneren Versehung seines Dienstes untüchtig geworden war, viele Jahre ein Haus neben dem Schlosse zu seiner Wohnung einräumen lassen. Eine neue Einrichtung und Verschönerung des Schloß-Platzes machte es nothwendig, daß dieses kleine Haus weggebrochen werden mußte. Der Fürst gieng gegen Abend in dieser Gegend spazieren, um den neuen Plan zu über-

denken, als der alte Bediente aus seinem Hause kam, und den Fürsten anredete: „Aber, Ihro Durchlaucht, ich höre, daß das Haus, worin ich bisher gewohnt habe, niedergerissen werden solle; wo soll ich denn mit meinen Kindern bleiben? Ihro Durchlaucht werden doch das Haus stehen lassen?" — „Das geht nicht an" — antwortete der Fürst, — „denn nach der neuen Einrichtung würde euer Haus den ganzen Platz verunstalten, darin kann ich euch nicht helfen." — Der Bediente erneuerte seine Klagen und seine Bitte, allein der Fürst stellte ihm vor, wie unbillig er handle, denn so lange das Haus dagewesen wäre, hätte er es ihn gern bewohnen lassen, nun aber, da es weggerissen werden müßte, so könnte er doch nicht seinetwegen den ganzen Bau einstellen, und er müsse also das Haus räumen. Der Bediente gieng weg, und der Fürst gedachte nicht mehr an die Bitte des alten Mannes. Des andern Morgens um drey Uhr rief der Fürst seinen Kammerdiener, und schickte ihn eiligst zu seinem Kabinets-Rath. Dieser erschien eilig. „Ach!" — redete ihn der Fürst an, — „ich habe diese ganze Nacht nicht schlafen können! Der arme Mann in dem Neben-Hause hat mir so viel Unruhe verursacht, ich stellte mir vor, wie der Alte auch wohl selbst die Nacht zugebracht haben werde, da er bald nicht mehr weiß, wo er sich hinlegen soll. Ist denn gar kein Haus unbesetzt, das ihm eingeräumt werden könnte?" — „Nein," — antwortete dieser — „alle fürstlichen Gebäude sind besetzt!" — Jetzt ward nach dem alten Bedienten geschickt, welcher sogleich erschien. — „Ich bin gestern zu hart gegen Euch gewesen, guter Alter!" — sprach der Fürst. — „Ihr habt Euch wohl in dieser Nacht viele Sorgen gemacht?" — „Ja, Ihro Durchlaucht, nicht wenig, denn wo soll ich hin, wenn mir das Haus genommen wird?" — — „Nun laßt's nur gut seyn! ich will Euch jährlich zwanzig Thaler zu Miethe geben, denn ein Haus für Euch habe ich nicht, und dann will ich Euch für Eure Angst jährlich zwölf Scheffel Roggen anweisen. Seyd ihr damit zufrieden?"

Der Bediente dankte dem Fürsten mit Freuden-Thränen und gieng. — „Nun können Sie auch nach Hause gehen" — sagte der Fürst zum Kabinets-Rathe, — „ich will mich wieder hinlegen, und noch ein paar Stunden schlafen, denn, Gottlob! nun bin ich wieder ruhig." — Viele Tausende verschwendet, haben gewiß nicht einen so großen Werth, wie diese zwanzig Reichsthaler und zwölf Scheffel Roggen edelmüthig verschenkt!

342.

In der kleinen Russischen Kreis-Stadt **Oranienbaum** lebte noch vor Kurzem eine aus dem Holsteinischen gebürtige Frau von 90 Jahren. Ein kleines Häuschen war ihr ganzes Eigenthum, und von der Einkehr solcher Schiffleute, die auf dem festen Lande günstigen Wind abwarteten, hieng ihr ganzer Erwerb ab. Einstmals da mehrere Holländische Schiffer bey ihr zu Abend gegessen hatten, findet sie beym Aufräumen einen versiegelten Beutel mit Geld unter dem Tische. Ihre Bestürzung über diesen unerwarteten Fund war begreiflich sehr groß; und sie kam auf den Gedanken, daß einer aus der so eben abgereisten Gesellschaft den Beutel vergessen haben müßte. Da aber die Schiffer bereits bey günstigem Wind in die See gestochen hatten, so war so leicht an keine baldige Rückkehr der Gäste zu denken. Die gute Frau legt den Beutel in ihren Schrank, mit dem festen Vorsatze, ihn so lange ruhen zu lassen, bis sich sein Besitzer melden würde. Doch dieser meldete sich nicht. Sieben Jahre hindurch bewahrte sie aufs sorgfältigste dieses fremde Gut, ohne sich bey oftmaligen Versuchungen, oder vom Mangel gedrückt, verleiten zu lassen, dieses Geld anzugreifen. Ihre Ehrlichkeit siegte über jeden Reitz der Gelegenheit, und überwand die Versuchung des Mangels. Nach Verflusse von 7 Jahren bewirthet sie abermals einige Schiffer. Drey unter ihnen waren Engländer, der vierte ein Holländer. Unter andern Gesprächen fragen jene diesen, ob er schon jemals in Oranienbaum gewesen seye? —

„Was sollt' ich nicht!" — ist die Antwort. — „Ich kenne das garstige Nest nur zu gut, es hat mich siebenhundert Rubel gekostet." — „Wie das?" — „Ja ich habe in der Trunkenheit einmal in einer hiesigen Schenke einen Beutel mit Silber-Münze liegen lassen!" — „War der Beutel versiegelt?" — fragte die Wirthin, die in einer Ecke der Stube saß, und durch diese Erzählung aufmerksam gemacht wurde. — „Ja wohl! da trage ich das Petschaft noch bey mir, womit er versiegelt war!" — Die Frau erkannte das nehmliche Siegel. — „Nun," — sagte sie — „so kann sich wohl noch einmal wieder finden, was Er verloren hat." — „Ja, wieder finden, Mutter! da müßt' ich nicht so alt geworden seyn, wenn ich das hoffen könnte. Nein, so ehrlich ist die Welt nicht mehr! Bedenkt einmal, sieben Jahre sind vorbey! — Wollt' ich doch, daß der Beutel weiß nicht wo wäre, dieser Vorfall hat mir ganz meinen Humor verdorben. Noch ein Glas Punsch, Mutter!" Während die vier Schiffer beschäftigt waren, das Andenken an diesen verdrießlichen Vorfall im Punsch zu ertrinken, hatte sich das Mütterchen hinaus geschlichen, und kam jetzt mit ihrem Beutel mühsam herbey gelaufen. — „Sieht Er, daß die Ehrlichkeit nicht so rar ist, als Er glaubte" — sagte sie, und setzte den Beutel auf den Tisch.

343.

Im siebenjährigen Kriege ward der Rittmeister v. Stainville ausgeschickt, um Fourage (Furasche) für seine Pferde zu suchen. Er begab sich an der Spitze seiner Eskadron nach der ihm angewiesenen Gegend, einem einsamen Thale, wo man nichts als Buschwerk erblickte. Er war indeß einer armseligen Hütte ansichtig, und als er anpochte, trat ein Wiedertäufer mit einem eisgrauen Kopfe heraus. „Vater!" — redete ihn der Offizier an, — „zeiget mir ein Feld, wo meine Leute Futter hohlen können." „Sogleich" — erwiederte der Alte, — bot sich ihnen selbst zum Wegweiser an, und führte die

Schwadron das Thal hinab. Nachdem sie etwa eine Viertelstunde weit gekommen waren, trafen sie ein schönes Gersten-Feld an. — „Hier ist das, was wir suchen“ — rief der Rittmeister. — „Noch einen Augenblick Geduld!“ — sagte der Greis, — „und Sie sollen befriediget werden.“ — Sie marschirten also weiter und langten nach einer Viertelmeile Weges bey einem andern Gersten-Felde an. Die Reiter stiegen von den Pferden, mäheten das Feld ab, banden die Gerste auf die Pferde, saßen wieder auf, und ritten davon. Darauf sagte der Rittmeister zu seinem Führer: „Guter Vater, ihr habt uns unnöthiger Weise weiter marschiren lassen, das erste Feld war besser als dieses!“ — „Das kann wohl seyn“ — versetzte der Alte — „aber es gehörte nicht mir.“

344.

Henriette Gotthard, geborne Mohr, Wittwe des zu Bacharach am Rheine vor mehreren Jahren verstorbenen Commerzienrathes Anton Gotthard, gab ein vortreffliches Beyspiel der Redlichkeit. Ihr Mann hatte einige Schulden hinterlassen, die das Gerücht bey seinem Tode sehr vergrößerte. Es kamen daher gleich nach seinem Absterben verschiedene Advokaten zu der Wittwe, und riethen ihr, sie sollte, um aus aller Verlegenheit zu kommen, ihr eingebrachtes Vermögen ansprechen, das sie mit allem Rechte thun könnte; auch erboten sie sich, ungeachtet ihres sehr ansehnlichen eingebrachten Vermögens, es dahin zu bringen, daß sie ausser einem einzigen Schuldposten, den sie als Ehefrau gerichtlich mit unterschrieben hatte, weiter keinen Heller zu bezahlen angehalten werden solle. „So müßte ich meinen Mann nicht geliebt haben,“ — sagte die rechtschaffene Frau — „wenn ich dieß zugeben würde; und so müßte ich keine Christin seyn, wenn ich, gesetzt auch, daß es nach den Rechten erlaubt und wohl gar gebräuchlich wäre, einen Heller unter meinem Vermögen duldete, an dem Eine Thräne klebte. Und sollte auch hierdurch mein ganzes

Vermögen darauf gehen, so will ich doch die sämmtlichen Schulden, Kapital und Zinsen, bis auf den letzten Heller, bezahlen." — Und das that sie auch wirklich.

345.

Vor einigen Jahren wurde zu Venedig auf einem glänzenden maskirten Balle eine große Pharao-Bank eröffnet. Das meiste Geld stand in Säcken unter dem Tische, auf dem Tische selbst aber lagen nur 4000 Dukaten. Eine Maske trat hin, und rief!. „Va (Wa) Bank!" Der Bankier hielt sie, und die Maske gewann. „Hier ist die Bank, mein Herr!" — sprach der Bankier, ganz kaltblütig aufstehend — „sie steht meist unterm Tische. Ich halte Sie für den Mann, der sie mir hätte bezahlen können, wenn ich sie gewonnen hätte." — „Was sagen Sie?" — rief der Cavalier, der ein Deutscher war, — „das Geld unterm Tische ist auch mein?" — „Ja, mein Herr! wenn Sie Bank hielten, so verstand sich's, denn das Geld gehört zur Bank, und die Summe auf dem Tische ist das wenigste." Er hob die Säcke auf, und jeder war voll Gold. — „Nein, Herr Bankier," — sprach der Deutsche — „niedrig muß kein Cavalier handeln. Ich habe nur das Geld gehalten, welches auf dem Tische lag, weil ich dasselbe für die ganze Bank hielte. Hätte ich verloren, so würde ich mich niemals zu mehrerer Zahlung verstanden haben, auch in großer Verlegenheit gewesen seyn, Ihnen sogleich diese ungeheure Summe zu bezahlen." — Der Bankier erstaunte über den Edelmuth dieses Mannes, und nahm auf dessen wiederholtes Bitten das geschenkte Gold an. Doch mußte auch dieser des Bankiers Bitten nachgeben und noch tausend Dukaten annehmen. Er nahm sie, und krönte diese, an sich schon edle Handlung, durch eine noch edlere. Sämmtliche 5,000 Dukaten übermachte er sogleich seiner Vaterstadt mit dem Auftrage, solche zur Ausstattung armer Mädchen und zum Studiren geschickter aber unbemittelter Jünglinge zu verwenden.

346.

Ein Soldat von der Schweizer-Garde zu Paris wußte, daß einer seiner Kameraden einen Mord begangen hatte. Ob er nun gleich dieses Geheimniß keinem Menschen entdeckt hatte, so kam es endlich doch an den Tag, und beyde wurden in Arrest genommen. Dem Mörder wurde das Rad, und dem andern, weil er es nicht angezeigt hatte, die Galeeren-Strafe zuerkannt. Letzterer mußte aber im Gefängnisse des St. Bernhardsthores so lange liegen, bis ein hinlänglicher Trupp Unglücklicher beysammen war, um auf die Galeeren geschickt zu werden. Während der Zeit wußte sich dieser Schweizer bey dem Kerkermeister so beliebt zu machen, daß er ihm mehr Freyheit gestattete als den andern, und dieses gab demselben verschiedene Mittel an die Hand, sich wieder auf freyen Fuß zu setzen, auch war er schon im Begriffe, die Flucht zu ergreifen. Er hatte nämlich nach und nach ein Loch durch die Mauer gearbeitet, das geräumig genug war, seine Flucht zu befördern, und das er indessen mit seinem darüber aufgehangenen Rocke bedeckt hatte. Als er völlig damit fertig war, fiel ihm ein, daß durch seine Flucht der Kerkermeister, von dem er doch so viele Wohlthaten erhalten hatte, könnte unglücklich gemacht werden. Dieser Gedanke machte solchen Eindruck auf ihn, daß er auf der Stelle seinen Entschluß änderte. Ja, er gieng soweit, daß er selbst dem Kerkermeister das Loch entdeckte, durch welches er sehr leicht hätte entrinnen können. Er gestand ihm auch, daß er bloß aus Erkenntlichkeit die That nicht vollbracht habe, und gieng kurz darauf mit den andern Missethätern ruhig an den Ort ab, wo er seine Strafe ausstehen sollte. Der Kerkermeister erzählte die seltene Gewissenhaftigkeit dieses Schweizers öffentlich, so, daß sie auch dem Hofe und dem Könige selbst zu Ohren kam, welchem diese schöne Handlung so wohl gefiel, daß er den Schweitzer begnadigte, und ihn wieder in Freyheit setzen ließ.

347.

Marquis du Pezay (dů Pesäh), ein junger dramatischer Dichter, hatte eine komische Oper, betitelt: „Die Meyerin, oder der neue Wein" verfertigt, die, ob sie gleich sehr artig geschrieben war, und viele reitzende Scenen enthielt, in Fontainebleau (Fohntähnbloh), wo sie zum erstenmale aufgeführt wurde, wenig Beyfall fand. Einer seiner Freunde brachte ihm sogleich die traurige Nachricht, daß seine Oper mit schlechtem Erfolge aufgeführt worden wäre, mit der Bemerkung, daß sie das ganze Publikum einmüthig dem Herrn Dorat zuschreibe, weil man seinen Styl darin zu entdecken geglaubt hätte. — „In diesem Falle" — versetzte der junge Dichter — „ist es Zeit, daß ich mich als den Verfasser dieses unglücklichen Drama angebe, es wäre ungerecht, wenn ich diesem braven Manne einen so schlimmen Streich spielte;" — und sogleich gab er sich öffentlich für den Vater des verworfenen Kindes an. — Wie weit rühmlicher war nicht ein so freyes Geständniß dem Herzen des Dichters, als der lauteste Beyfall seinem Verstande gewesen wäre! —

348.

Ein Stuttgarter Kaufmann erhielt ein Paket Geld von der Post, in welchem mehrere hundert Gulden, mit einem anonymen Schreiben, ungefähr folgenden Inhalts, befindlich waren: „Vor vielen Jahren habe ich in Ihrer Handlung gedient; theils aus jugendlichem Leichtsinne, theils durch die Noth verleitet, habe ich Ihnen nach und nach gegen 400 fl. entwendet. Ich fühle mich verbunden, Ihnen solche sammt den Zinsen wieder zu ersetzen. Jetzt bin ich in der Lage, dieß thun zu können, und entledige mich durch die Beylage dieser Pflicht. Ich bitte, im „Frankfurter Staats-Ristretto" den Empfang mit wenigen Worten anzuzeigen."

349.

Die vortrefflichen Verstandes-Eigenschaften, welche der im J. 1778. verewigte Bibliothekar Johann Christian Bartholomäi zu Weimar besaß, erhielten den größten Werth durch sein frommes und rechtschaffenes Herz, und durch seinen unsträflichen Wandel. Mit welcher Treue er seinem Posten vorstand, das bezeugte sowohl sein Fleiß in allen zu seinem Amte gehörigen Arbeiten, als auch seine unablässige Bemühung, den Vortheil der Herzogl. Bibliothek auf alle mögliche Weise zu befördern. Eine sehr zarte Gewissenhaftigkeit bewies er in Verwaltung der ihm anvertrauten Bibliothek, in Absicht auf die auswärtigen und einheimischen Personen, welche dieselbe besuchten. So bereitwillig er war, jedem, der sich auf der Herzogl. Bibliothek einfand, die Merkwürdigkeiten derselben vorzuzeigen, so war er doch viel zu gewissenhaft, als daß er Allen, ohne Unterschied, solche Bücher, die der Religion und den guten Sitten offenbar schädlich sind, und woran in einer vollkommen eingerichteten öffentlichen Bibliothek kein gänzlicher Mangel seyn darf, hätte vorlegen sollen. Er verbarg sie vielmehr vor denjenigen, auf deren Herz sie einen schädlichen Eindruck hätten machen können, und bewahrte sich dadurch vor der Verschuldung des Gewissens, welche diejenigen auf sich laden, die durch ihre Unvorsichtigkeit Anlaß zu dem Verderben eines Herzens geben. Noch weniger würde er jemals dergleichen ungedruckte schädliche Schriften durch den Druck gemein gemacht haben, da er es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bibliothekars hielt, solche geheim zu halten. Er glaubte — und alle rechtschaffenen Männer müssen ihm Beyfall geben — daß, so strafbar es wäre, wenn ein Bibliothekar oder Archivar Dokumente und andere Handschriften, die dem Interesse seines Fürsten nachtheilig wären, Andern mittheilen wollte, welche einen schädlichen Gebrauch davon machen könnten: es eben so wenig und noch viel weniger

mit der Pflicht eines gewissenhaften Bibliothekars übereinstimmen würde, wenn er solche Schriften, welche die Rechte Gottes und seines Wortes angriffen, und in die ihm anvertraute Bibliothek zur Verwahrung niedergelegt worden wären, öffentlich ausbreiten wollte.

350.

Im siebenjährigen Kriege lag ein Preußischer Husar bey einem armen Schullehrer im Quartiere. Weil der Husar sahe, daß dieser ein ehrlicher Mann war, so sagte er bey seinem Abschiede: „Lieber Freund! ich kann noch in hundert Quartiere kommen, ehe ich wieder einen so rechtschaffenen Wirth finde. Hier haben Sie mein ganzes Vermögen, das ich mit meinem Blute erkauft habe (er gab ihm einen Beutel mit 150 Dukaten in die Hände), heben Sie es mir auf! Ueberlebe ich den Krieg, so empfange ich es mit Dank zurück aus Ihren Händen. Sterbe ich, so habe ich einen armen Bruder in Brieg, diesem können Sie es zukommen lassen.“ — „Verlangen Sie keine Handschrift?“ — fragte der Schullehrer. — „Nichts, nichts von Handschrift! Ein ehrlicher Mann ist die sicherste Handschrift. Leben Sie wohl!“ — und hiemit ritt der Husar fort. Nach einem halben Jahre bekam der Schullehrer die Nachricht, daß derselbe in einem Scharmützel wäre erschossen worden. Er schrieb an das Regiment, und erhielt die schriftliche Versicherung, daß der Husar todt sey. Damals lagen eben des Schullehrers Kinder an den Blattern krank, und sehnten sich nach einer Erquickung: er konnte sie ihnen aber nicht geben. „Lieben Kinder!“ — sagte er — „ich habe keinen Pfennig mehr, den ich zu Eurer Erquickung anwenden kann.“ — „Lieber Mann!“ — sagte seine Frau — „du hast ja die 150 Dukaten von dem Preußischen Husaren, die könntest du ja angreifen. Es weiß ja Niemand etwas davon, da du keine Handschrift ausgestellt hast.“ — Schweig!“ — sprach er — „ich bin nun so alt geworden, und habe Niemanden Unrecht gethan, so

will ich auch nun nicht erst anfangen." — Sie fiel ihm um den Hals, und weinte. „Mann! lieber Mann!" — sagte sie — „hast du ein Herz von Stein? willst du dich deiner Kinder nicht erbarmen?" „Gott ist ihr Vater," — antwortete er — „der kann sie retten. Wenn ich sie durch Sünde retten wollte, so würde ich ihren Vater beleidigen." Und, ohne ein Wort weiter zu reden, riß er sich aus ihren Armen, flog auf seine Stube, schrieb an des Husaren Bruder, und überschickte ihm die 150 Dukaten. Diesem kam das Geld eben recht. Er hatte einen Sohn, der auf die Universität gehen wollte, und diesem gab er es nach und nach zu seinem Unterhalte. Unterdessen that Ehnlich, so hieß der Schullehrer, Alles, was möglich war, um seine Kinder gut zu erziehen. Er kleidete sich schlecht, und lebte höchst einfach, und Alles, was er von seiner Einnahme erübrigen konnte, wendete er an seine Kinder. Nun starb der gute Mann, und hinterließ nichts als einige Bücher und sechs Kinder. „Lieber Gott!" — sagte seine Schwester, als er sterben wollte — „was will aus diesem armen Haufen werden?" Das hörte er, richtete sich auf, lächelte und sprach: „Das laß dich nicht kümmern, liebe Schwester! Ich hinterlasse ihnen ein großes Gut — ich hinterlasse ihnen — meinen Segen!" — und da starb er. Und diese Kinder wurden auch alle gut versorgt, vorzüglich die älteste Tochter. Sie zog nach ihres Vaters Tode zu einer Pathin. Da sie niemals weichlich war erzogen, noch zum Putz gewöhnt worden, so brauchte sie sehr wenig zu ihrem Auskommen, und dieses erwarb sie reichlich mit ihrer Nähe- und Strick-Arbeit. Sie war dabey immer gesund und munter, und ihr Schmuck war Reinlichkeit. Wenn sie neben dem Fräulein von Tr. stand, das zum wenigsten 12,000 Thlr. im Vermögen hat, so schien sie immer schöner, obgleich ihr Anzug weit wohlfeiler war. Wer sie sah, sprach: des Vaters Segen ruhet auf ihr. Nachdem sie drey Jahre als eine verlassene Waise gelebt hatte,

wurde der Professor M. in die Stadt, wo sie wohnte, berufen, und bekam eine jährliche Einnahme von tausend Thalern. Verschiedene Vorschläge zu einer Heirath wurden ihm gethan, die er aber alle ausschlug. Unterdessen hatte dieses Mädchen auch Anträge von etlichen jungen Mannspersonen, die sie zur Frau begehrten. Es waren aber lauter unsittliche Leute. Da sie nun ein sehr tugendhaftes Frauenzimmer war, so konnte sie sich nicht entschließen, mit einem von diesen schlecht gesinnten Menschen auf Lebenslang die genaueste Verbindung zu schließen. So bewahrte sie die Tugend, die sie ihr guter Vater gelehrt hatte, vor einem bösen Manne. Endlich bemerkte sie der Professor M., der ohnweit ihrem Hause wohnte, und der wirklich des armen Mannes Sohn war, an den ihr Vater die 150 Dukaten überschickt hatte. Ihre Eingezogenheit, Sittsamkeit und Fleiß gefielen ihm sehr. Er wünschte im Stillen, sie zu seiner Gattin zu haben. Als er sich aber näher erkundigte, und erfuhr, daß sie die Tochter des rechtschaffenen Schullehrers sey, der durch seine Ehrlichkeit den Grund zu seinem Glück gelegt hatte, so war er vor Freuden ausser sich. Eines so rechtschaffenen Mannes Tochter, — dachte er — muß die beste Frau werden. Er bat um ihre Liebe, erhielt sie, und machte sie zu der glücklichen Frau, die sie jetzt ist.

351.

Ein alter, schwacher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus dem Armen-Institute eine ganze Portion, damit er nicht der Noth, Hunger zu leiden, ausgesetzt wäre. Im J. 1785. wurde ihm unvermuthet ein Schuldposten heimbezahlt, den er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich gieng er zum Amts-Vorsteher, und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen. Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine übrigen wenigen Lebens-

Tage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon Unterhalt aus der Armen-Kasse erhalten, und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genieße. Ich bitte Sie daher, mein Herr, nehmen Sie dieß (hier überreichte er dem Vorsteher einen Beutel mit Geld) zur Unterstützung eines Dürftigeren an, als ich nun bin. Sollten meiner übrigen Tage nur wenige seyn, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indeß danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott lohne Ihnen dafür!" — Hätte dieser Mann seinen eingegangenen Schuldposten nicht verheimlichen — verschweigen, und die Almosen-Gelder doch auch nebenher einstecken können? — Ja, wenn er kein Gewissen — kein ehrliches Gemüth, keine Menschen-Liebe gehabt hätte! „Gott denkt an dich" — hieß es in seiner Seele — „nun denke du auch wieder an Ihn, und thue Gutes; nehme andern, würdigern Armen nicht das Brod vor dem Munde weg! das Allmosen gehört nun nicht mehr dir, sondern — wirklich Armen."

Treue und Glauben.

352.

Der Portugiesische Feld-Pater de Laurieras war nebst einigen Offizieren von den Truppen des Königes von Camboya in Ostindien gefangen worden. Er bat, man möchte ihn, um über die Auswechselung der Gefangenen Rücksprache treffen zu können, zum Portugiesischen Heere reisen lassen. Da der König von Camboya sein Ausbleiben zu befürchten schien, so band der Mönch seinen Strick ab, und überreichte ihn dem Könige als das sicherste Unterpfand der Treue. Nun ließ man ihn rei-

sen. Ungeachtet seine Handlung fruchtlos ausfiel, so kehrte er doch zu seinen Fesseln zurück. Diese gewissenhafte Treue in Erfüllung seines gegebenen Wortes rührte den König so sehr, und flößte ihm eine so gute Meynung von einem Volke ein, welches so edle Menschen unter sich hatte, daß er alle Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickte.

353.

Landgraf Ludwig von Thüringen war einst mit seinem Hofstaate zu Eisenach auf dem Jahrmarkte. Nachdem er eine Menge wohlversehener Buden betrachtet hatte, sah er auch, in einem Winkel, einen armen Krämer, dessen ganzes Waarenlager in einem geringen Vorrathe von Nadeln, Löffeln, Messern, Scheeren und dergleichen bestand, und das ein armseliger Korb faßte. Der Landgraf ließ sich mit dem Krämer in ein Gespräch ein, und fragte ihn unter andern, ob er denn von seinem Handel leben könne, und wie hoch sich wohl sein ganzes Waarenlager im Werthe belaufe? Der Krämer antwortete: „Ach! gnädiger Herr, wenn ich nur überall sicher von einem Markte zum andern kommen könnte, und nie Räuber zu fürchten hätte, so könnte ich bey meinem Handel wohl bestehen.“ Zugleich gab er den ganzen Werth seines Warenlagers auf 20 Schillinge (4 Gulden 23 kr.) an. „Wohlan!“ — erwiederte der Landgraf — „wenn ich Dir nun einen Geleitsbrief durch mein und meiner Freunde Land gebe?“ Der Krämer nahm dieß Anerbieten mit beyden Händen an, und der Landgraf gab sogleich Befehl, den Geleitsbrief auszufertigen. „Aber“ — fuhr der Landgraf fort — „Dein Kram ist zu klein; Du mußt suchen ihn in's Größere zu treiben. Ich werde mit Dir Compagnie machen.“ — Der Reffträger ließ sich auch hiezu nicht lange nöthigen, und Ludwig winkte seinem Zahlmeister, der ihm sogleich 10 Schillinge als Einlags-Kapital zum künftigen Compagnie-Handel zustellen mußte, wogegen der Reffträger

versprach, jährlich den Gewinn mit dem Landgrafen redlich zu theilen. Mit dem Geleitsbriefe des Fürsten versehen, zog er nun überall sicher im Lande umher, und seine Nahrung verbesserte sich täglich; richtig kam er auch allemal gegen das Ende des Jahres auf das Schloß des Landgrafen, und brachte ihm allerley Waaren als Gewinnst vom Handel. Der Reffträger sahe sich bald in den Stand gesetzt, einen Esel kaufen zu können, und nun trieb er sein Gewerbe in's Größere. Statt, daß er sonst seine Waaren bey den Kaufleuten der Reichsstädte ausnahm, zog er nun selbst nach Venedig, der damaligen allgemeinen Niederlage der Kaufmannswaaren für Deutschland. Hier kaufte er Gewürze und andere ausländische Waaren aus der ersten Hand ein, und sein Gewinn vermehrte sich dadurch um ein Großes. Als er aber einst auf dem Rückwege von Venedig nach Thüringen, durch Franken zog, und seinen Kram, der jetzt schon aus allerley Kostbarkeiten, z. B. goldenen Ringen und Spangen, Kränzen, elfenbeinernen Spiegeln und dergleichen bestand, in Würzburg auslegte, fanden sich einige Liebhaber, die ohne Geld kaufen wollten. Einige Fränkische Ritter, die vom Sattel und Stegreif lebten, paßten dem Handelsmanne bey seiner Abreise von Würzburg auf, überfielen ihn unterwegs, und nahmen, ohne vor dem vorgezeigten Geleitsbriefe Respekt zu bezeugen, ihm seinen Esel und sämmtliche Waaren ab. Der Kaufmann eilte nun zu seinem Compagnon, dem Landgrafen, auf die Wartburg, und klagte ihm sein Unglück. Dieser hieß ihn gutes Muthes seyn, bot sogleich seine Ritter und Vasallen auf, und zog nach Franken. Hier überfiel er die Räuber, und verwüstete ihre Besitzungen; und als der Bischof von Würzburg sich bey ihm nach der Ursache der Fehde erkundigte, antwortete Ludwig: „Ich suche meinen Esel.“ Der Bischof schlug sich nunmehr in's Mittel, und die Räuber wurden genöthiget, ihre ganze Beute wieder herauszugeben. Befriedigt zog Ludwig wieder nach Hause, händigte seinem Compagnon das ihm Geraubte wieder

ein, und die Handels-Gesellschaft wurde, zu beyder Interessenten Zufriedenhet, mit dem besten Erfolge fortgesetzt.

354.

Als die Deutschen und Engländer im Spanischen Successions-Kriege die große Stadt und Festung Barcellona in Spanien belagerten, entspann sich zwischen beyden kommandirenden Generalen, dem Prinzen von Darmstadt und dem Englischen Feldmarschall Peterborough eine heftige Feindschaft. Dieß gieng so weit, daß der letztere seinen Leuten befahl, sich wieder einzuschiffen. Eben war man damit beschäftigt, als dem Feldmarschalle die Nachricht gebracht wurde, daß sein Nebenbuhler durch einen Schuß um's Leben gekommen seye. Sogleich änderte er seinen Entschluß, und beginnt nun die Belagerung der Stadt mit allem Ernste und Nachdruck. Der Vice-König von Neapel, der in Barcellona eingeschlossen war, gab gleich der ersten Aufforderung zur Kapitulation Gehör; denn ausserhalb der Stadt sahe er einen mächtigen Feind, und innerhalb derselben ein aufrührerisches Volk. Er begab sich deßhalb nach dem Stadtthore, um mit Peterborough die Kapitulation persönlich abzuschließen. Noch war man damit beschäftigt, als man in der Stadt ein schreckliches Schreyen und Wehklagen hörte. „Sie hintergehen uns!" — sagte der Vice-König zu dem feindlichen General. — „Wir schließen hier zutrauensvoll eine friedliche Kapitulation ab, und Ihre Engländer sind unterdeß über die Wälle in die Stadt eingedrungen." „Sie irren sich," — erwiederte der Lord — „das müßen die Deutschen Truppen seyn, die unter dem Prinzen von Darmstadt schrecklich verwildert sind. Es ist jetzt nur Ein Mittel übrig, die Stadt zu retten. Sie müssen sogleich meine Engländer hinein lassen, um die Deutschen zu vertreiben, und die Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen. Ich kehre alsdann wieder zum Thore zurück, lasse meine Leute wieder herausmarschiren, und bringe mit Ihnen die Kapitulation zu Stande." Der Lord sagte

dieß in einem so edlen würdevollen Tone, daß der Vice-König nicht das mindeste Mißtrauen in seine Absicht setzte, und eine Abtheilung Engländer in die Stadt herein läßt. Peterborough sieht, daß die Deutschen die Straßen schon angefüllt haben, um die vornehmsten Häuser auszuplündern. Er verjagt sie binnen einer halben Stunde, und nöthigt sie, ihre Beute im Stiche zu lassen. Er begegnete auf der Straße der Herzogin von Popoli, die den Mißhandlungen der Soldaten ausgesetzt war, rettet sie aus den Händen der Wüthriche, und bringt sie selbst ihrem Gemahle zurück. Nachdem er die Ruhe wieder völlig hergestellt hatte, sammelte er seine Leute, führte sie selbst wieder zur Stadt hinaus, schloß dann die Kapitulation völlig ab, und zog am folgenden Tage, unter dem Jubel des Volkes, glorreich in die Stadt ein. — Unter den blutigen und gräßlichen Auftritten des Krieges, sind die Tugenden der Großmuth und Menschenliebe eine höchst erfreuliche Erscheinung!

355.

Gelon, König von Syrakus, suchte in einer unwandelbaren Zuverläßigkeit seinen höchsten Ruhm. Einst brauchte er zu einer vorhabenden Unternehmung Geld, er wandte sich deßhalb an die Bürger und forderte sie zu Beyträgen auf. Die Syrakusaner aber scheueten die Kosten. Gelon erklärte ihnen hierauf, daß er das Geld nur geliehen haben wolle, und machte sich verbindlich, es ihnen nach Beendigung des Krieges sogleich zurück zu bezahlen. Sogleich wurden die nöthigen Summen herbeygebracht; aber auch Gelon bezahlte solche genau zur bestimmten Zeit zurück, und fand nachmals immer eine sichere Hülfs-Quelle, wenn er in irgend einer Geld-Verlegenheit war.

356.

Ein junger Bauer in Frankreich, der im Begriffe war, sich zu verheirathen, bekam Befehl, sich als Re-

krute bey der Miliz zu stellen. Voll Betrübniß über diesen widrigen Zufall wendete er sich an den Grafen v. Mitri, Capitän des Garde-Regiments von Lothringen, und bat denselben, ihn unter seine Compagnie zu nehmen, mit der Bedingung, nur Ein Jahr unter derselben zu dienen. Damals wurden die Compagnien noch für Rechnung der Capitäne unterhalten, und der Graf willigte ein. Nach Verlauf des Jahres erinnerte der junge Mensch den Grafen an sein Versprechen. Dieser war sehr geneigt es zu halten, und gieng zu dem Obersten, um den schriftlichen Abschied von demselben unterzeichnen zu lassen. Der Oberste aber weigerte sich, weil er den jungen Menschen als einen der besten Soldaten im ganzen Regimente kannte, und ihn deßwegen ungern entließ. Voll Verzweiflung über diese Weigerung des Obersten, war dieser schon im Begriffe davon zu laufen, als der Graf zu dem Obersten in Gegenwart des ganzen, gerade auf der Parade anwesenden Regimentes sagte: „Herr Oberst! diesem Menschen habe ich seinen Abschied versprochen. Einem Edelmanne muß nichts heiliger seyn, als sein Wort! Ich lege hiermit meine Stelle als Hauptmann nieder, und ergreife an seiner Stelle die Flinte, damit Sie ihn losgeben können." Der Oberste durch den edeln, festen Muth des Grafen gerührt, ertheilte nun dem Soldaten den Abschied.

357.

Der Kaufmann Haudaudine aus Nantes (Hodohdin aus Nant') ward in dem unglücklichen Gefechte bey Legé in der Vendée (Wahndeh) gefangen, und mit zwey andern ebenfalls in Gefangenschaft gerathenen Bürgern auf ihr feyerliches Versprechen, daß sie, wenn sie in ihrer Sendung nicht glücklich wären, sich wieder in ihren Kerker stellen wollten, nach Nantes zurückgeschickt. Es war die Rede von einer Auswechslung: Das Leben von 600 gefangenen Franzosen sollte für die auf drey Tage bestimmte Rückkehr der Abgesandten bürgen. Die

Vorschläge der Königlich-Gesinnten wurden allgemein verworfen; man bedrohte die Deputirten, sie als Ausgewanderte zu behandeln, wenn sie in's feindliche Lager zurückkehrten. Zwey von ihnen ließen sich verführen oder schrecken, und blieben in Nantes. Haudaudine aber, nur die Pflicht, sein gegebenes Wort zu erfüllen, vor Augen habend, rief feurig: „Ueber mein Leben und meine Güter könnt ihr gebieten, doch über meine Ehre nicht! Ich habe mein Wort gegeben, zu den Empörern zurückzukehren; das Leben von 600 meiner Mitbürger hängt an meinem Versprechen; nichts vermag mich zurückzuhalten, lebt wohl!" Er entfernt sich, taub gegen das Dringen, das Flehen der Seinigen; sein Herz der Stimme der Natur, den Thränen verschließend, die bey seiner Gefahr floßen. Die Verwaltungs-Behörden von Nantes berichteten den Vorfall dem National-Convente. Gerechte Belobungen des Mannes erfolgten, der sich, seiner Mitbürger Blut zu schonen, freywillig dem Opfertode weihte. Doch auch die Königlich-Gesinnten empfiengen Haudaudine mit Achtung; sie behielten ihn nur gefangen, und behandelten ihn mit vieler Schonung. Die beyden in Nantes gebliebenen Gefangenen wurden allgemein verhöhnt, und selbst von ihren Freunden und Verwandten verachtet.

Aufrichtigkeit; Offenherzigkeit.

358.

Ein Kaufmann in Hamburg war durch Unglücksfälle in seiner Handlung dergestalt zurückgekommen, daß er endlich, im J. 1785., sich als zahlungsunfähig erklären mußte. Noch ehe dieser Fall bekannt war, kam ein junger wohlhabender Kaufmann, und bewarb sich um die Hand sei-

ner Tochter. Allein das Mädchen wies ihn ab mit der aufrichtigen Erklärung: „Sie halten mich vielleicht für die Tochter eines reichen Mannes. Allein ich muß Ihnen offenherzig gestehen, daß ich in einigen Tagen ärmer seyn werde, als die Tochter des ärmsten Taglöhners. Ferne sey es von mir, Sie hintergehen zu wollen!“ Dieses treuherzige Geständniß rührte den jungen Kaufmann dergestalt, daß er zu ihr sagte: er verlange nur ihre Person und nicht ihr Vermögen. Allein sie verwies ihn zur Geduld, bis das Unglück ihrer Familie völlig ausgebrochen seyn würde, indem sie sehr schön hinzu setzte: bis dahin sollte er sich noch Bedenkzeit nehmen, und wenn ihn dann sein Vorsatz nicht reuete, so wollte sie ihm ihre Hand geben. Ihre Mutter war dabey zugegen, und weinte. Da sagte die edle Tochter: „Weinen Sie nicht, liebe Mutter! Ich will meinen Putz ablegen, und meine Hände sind geschickt und stark genug, Sie und mich zu ernähren.“ Der edelmüthige Freyer blieb auf seinem Vorsatze, er heirathete das brave Mädchen, und was sie ihm mitbrachte, das über allen Reichthum gieng, war: — Unschuld, Fleiß und Sparsamkeit.

359.

Emilie Basedow in Dessau las einst ihrem Lehrer Wolke einen Brief vor, den er in ihrem Namen an ihren abwesenden Vater schrieb. Dieser rieth ihr, mit den gewöhnlichen Worten zu schließen: Ihre gehorsame Tochter. „Aber“ — antwortete Emilie — bin ich denn auch schon immer gehorsam? ich möchte lieber von meinem Vater wegen Ungehorsam gestraft werden, als ihm etwas vorlügen.“ Hr. W. schrieb diese Erklärung in den Brief, und las ihn darauf Emilien vor. „Ja, so ist es auch besser“ — antwortete die Kleine. — „Ich will schon recht gehorsam seyn, wann mein Vater zurück kommt; Er wird zwar anfänglich denken, ich hätte nur aus Bescheidenheit so gesagt, aber dann wird er sich doch

irren." — Und nun hüpfte sie, voll Freude über ihren Vorsatz, in der Stube umher.

360.

Ein Prinz gieng einmal auf ein Galeerenschiff, um die Gefangenen zu sehen, die auf demselben wegen ihrer bösen Thaten, an Ketten geschmiedet, arbeiteten. Es jammerte ihn, da er so viele Menschen erblickte, die nur halb mit elenden Lumpen bekleidet waren, und Tag und Nacht das schwere Ruder führen mußten. Er nahm sich also vor, wenigstens Einem davon die Freyheit zu schenken. Vorher wollte er aber untersuchen, welcher unter ihnen diese Wohlthat am meisten verdiente. Deßwegen fragte er einen nach dem andern, warum er hieher gebracht worden wäre? Da gieng nun das Lamentiren und Klagen an. Jeder sagte, er wäre ein ehrlicher, unschuldiger Mensch; böse Leute hätten ihn bey der Obrigkeit verläumdet, und so wäre er auf eine ungerechte Art hieher gebracht worden. Und jeder bat, der Prinz möchte sich doch seiner erbarmen, und ihm die Freyheit schenken. Endlich kam der Prinz auch zu einem jungen zerlumpten Menschen, und fragte ihn: „Was hast denn du gethan, daß man dich hieher gebracht hat?" — Gnädigster Herr!" — antwortete er — „ich bin ein abscheulich gottloser Mensch. Ich habe meinem Vater und meiner Mutter nicht gehorchen wollen, bin ihnen davon gelaufen, habe ein liederliches Leben geführet, habe gestohlen und die Leute betrogen; ja ich müßte ein paar Stunden Zeit haben, wenn ich alle die bösen Streiche erzählen wollte, die ich mein Leben lang begangen habe. Gerne will ich meine Strafe leiden, denn ich weiß, daß ich sie verdient habe." Der Prinz wußte wohl, daß sie alle ihre Strafe verdient hatten. Aber von diesem letzteren hatte er die beste Hoffnug, daß er sich bessern würde, weil er seine Verbrechen erkannte. Deßwegen sagte er lächelnd: „Wie kommt denn ein so abscheulicher Mensch unter diese ehrlichen Leute? Geschwind nehmet

ihm die Ketten ab, und jaget ihn fort, damit er nicht etwa diese ehrlichen Leute auch verführe!" Sogleich wurde er von seinen Banden erlöset, und in Freyheit gesetzt; die Andern aber, die sich für unschuldig gehalten hatten, mußten auf der Galeere bleiben.

361.

Ein ehemaliger Zögling des Straßburgischen Waisenhauses, der zu einem Handwerksmann in die Lehre kam, entdeckte seinem Meister eines Tages, daß er den vorigen Tag, an welchem er abwesend war, einen Bogen Papier aus der Schublade genommen habe, in der Absicht, ein Morgengebet aus einem geistreichen Buche für sich abzuschreiben. Er hätte es thun wollen, daß sein Meister nichts davon wüßte, fände sich aber jetzt gedrungen, ihm es zu offenbaren, weil er von dessen Eigenthum etwas entwendet habe. Dieß aufrichtige Geständniß, verbunden mit der Absicht, um welcher willen der junge Mensch diesen Bogen Papier sich zu Nutz machte, freute den Meister über die Maaßen; er sagte indeß in dem Augenblicke sonst nichts zu ihm, als: „Es ist mir lieb, daß du mir's gesagt hast." Des andern Tages aber schenkte er ihm eine kleine Denkmünze, von einem Briefe folgenden Inhalts begleitet: „Lieber! Deine gestrige Aufrichtigkeit ist es werth, daß ich dir beweise, wie erfreulich sie mir war. Nimm dieses kleine Geschenk vou mir zum Andenken an, und fahre fort, immer im Kleinen wie im Großen, bey Fehlern, selbst bey gröberen Vergehungen, also aufrichtig zu seyn. Deine Vorgesetzten haben mehr Einsichten als du; vielleicht, daß sie deinen Fehler gut machen können, so wie ein Arzt dem Kranken nur dann helfen kann, wenn er seine Umstände ganz vertraulich entdeckt. — Es war zwar immerhin ein Fehler von dir, etwas zu nehmen, das nicht dein gehörte, ohne mich vorher darum zu fragen; aber deine Absicht war gut. Dieß entschuldiget dich vor mir, aber nicht vor Gott: denn Gott will nicht, daß wir Böses thun,

damit Gutes darauf erfolge. Du weißt überdieß, daß ich dir nie etwas versage, was dir Freude macht, wenn es anders deiner Bestimmung gemäß ist. Im Gegentheile, durch deine Aufrichtigkeit machst du dir mich und alle deine Vorgesetzten zu Freunden, und du hast Gott, einen liebevoll für dich sorgenden Vater, da du keinen Vater auf Erden mehr hast. Liebe mich, und sey fromm, so wird dir's nie an Glückseligkeit gebrechen, so werde ich nie aufhören, dein wahrer Freund zu seyn."

Freymüthigkeit.

Freymüthigkeit ist nur dann eine Tugend, wenn sie, von reinem Enthusiasmus oder lebendigem Gefühle für das Gute und die Wahrheit angetrieben, durch Reden oder Handlungen sich äussert, und auf eine heilsame Art sich zu mäßigen weiß; tadelnswerth hingegen ist sie, wenn sie da, wo sie sich nicht äussern sollte, ausbricht, und sie hat sich daher die aus ihren unvorsichtigen Reden entstandenen schlimmen Folgen selbst zuzuschreiben.

362.

Zu Colchester in England lebte ein 80jähriger Greis, ein Quäcker, der sich durch seinen stillen, einfachen, rechtschaffenen und wohlthätigen Lebenswandel allgemeine Achtung erwarb. Er hatte eine äusserst liebenswürdige Gattin, mit der er 40 Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, und die, mit seiner Genehmigung, eine ganze Reihe Häuser bauen ließ, in welchen arme verlassene Wittwen eine Zuflucht und freye Aufnahme fanden. — Vor etwa 14 Jahren kam eine herumwandernde schlechte Schauspieler-Bande nach Colchester, um auf einem dortigen Theater Possen und andere erbärmliche Stücke zu spielen. Zum größten Staunen Aller, die ihn kannten, stellte sich der alte Quä-

cker gleichfalls ein, kaufte sich einen Einlaßzettel, und setzte sich mitten unter die herzuströmende Volksmenge hin. Etwa eine Viertelstunde, ehe das Schauspiel seinen Anfang nahm, stand er von seinem Sitze auf, und redete die Versammlung folgendermaaßen an: „Meine Freunde! So viele Jahre habe ich unter Euch gelebt, daß ihr mich wohl kennet, und wahrscheinlich nicht ohne Staunen mich an einem Platze, wie dieser ist, sehet. Was mich eigentlich hieher brachte, ist meine Liebe, die ich zu Euch fühle. Nie habt Ihr mich anders, als mit großer Achtung und Güte behandelt, und meinen Grundsätzen zufolge würde ich diese Güte schlecht erkannt und erwiedert haben, wenn ich mich nicht öffentlich wider eine Lustbarkeit erklärt hätte, die, aufs gelindeste gesprochen, thöricht und unwürdig ist. Ja! wenn Ihr die Sache nur einen Augenblick mit ernstem Sinne und ganz unbefangen betrachtet, so werdet Ihr einsehen, daß Ihr hieher gekommen seyd, Scenen anzusehen, gegen die Ihr im gewöhnlichen Leben Auge und Ohr verschließen würdet: denn hier ist es, daß oft Dinge, welche das Fundament aller Sittlichkeit und bürgerlichen Ordnung sind, mit schaamlosem Leichtsinne behandelt werden; — hier ist es, wo die unschuldige und unerfahrne Jugend verdorben wird. Und wie? an solchen Dingen könntet ihr Wohlgefallen finden? Ich weiß es, viele von euch kommen ganz gedankenlos hieher — sie wünschen nichts, als einen kurzen Zeitvertreib hier zu haben; an diese wende ich mich hauptsächlich, und für immer würde ich mir Vorwürfe gemacht haben, wenn ich Euch nicht frey und offen meine Gedanken über eine Sache mitgetheilt hätte, zu der sich Viele verleiten lassen, ohne das geringste dabey zu denken." — Mit diesen Worten verließ er die erstaunte Volksmenge, die, dem größten Theile nach, seine freymüthige Anrede so wohl aufnahm, daß sie nachher redlich eingestanden hat: seine kurze Anrede sey ihnen unendlich weit mehr werth gewesen, als das ganze Spiel, das sie angesehen hätten.

363.

Plato, ein berühmter Griechischer Philosoph und Schüler des Sokrates, ward von dem Könige Dionys an seinen Hof nach Syrakus gezogen. Aber die Denkungsart dieses Fürsten und die tyrannische Art, wie er regierte, standen den Philosophen so wenig an, daß er Syrakus bald verließ. Dionys war darüber so aufgebracht, daß er ihm in der Ferne nachstellte und verschiedene Versuche machte, sich seiner Person zu bemächtigen, Da er endlich doch zu überlegen anfieng, wie viel ihm die Klagen eines so großen Mannes und berühmten Schriftstellers in den Augen der Welt schaden könnten, so suchte er sein Unrecht wieder bey ihm gut zu machen, und schrieb ihm einen Brief voll Hochachtungs-Bezeugungen und Entschuldigungen wegen des Vergangenen. Plato antwortete ihm hierauf mit edlem Stolze: „Nur Sclaven dürfen die Tyranney fürchten, welche sie in Fesseln hält. Ich bin frey; fürchte sie also auch nicht; glaube übrigens, daß der wahrhaft weise Mann die Rache verabscheut, und daß schon der Reitz des Nachdenkens und der Wissenschaften allein hinreichend seyn würde, um ihn von so niedrigen Empfindungen, die nur schwache und gemeine Seelen einnehmen können, rein zu erhalten."

364.

Einer unserer edelsten deutschen Fürsten, der letzt verstorbene Herzog Ernst von Sachsen-Gotha, erfuhr einen merkwürdigen Beweis von dem freymüthigen Charakter eines berühmten französischen Gelehrten. Er hatte diesen Philosophen mehreremal unter dem Namen eines reisenden Schweitzers besucht. Der Gelehrte fand ihn so gebildet und weise, daß er zu ihm sagte: „Lieber Jüngling, kehren Sie unverzüglich in Ihr Vaterland zurück! Sie sind in Gefahr, hier verdorben zu werden!" — So oft er ihn wieder sahe, schlug er ihm auf die Schulter, und sagte: „Sie sind noch in Paris, es wäre Schade

um Sie!" — Einige Zeit darauf meldete man in einer Gesellschaft den Prinzen von Sachsen. Der Gelehrte erkannte den jungen Schweitzer; wie er sich aber seiner Vertraulichkeit wegen entschuldigte, antwortete ihm der Prinz: „Der Lobspruch, den Sie mir ertheilt haben, ist der schmeichelhafteste, den ich je erhalten habe, ohne bey einem Schmeichler zu seyn."

Edles Vertrauen.

365.

Zutrauen wirkt Edelmuth. — Der Griechische Kaiser Arkadius hatte die Redlichkeit und den Edelmuth des benachbarten Persischen Königes Jezdegardis bey vielen Gelegenheiten kennen lernen; und dieß bewog ihn, obgleich die Persischen Könige viele Jahre lang erklärte Feinde seines Hauses waren, daß er auf seinem Todbette seinen 8jährigen Kron-Prinzen Theodosius II. der Vormundschaft des Jezdegardis empfahl. Jezdegardis übernahm nicht nur willig die Vormundschaft, und verwaltete sie auch auf das rechtschaffenste, sondern hielt auch den sonst so oft unterbrochenen Frieden heilig und unverbrüchlich, und schonte der Länder seines Mündels. Warannes, der Sohn des Jezdegardis, that nach dem Tode des Vaters einen Einfall in die Griechische Provinz Mesopotamien, um die Griechen zu zwingen, das Land der Lesgier zu räumen, worüber schon längst zwischen den Persern und Griechen war gestritten worden. Sobald Theodosius, der wenig gerüstet, und den Persern vielleicht nicht gewachsen war, von diesem Einfalle hörte, setzte er ein so großes Vertrauen in die Großmuth des Sohnes seines Vormundes, daß er, anstatt ihm ein Heer entgegen zu senden, ihm bloß den Anatolius, seinen Heerführer, mit Vorstel-

lungen entgegen schickte. Der König zeigte sich auch wirklich so edelmüthig, als Theodosius es ihm zugetraut hatte. Kaum erblickte er den Abgeordneten, so wandte er sein Pferd um, und mit ihm kehrten alle Perser zurück. Sobald er in seinem eigenen Gebiete angelangt war, gab er dem Anatolius Gehör, und ohne sich der Schwäche der Griechen zu seinem Vortheile zu bedienen, oder die Beschämung, daß er einen Kriegszug umsonst unternommen habe, oder den Unwillen seiner Soldaten zu fürchten, erneuerte er den Frieden, und forderte nichts, als daß die Griechen keine neue Festung an den Gränzen anlegen sollten; so wie er seiner Seits das nämliche versprach.

366.

Nach der großen Niederlage, welche der unglückliche Prinz, Karl Eduard, Sohn des Kron-Prätendenten von England, bey Culloden erlitt, und nach der gänzlichen Zerstreuung seines kleinen Heeres, die nach dieser Schlacht erfolgte, irrte er flüchtig und verlassen, in dem schlechten Gewande eines Taglöhners, in seinem Vaterlande umher. Auf seinen Kopf war ein großer Preis gesetzt, und Jedem, der ihn aufnehmen und schützen würde, die härteste Strafe angedrohet. Anfangs wurde er von zwey treuen Genossen seines Unglücks begleitet; da diese aber einigemal die Veranlassung zur Erkennung des Prinzen wurden, so bat er sie inständigst, ihn seinem traurigen Schicksale allein zu überlassen. Sie trennten sich mit schwerem Herzen von ihm, und Eduard stand nun in der großen weiten Welt verlassen und allein da. — Indeß er war in der Schule des Unglücks aufgewachsen, und dieß hatte sein Herz fest, seinen Sinn männlich gemacht. Nachdem er eines Tages zehn Englische Meilen zu Fuße gegangen, und von Hunger und Müdigkeit ganz erschöpft war, kam er auf dem Schlosse eines Edelmannes an, von dem er wußte, daß er nicht von der Königlichen Partey, aber ein rechtlicher und braver Mann seye. Indem er zu ihm in's Zimmer trat, sagte er: „Der

Sohn eures Königes bittet Euch um Brod, um ein Kleid, und für diese Nacht um ein wirthliches Lager. Ich weiß, Ihr seyd ein Feind meines Hauses; aber ich glaube an Redlichkeit und Tugend. Ihr werdet von meinem redlichen Vertrauen und meinem Unglücke keinen schlechten Gebrauch machen. Nehmet die Lumpen, die mich jetzt bedecken! — Rasch und wunderbar ist der Wechsel menschlicher Dinge! — vielleicht könnet Ihr einst solche in den Pallast der Könige von Großbritannien bringen." — Der Edelmann war tief gerührt, nahm den Prinzen mit offenen Armen auf, leistete ihm in allen Stücken den möglichsten Beystand, bewirthete ihn mehrere Tage lang gastfreundschaftlich, und beobachtete über dieß Alles ein unverletzliches Stillschweigen. — Einige Zeit darauf ward er aber angeklagt, daß er den Prinzen Eduard in seinem Hause beherberget habe, und deßhalb vor das Parlament gefordert. Der Edelmann erschien, und mit einer Ruhe und Standhaftigkeit, die nur das Bewußtseyn einer guten That gibt, sagte er zu seinen Richtern: „Erlaubet, ehrwürdige Männer! daß ich euch eine Frage vorlege, bevor ihr mich befragt! Wer von euch würde den flüchtigen Sohn des Kron-Prätendenten, wenn er sich mit offenem, ehrenvollem Vertrauen in eure Arme geworfen hätte, verrathen und ausgeliefert haben?" — Alle schwiegen, und sprachen den Angeklagten, ohne weitere Untersuchung, frey.

367.

Der Portugiesische Unterkönig von Indien, Nagno da Cunha, erhielt im J. 1536. vom Sultan Badur die Erlaubniß, eine Festung zu Diu anzulegen. Die Freundschaft aber, die derselbe den Portugiesen hierdurch bewies, war nicht von Dauer. Er war bald davon überzeugt, daß er sich einer großen Unvorsichtigkeit und eines sehr wichtigen politischen Fehlers schuldig gemacht habe, und faßte also den Vorsatz, sich nicht nur der Festung, sondern auch der Person des Unter-Königes zu bemächtigen. Die Portugiesen, die von seinem Vor-

haben benachrichtigt wurden, entschloßen sich, ihm mit Vertraulichkeit entgegen zu gehen. Manuel von Sosa, Commandant der Festung Diu, war zum Sultan Badur gerufen; und ob er gleich die gewisse Nachricht hatte, daß er ermordet werden solle, so stellte er sich dennoch, in Begleitung eines einzigen Edelknaben, zur bestimmten Zeit bey dem Sultane ein. Dieser ward durch die edle Entschlossenheit des Portugiesen so sehr gerührt, daß er vor dem Gedanken, den er auszuführen beschlossen hatte, erschrack, und anstatt den Herrn von Sosa zu ermorden, ihn mit reichen Geschenken entließ. Um zu zeigen, daß er eben so unerschrocken sey als jener, kam er, nur von vier seiner Leute begleitet, gleich nachher, zur Nachtzeit, vor die Festung, und verlangte eingelassen zu werden. Die aus 900 Mann bestehende Besatzung trat unter die Waffen. Der Sultan ward mit Fackeln eingeholt, und seinem Verlangen zufolge, in die Festung geführt. Nun war Herr von Sosa in dem nämlichen Falle, worin sich kurze Zeit zuvor der Sultan Badur befand. Auch er bewunderte den Muth seines heimlichen Feindes. Der Sultan ward von ihm eben so wenig seiner Freyheit als seines Lebens beraubt.

368.

Auf einem Dorfe des Kantons Schwytz kam einst an einem Abend der Bauer Velten zum Bauer Kaspar, welcher auf seinem Felde arbeitete, und sagte: „Nachbar, jetzt ist die Heu-Ernte, und du weißt, daß wir einen Streit wegen einer Wiese haben. Ich habe die Richter zusammen rufen lassen, weil wir beyde nicht gelehrt genug sind, zu wissen, wer von uns beyden Recht hat. Komm also morgen mit mir vor Gericht!“ „Du siehst, Nachbar,“ — antwortete Kaspar — „daß ich die Wiese gemähet habe, und morgen muß ich, weil jetzt gutes Wetter ist, das Heu in Haufen bringen, ich kann also unmöglich mitgehen.“ — „Und ich kann die

Richter nicht wieder gehen lassen, da sie diesen Tag gewählt haben," — erwiederte dieser — „auch kann das Heu nicht eher abgeholt werden, bis wir wissen, wem die Wiese gehört." — — Nach einigem Besinnen sagte Kaspar: „weißt du, wie wir es machen wollen? Gehe morgen nach Schwytz, und sage den Richtern deine und meine Gründe, so brauche ich ja nicht dabey zu seyn!" — „Wenn du das Zutrauen zu mir hast, so kannst du dich darauf verlassen, daß ich für dein Recht reden will, wie für mein eigenes." — Nach dieser Abrede gieng Velten den folgenden Tag nach Schwytz, und trug seine und Kaspars Gründe vor, so gut er konnte. Am Abend kam er wieder zu Kaspar, und sagte: „die Wiese ist dein, die Richter haben sie dir zugesprochen, ich wünsche dir Glück, und bin froh, daß wir nun auf's Reine gekommen sind."

369.

Als die Zürcher Truppen von dem Feldzuge zurückkamen, den sie mit den Eidgenossen nach Weinfelden gethan hatten, um die Beschimpfung ihrer Münze an den Konstanzer Bürgern zu rächen, wurden sie in der Stadt Winterthur freundschaftlich eingelassen und gut bewirthet. In der Nacht, da sie schon in tiefem Schlafe lagen, kam die Zeitung nach Winterthur, daß die Truppen der andern Kantone in dem Durchzuge durch Rapperswyl sich der Thore bemächtiget und die Stadt eingenommen hätten. Die Bürger von Winterthur fürchteten dasselbe Schicksal von den Zürchern; einige von ihnen, die von roher Gemüthsart waren, schrieen, man solle sie in ihren Betten überfallen; andere von sanfterem Charakter verabscheueten diesen Gedanken und sagten: „Der stille Schlaf der Zürcher wäre ein sicheres Zeichen, daß sie nichts feindseliges im Sinne hätten; doch um sich zu versichern, sollte man vor die Betten der Hauptleute gehen, und ihnen vorrücken, was in Rapperswyl vorgegangen wäre; man solle ihnen sagen, daß man

sich versichert hielte, sie mißbilligten das Unternehmen gegen Rapperswyl, und sie selbst wären als Freunde in die Stadt gekommen, und würden als Freunde sie wieder verlassen; man sollte auf ihre Mienen Achtung geben, die genug verrathen würden, wie es in ihrem Herzen stände." Diesem Rathe ward gefolgt, sie erkannten die Unschuld der Zürcher an ihren Geberden; die Hauptleute verbürgten sich für die Treue ihrer Soldaten. Am folgenden Tage nahmen die Zürcher auf eine verbindliche Weise Abschied, und erhielten gegenseitig von den Winterthurer Bürgern die gefälligsten Freundschafts-Versicherungen.

370.

Ein im siebenjährigen Kriege in die Gefangenschaft gerathener Russischer Soldat sah sich genöthiget, Kriegs-Dienste unter den Preußen zu nehmen. Sein Traktament, das fünf Tage ausreichen sollte, reichte, besonders bey der damaligen Theurung der Lebensmittel, kaum länger als zwey Tage, und bey der großen Anzahl, theils Kriegsgefangener, theils Preußischer Soldaten, war nicht stets Gelegenheit, durch Arbeit etwas zu verdienen. Einst, als er fast zwey Tage lang nichts gegessen hatte, auch keine Arbeit bekommen konnte, gieng er traurig in der Stadt, wo er in Garnison lag, umher, um zu sehen, ob sich nicht Arbeit oder ein Wohlthäter fände. Eine lange Straße läuft er durch, und betrachtet alle, die vor den Thüren stehen, glaubt aber doch in keinem Gesichte eine andere Antwort auf seine Bitten, als: „geht weiter!" zu lesen. Erst am Ende der Straße erblickte er vor einer Thüre eine Bürgers-Frau, deren Physiognomie ihre Menschenliebe anzukündigen schien. Er nähert sich ihr mit der ganzen Demuth und Schüchternheit eines bittenden Elenden. Sie, gleich auf den ersten Anblick zum Mitleiden gerührt, tritt in's Haus, und winkt ihm näher zu kommen. Da sucht er ihr durch einige gebrochene deutsche Worte, mit Hülfe

der Zeichen und Mienen, verständlich zu machen, daß er schon zwey Tage nichts gegessen habe, daß er um einen halben Thaler bitte, daß er in einigen Tagen Arbeit hoffe, und in acht Tagen ehrlich bezahlen wolle. Sie verstand ihn; und wem, der nur verstehen will, könnte die, auch ohne alle Worte ausgedrückte Sprache des Elenden unverständlich bleiben? — Aber wie, einem ganz unbekannten Menschen, und noch dazu einem Soldaten, so viel vorschießen? Ist's wohl wahrscheinlich, daß er Wort halten, und das Geld wieder heimgeben werde? Und wenn er's nicht hält, wie ihn unter einigen Tausenden heraussuchen? — Freylich würden die Meisten so geschlossen, den Elenden mit einem: „Gott helfe Euch!" abgespeist, und eben dadurch ihre Unmöglichkeit, sich zu einer edeln Handlung zu erheben, bewiesen haben. Dem Verstande unserer Edeln ließ ihr Herz nicht Zeit zu solchen vorsichtigen Ueberlegungen. Sie fühlte bloß die Wahrheit des im Gesichte und der Stellung des Bittenden so deutlich ausgedrückten Elendes. Sie fühlte sich so ganz in seine Lage hinein, und wie süß ihr da Rettung wäre. Sie wollte bloß wohlthun, ohne dafür zu hoffen. Sie gab ihm von ihrem kleinen Vorrathe den verlangten halben Thaler (54 Kreutzer), und sie konnte sich lange nicht von des Geretteten dankbarem Entzücken losmachen. Am achten Tage, noch Vormittags, kam er wieder, den sie beynahe schon vergessen hatte, und brachte die zwölf Groschen. Zwar, gab er zu verstehen, hungere ihn wieder sehr, und er habe nichts als dieß Geld; aber ein ehrlicher Mann müsse Wort halten; wollte sie ihm wieder die Hälfte noch auf acht Tage leihen, so werde er das für große Gnade halten. — Das edle Weib, zufrieden einem so ehrlichen Armen geholfen zu haben, sagte ihm, er könne das Geld ganz behalten, sie verlange es gar nicht wieder. Lange konnte er diese ihm unmöglich scheinende Großmuth nicht begreifen. Endlich stürzte er zu ihren Füßen nieder, um-

faßte und deckte sie mit Thränen, so daß sie unter der Last von seinen Dankbarkeits-Bezeugungen fast erlag.

Anerkennung fremder Verdienste.

371.

Protogenes, ein berühmter Maler in Rhodus, war dem Apelles nur durch den Ruf von seinen Gemälden bekannt. Der letztere unternahm daher, um sich mit eigenen Augen von der Vortrefflichkeit seiner Kunstwerke zu überzeugen, eine Reise nach Rhodus. Als er das erstemal zu Protogenes kam, fand er nur eine alte Frau zu Hause, welche sich in der Werkstätte des Künstlers aufhielt. In derselben stand eine Staffeley mit einer Tafel, worauf noch nichts gemalt war. Die Alte fragte nach seinem Namen: „Ich will ihn hieher schreiben,“ — antwortete er — nahm einen Pinsel mit Farbe, und zeichnete einige Striche von ausserordentlicher Feinheit. Protogenes ließ sich bey seiner Zurückkunft den Vorfall erzählen, betrachtete verwunderungsvoll die gezeichneten Striche, errieth aber auch sehr bald den Urheber: „Es ist Apelles,“ — rief er aus — „nur Er kann etwas mit solcher Feinheit und Leichtigkeit entwerfen!“ — Er zeichnete nun mit einer andern Farbe einen noch zärtern und schönern Rand um die Striche, und gab seiner Haushälterin auf, wenn der Fremde wieder komme, solle sie ihm dieß zeigen, und ihm dabey sagen, es seye die Arbeit des Mannes, den er suche. Apelles wurde beschämt, sich von seinem Nebenbuhler übertroffen zu sehen: er nahm eine andere Farbe, und zeichnete damit zwischen die schon entworfenen Striche noch einige andere, worin er die ganze Feinheit der Kunst erschöpfte. Als Protogenes sie bemerkte, gestand er: „Nun bin ich überwunden, ich muß meinen Ueberwinder auf-

suchen, um ihn zu umarmen." Sogleich eilte er zum Hafen, fand dort seinen Nebenbuhler, und errichtete mit ihm eine sehr vertraute Freundschaft, die bis an ihren Tod dauerte. — Gewiß ein seltenes Beyspiel unter zwey gleich verdienten Männern, die auf Einer Laufbahn zusammentreffen: welches, zur Ehre der schönen Künste, von den Künstlern öfters erneuert zu werden verdient.

372.

General Seydlitz hatte in der Schlacht bey Zorndorf an der Spitze der Preußischen Cavallerie Wunder der Tapferkeit gethan, und seiner Bravour und Entschlossenheit verdankte der König größtentheils den glorreich erfochtenen Sieg. Seydlitz schlug zweymal die Russische Cavallerie zurück, die bereits einige Preußische Bataillone zum Weichen gebracht hatte; eroberte mit seinem Cürassier-Regimente eine feindliche Batterie; warf sich dann auf das Russische Fußvolk, und erleichterte dadurch der Preußischen Infanterie den Sieg. König Friedrich der Große, der den Plan zur Schlacht entworfen, und seine eigene Person während derselben nicht geschont hatte, umarmte nach erfochtenem Siege den General Seydlitz auf dem Schlachtfelde mit den Worten: „Ich verdanke Ihm diesen Sieg." Aber Seydlitz, der, so wie sein großer König, Verdienste zu schätzen wußte, antwortete mit edler Bescheidenheit: „Nicht mir, sondern den braven Männern, die ich anführe, verdanken Ihro Majestät den Sieg; vorzüglich den Gardes du Corps und dem Hauptmann v. Wacknitz, der wie ein Löwe gefochten hat, und dem Ihro Majestät eine ganz ausserordentliche Belohnung schuldig sind." —

373.

Als im siebenjährigen Kriege ein Theil der Preußischen Armee in Böhmen stand, und sich in der fürchterlichsten Lage befand, wurde dieselbe nur durch den Heldenmuth des durch sein Alter ehrwürdigen Generals

v. Schwerin, der mit einer Fahne in der Hand, vor der Spitze der Krieger kühn den engen Leichen=Weg hinanzog gerettet. Drey Kartätschen-Kugeln trafen den Helden — er fällt, die Fahne fällt auf ihn. Seine Krieger, die ihn wie seine Kinder liebten, rächten seinen Tod durch Sieg über ihren Feind. Sein König weint ihm eine Thräne, und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Heer gefallen seye. Als im Decbr. 1776. Kaiser Joseph II. nach Böhmen kam, versammelte er einen Theil seiner Truppen in den Gegenden, die durch jene große Schlacht berühmt, und von Schwerins Blute benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnet die Stelle, wo der Held hinsank. Unter den Uebungen ziehen alle fünf im Lager befindlichen Grenadier-Bataillons an dem Platze vorüber, und der Kaiser springt heran. Er läßt die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, tritt selbst in dessen Mitte, und befiehlt dem General=Feldmarschall-Leutenant, Grafen Nugent, eine dreymalige General-Salve aus dem kleinen Gewehre und der bey sich habenden Artillerie, nebst jedesmaliger Rührung des Spiels, zu kommandiren, und dadurch das Gedächtniß des edeln Schwerin zu feyern. Bey jeder General-Salve nahm der Monarch zuerst den Hut ab. — Die Krieger sahen die Perle im Auge des Kaisers zittern, und innige Rührung ergriff Aller Herzen.

Bescheidenheit; Demuth; Anspruchlosigkeit.

374.

Je verächtlicher der anmaßende Mensch in den Augen des weisen erscheinen muß, um so mehr Werth hat bey ihm der Bescheidene. Er besitzt Verdienste, aber er prunkt nicht damit; er bescheidet sich, daß auch Andere

deren haben, und noch größere vielleicht als er. Diese erkennt er an, und ehrt sie, ohne der seinigen sich zu überheben, in die er sogar eine Art Mißtrauen setzt, weil er sich bewußt ist, daß ihm wohl noch manches, ja vielleicht vieles mangle, um das zu seyn, was er zu werden sich bestrebt. — Ein solcher Bescheidener war Pindaretos, der unter Lacedämons klügste, rechtschaffenste Männer gehörte, dessen ungeachtet aber nicht unter jenen Dreyhunderten sich befand, die zur Regierungs-Verwaltung seines Vaterlandes erwählt wurden. Weit entfernt, darüber unwillig zu werden, rief er vielmehr freudig aus: „Wie glücklich ist mein Vaterland! Dreyhundert Männer hat es, die alle an Erfahrung und Klugheit mich übertreffen!"

375.

Der Griechische Philosoph Plato reisete einst nach Olympia, um den dortigen Festen beyzuwohnen, und traf in einem Gasthofe daselbst mit einigen Fremden zusammen, die ihn nicht kannten. Er gewann bald ihre Achtung und Zuneigung durch die Anmuth seines Umganges und durch seine verständigen Gespräche, in welchen er jedoch allen Schein von Gelehrsamkeit und Philosophie vermied, und nicht ein Wort von seiner Akademie, noch von Sokrates fallen ließ, so daß die Fremden, selbst als sie auf ihr Befragen seinen Namen erfuhren, gar nicht daran dachten, daß dieß der nämliche Plato seyn könne, dessen Ruhm ganz Griechenland erfüllte. Nach geendigter Fest-Feyer reiseten sie mit ihm nach Athen, wo er sie in seiner Wohnung freundlich willkommen hieß. Sie waren überaus erfreut, einen so artigen Mann kennen gelernt zu haben, und baten ihn, sie in Athen herumzuführen, und ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. „Laß uns doch zuerst" — sagten sie — „den berühmten Schüler des Sokrates sehen, der deinen Namen trägt, und der die bekannten, vortrefflichen Schriften geschrieben hat." — „Der bin

ich selbst" — sagte Plato mit einem bescheidenen Lächeln, welches die Ueberraschung und das Erstaunen seiner Gäste ihm erregte.

376.

Bescheidenheit und Demuth waren hervorleuchtende Tugenden im Charakter des Pabstes Clemens XIV. Als ihm der Vorsatz des Pabstes Clemens XIII., ihn zum Kardinal zu ernennen, bekannt gemacht wurde, sagte er zu dem Kardinal Rezzonico, der ihm diese Nachricht brachte: „Es seye keine heuchlerische Demuth, sondern wahre Ueberzeugung seiner Unwürdigkeit, die ihm die Erklärung abdringe, daß er eine solche Ehre nicht verdiene, und diese Beförderung der Wahl des Pabstes keine Ehre machen werde; daß aber, wenn der Pabst einen aus seinem Orden zum Purpur bestimmt habe, er mehr als zehn Personen wisse, die es besser verdienten." Seinen Mitbrüdern meldete er die Veränderung seines Standes mit den Worten: „Se. Heiligkeit hat mich zum Kardinal erhoben, aber laßt Euch diese neue Würde nicht irre machen, ich werde immer fortfahren, mit Euch und wie einer von Euch zu leben, und sicherlich soll Niemand merken, daß ich meinen Stand verändert habe." Er hielt auch sein Wort vollkommen gegen seine Ordensbrüder. — Ein gewisser englischer Lord, der ihn oft besuchte, pflegte zu sagen: „Ich bekomme den Kardinal Ganganelli nie zu sehen, ich finde immer bloß den demüthigen Mönch zu Hause."

377.

Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg besuchte, noch als Prinz, im J. 1765. die Helvetische Gesellschaft zu Schinznach, wo sie Sommerszeit im Bade ihre Sitzungen zu halten pflegte. Er bezeugte ein Verlangen, den berühmten Guyer, sonst auch Klyjogg oder der philosophische Bauer genannt, zu sehen. Als dieser der Einladung folgte und ankam, so gieng

der Prinz, von allen Mitgliedern der Gesellschaft begleitet, ihm entgegen, umarmte den Bauer und sagte: „es freuet mich, Dich zu sehen, Klyjogg, nachdem ich von Dir so viel Gutes gehört habe.“ — „Mich freuet es auch, Euch zu sehen, Herr Prinz“ — versetzte der Bauer! — „Es ist gar zu schön, wenn große Herren zu uns armen Bauern heruntersteigen.“ — „Ich steige nicht zu Dir herunter, Du bist besser, als ich.“ — Thränen zitterten hiebey dem menschenfreundlichen Prinzen in den Augen. Klyjogg ward bestürzt, sagte aber bald wieder freymüthig: „wir sind beyde gut, wenn jeder von uns thut, was er thun soll.“ Nach einem langen und herzlichen Gespräche nahm Klyjogg mit kurzem und ungekünsteltem Danke für die erzeigte Liebe Abschied, fügte sein „nun behüte Euch Gott!“ hinzu, bot dem Prinzen die Hand, und wollte fortgehen. Der Prinz drückte ihm ein Geldstück in die Hand. „Was soll das seyn?“ — fragte Klyjogg mit sanftem Lächeln. „Ein kleines Geschenk zum Andenken der Freude, die Du mir gemacht hast,“ — sagte der Prinz. Klyjogg betrachtete es, und versetzte: „Geld habe ich nicht nöthig; wenn ich arbeite, habe ich dessen genug, und Freude habe ich eben so viele gehabt, als Ihr; das Versäumte werde ich bald wieder einbringen, weil mein Eifer sich verdoppelt, da ich sehe, daß auch große Herren uns Bauern deßwegen lieben; Unkosten habe ich weder hier noch auf der Reise gehabt: mit einem Stücke Brod bin ich hieher gekommen, ein Stück Brod wird mich wieder nach Hause bringen. Ich danke nichts destoweniger für Eure Freundlichkeit; behaltet aber Euer Geld!“ — fügte er mit ernsthafter Miene hinzu. — „Sobald man auf andern Wegen Geld sucht als durch Arbeit, ist man verloren.“ — Der Prinz steckte sein Geld in die Tasche, und gestand nachmals: Er habe sich in seinem Leben nie so arm gefühlt, als in diesem Augenblicke.

378.

Ein Europäer, der mit einer Karavane durch einen Theil von Wüst-Arabien zog, erfuhr die, Reisenden in dortigen Gegenden nicht seltene, Begegnung, daß ein nomadisches Volk, welches jedoch von einigen aus der Karavane zuvor gereitzt worden war, einen Anfall auf dieselbe that, und zwar so stark und übermächtig, daß die ganze Karavane zerstreuet wurde. Er hatte, ausser den empfindlichsten Schmerzen, die ihm der harte Trott seines Dromedars zuzog, und die ihn wund machten, und sogar Blutspeyen erregten, zuletzt noch das Unglück, daß das Thier stürzte, und ihn dadurch ohnfehlbar in die Hände des Feindes überliefert haben würde, wenn nicht einer der ihm zunächst reitenden und die Karavane begleitenden Araber sogleich seinen Dromedar zum Knieen gebracht, und ihn aufgenommen hätte. Tag und Nacht wurde nun die Flucht fortgesetzt, so daß endlich der erschrecklichste Durst bey ihm erfolgte. Er klagte seinem Gefährten die Noth, der, vermuthlich der Strapazen schon gewohnt, zwar nichts davon empfand, jedoch auch hiebey auf Hülfe bedacht war, und sobald sie nur den Feind nicht mehr so dicht hinter sich hatten, die äusserst seltenen Quellen dieser Gegend aufsuchte. Sobald sie eine derselben erreicht hatten, gab der Araber ihm auch von seinem Vorrathe zu essen, da der Europäer den seinigen mit dem Dromedar zugleich eingebüßt hatte. Gegen so viel Wohlthat und Hülfe wollte sich der Europäer erkenntlich beweisen, und drückte ein ansehnliches Stück Geld in die Hand seines treuen Gefährten. Allein mit einem edeln Unwillen gab dieser es zurück; und da nun der erstere in Lobeserhebungen über den Edelmuth und die Bescheidenheit desselben ausbrach, antwortete dieser ungefähr folgendes: „Ich weiß nicht, wie du von einer Sache so viel Aufhebens machen kannst, die es auf keine Weise verdienet. Würdest du denn nicht auch dasselbe gethan haben, wenn ich in deiner Lage gewesen wäre?“

379.

Der Engländer, John Howard, verschaffte sich durch seine große thätige Menschenliebe ein unvergängliches Denkmal im Herzen jedes Rechtschaffenen, der wahre Verdienste ehrt. Um das Schicksal seiner in den Gefängnissen schmachtenden Mitmenschen zu erleichtern, und die Einrichtungen derselben kennen zu lernen, bereisete er die meisten Europäischen Länder, und unternahm zuletzt eine Reise nach der Türkey und Klein-Asien, wo er aber im J. 1790. zu Cherson am Dnieper an einem bösartigen Fieber, das er sich im dortigen Russischen Hospital zugezogen hatte, starb. — Als derselbe in Erfahrung gebracht hatte, daß sein dankbares Vaterland ihm eine Bildsäule setzen wolle, und bereits eine ansehnliche Summe in dieser Absicht zusammen gebracht habe, erklärte er sogleich, daß die Ausführung des Vorsatzes, den man in Hinsicht seiner gefaßt habe, eine wahre Strafe für ihn seyn würde. „Ich bitte" — schrieb er — „ich bitte auf's ernstlichste, daß meine Freunde, denen mein Glück und meine Ruhe lieb ist, ihre Namen aus der von ihnen unterschriebenen Unterzeichnungs-Liste zurücknehmen mögen!" — Man hatte einen zur Unterstützung der Gefangenen gesammelten Geldvorrath den Howardschen Fonds genannt. Howard bat, daß man ihn nicht mit diesem Namen nenne.

Leutseligkeit; Höflichkeit.

380.

Fenelon, der berühmte und liebenswürdige Französische Erzbischof zu Cambray (Cambrä), ließ im J. 1709. zur Zeit des Krieges und der Theurung, in den Gemächern seines Palastes Tafeln decken, um die armen Land-

leute seiner Gegend von dem Hungertode zu retten. Während der tugendhafte Prälat um die Tische herumgieng, sah er einen jungen Bauern, der nicht aß, und sehr bekümmert zu seyn schien. Fenelon setzte sich ihm zur Seite, suchte ihn zu zerstreuen, und sagte ihm unter anderem, daß man morgen Truppen erwarte, und daß er in sein Dorf sobald als möglich zurückkehren möchte. „Ach! da werde ich meine Kuh nicht mehr finden,“ — versetzte der junge Bauer — „das gute Thier gab so viele Milch, daß es meinen Vater und meine Frau und Kinder allein ernähren konnte.“ Fenelon versprach darauf, ihm eine andere Kuh zu geben, wenn die Soldaten die seinige wegführen sollten. Und nachdem er alles fruchtlos angewendet hatte, um den Bauer zu beruhigen, so ließ er sich die Hütte desselben genau bezeichnen, die eine Meile von der Stadt lag. Hierauf reisete der Prälat um 10 Uhr in der Nacht zu Fuße, von einer Wache und einem einzigen Bedienten begleitet, nach diesem Dorfe, kam noch in der Nacht mit der Kuh in Cambray an, und meldete es dem Bauer sogleich, der nicht wenig erstaunte, den Erzbischof selbst in seiner Hütte als seinen Wohlthäter zu sehen. — Oft gieng Fenelon allein und zu Fuße in den Gegenden von Cambray spatzieren, trat in die Hütten der Landleute, setzte sich zu ihnen, sprach ihnen Muth zu, und tröstete sie. Lange noch nach seinem Tode redeten diese Leute von ihm mit der zärtlichsten Ehrerbietung. „Da“ — sagten sie — „ist noch der hölzerne Stuhl, worauf sich unser guter Erzbischof mitten unter uns setzte. u. s. w.“

381.

Im Jahre 1782. gerieth eine arme Bürgersfrau in dem Badenschen Amts-Flecken Schod, durch den Tod ihres Mannes, der viel Schulden hinterließ, in die äußerste Verlegenheit. Insbesondere drückte sie die in dortiger Gegend bey Sterbefällen gewöhnliche Abgabe, welche sich bey ihr auf etwa 70 Gulden belief, und die

nun von dem Beamten mit aller Strenge eingefordert wurde. Von allen Seiten gedrängt, weiß sich die arme Wittwe nicht zu helfen, und läuft zum Pfarrer und zu andern Freunden ihres verstorbenen Mannes. Diese alle rathen ihr eine Bittschrift an den regierenden Fürsten aufsetzen zu lassen, aber sie auch selbst dem guten, gerechten Landesherrn zu übergeben. Das arme Weib befolgt den Rath, und läuft, um ihre Schuhe und Strümpfe zu sparen, baarfuß den 8 Stunden langen Weg nach Karlsruhe, bis dicht an den großherzoglichen Schloß-Garten, der durch eine Mauer und einen Graben von der Landstraße so abgesondert liegt, daß man aus dem Garten Alles, was auf der Landstraße vorgeht, über die Mauer herunter bequem sehen kann. Hier setzt sie sich nieder, um ihre Strümpfe und Schuhe anzuziehen. Gerade geht der damalige Markgraf (der im J. 1810. als Großherzog starb) mit seinem Erbprinzen im Garten, dicht an der Mauer spazieren, erblickt die Frau, und fragt: „Was macht Ihr hier?" — „Ach mein Herr," — antwortete diese — „ich bin eine unglückliche Wittwe, gieng hieher, und will morgen zu meinem gnädigsten Fürsten. Es hat mich Jedermann versichert: er helfe den Unglücklichen so gern; ich will ihn auch um Hülfe bitten." „Wo fehlt's Euch denn?" — fragt der menschenfreundliche Fürst. — „Ja, mein guter Herr, das kann ich Ihm nicht sagen. Man hat mir ausdrücklich eingebunden, meine Sache dem Fürsten selbst, sonst Niemanden, vorzutragen, indem mir sonst nicht geholfen werden würde." — „Ganz gut; aber ich bin beym Fürsten wohl gelitten; sagt mir's nur! Ich will euch morgen Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen." — Ja, wenn Er das thun will, so will ich es Ihm wohl anvertrauen." — Sie erzählt ihm ihre ganze Geschichte, und der Fürst fragt: „Habt Ihr keine Bittschrift bey Euch?" — „Ja freylich!" — Sie langt hierauf die von ihren vielen Thränen naß gewordene Bittschrift hervor, und sagte: — „hier ist sie!" — „Gebt sie mir, ich will sie

dem Fürsten einhändigen, damit er, wenn ihr morgen früh zu ihm kommt, von eurem Verlangen schon weiß!" — „O, lieber Herr! das kann ich nicht thun," — erwiederte die Arme, — „man sagt überdieß, der Fürst habe Soldaten vor seinem Schlosse, welche die armen Unterthanen nicht vor ihn lassen." — „Dieß soll euch nicht geschehen. Ich will's ihm sagen, daß er seinen Soldaten befiehlt, Euch gleich vorzuführen. Gebt mir nur die Bittschrift!" — Endlich faßte die Wittwe Zutrauen, da der Markgraf immer in einem gütigen, sanften Tone mit ihr spricht, tritt näher an die Mauer, und will ihm die Bittschrift hinauf reichen. Allein die Mauer war zu hoch. Sie erblickt seinen Stock mit einem Bande, und sagt: „Biete mir der Herr seinen Stock herunter, ich will die Schrift in's Band stecken!" Der gute Fürst bietet ihr seinen Stock hin, bestimmt ihr auf den künftigen Morgen die Stunde, und entfernt sich, ihr unbekannt. Nun fällt dem armen Weibe erst ein, daß sie den Namen des Mannes nicht wisse, dem sie ihre Schrift gegeben hatte. Sie jammert hierüber so laut, daß der Erbprinz noch einmal an die Mauer läuft, und fragt: „Was ist Euch?" — „Ach, lieber Herr!" — sagte sie, — „ich weiß ja nicht, wie der Herr dort heißt, dem ich meine Schrift dort gegeben habe. Mein Fürst wird mir morgen nicht glauben, und mich für eine Betrügerin halten." — Nein, gute Mutter! geht nur, ich will's ihm selbst sagen, und dabey seyn, wenn ihr vor ihn kommt." Getrost geht sie nun weg; erzählt, was ihr begegnet war, dem Rechnungs-Rathe Dachtler, bey dem sie Geschäfte hatte, und dem sie, auf sein Zureden, daß sie morgen zum Herrn gehen solle, antwortete: „Ja, wenn ich nur das Herz habe, mit ihm zu sprechen. Es hat mich zwar der Herr mit dem Bandelier (dem Orden) um den Hals versichert, der Fürst werde so gnädig gegen mich seyn, daß ich Herz bekam, mit ihm zu reden. — Wenn's doch Gottes Wille wäre!" — Morgens um zehn Uhr erschien die Wittwe vor dem

Schlosse auf dem ihr angezeigten Platze, und die Wache, welche schon Befehl hiezu hatte, führte sie sogleich in die Garderobe. — Der Fürst erscheint, — die Frau erkennt in ihm den Herrn, der gestern vom Garten aus mit ihr sprach; sie sinkt in Ohnmacht, und kann nur noch sagen: „Ach! wenn Sie der Fürst sind, so habe ich ja gestern mit Ihnen gesprochen.“ Der edle Großherzog läßt ihr jetzt einen Sessel bringen, daß sie sich erhole, und sagt: „Ja, ihr habt mit mir gesprochen. Ich habe Eure Schrift gelesen, wollte selbst von eurem Elende mich unterrichten lassen, und da ich finde, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt habt, so freue ich mich, Euch helfen zu können. Aber hier auf der Stelle kann ich Euch noch keinen Bescheid geben, ich muß mich zuvor bey'm Amte erkundigen.“ „Gnädigster Fürst,“ — antwortete die Frau — „wenn dieß geschieht, dann dürfen Sie mir nichts geben; der Amtmann ist gar zu strenge.“ — „Sorgt nicht, ich helfe Euch gewiß! Hier habt ihr einstweilen etwas!“ Er gab Ihr ein Geldgeschenk, und sie gieng mit Freudenthränen und voll Segenswünschen für den Fürsten, der sogleich die Sache untersuchen ließ, und nachdem sie richtig befunden worden war, seinem Rentkammer-Collegium den Befehl ertheilte, der armen Wittwe die ganze Forderung zu erlassen.

382.

Als die Kaiserin-Königin, **Maria Theresia**, sich in ihrem Lust-Schlosse zu Laxenburg aufhielt, erhielt sie eine Botschaft von einer hundert und achtjährigen Frau, welche mehrere Jahre hindurch sich am grünen Donnerstage eingefunden hatte, um unter der Zahl der Armen zu seyn, denen die Fürstin an diesem Tage die Füße wusch. Seit zwey Jahren aber hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, im Schlosse zu erscheinen. Sie ließ der Kaiserin sagen, es thue ihr ausserordentlich leid, daß sie sich bey dieser frommen Ceremonie nicht habe einfinden können, und zwar nicht sowohl wegen der Ehre, die

sie dort zu erwarten gehabt habe, als vielmehr deßwegen, weil sie dadurch des Glückes beraubt worden seye, eine hochverehrte Fürstin zu sehen. Die Fürstin, durch die Gesinnungen dieser guten, alten Frau gerührt, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo sie wohnte. Sie scheuet sich nicht in die elende Hütte zu gehen. Sie fand die Alte auf einem Bette hingestreckt, auf welches ihre Schwachheit, die unzertrennliche Gefährtin des Alters, sie gefesselt hielt. „Es thut Euch also leid" — redete die großmüthige Kaiserin sie an — „daß ihr mich nicht gesehen habt. Tröstet Euch, meine Liebe! ich komme jetzt, um Euch zu besuchen." Sie wurde durch die Lage und die Blicke der alten Frau gerührt, welche nur darüber seufzte, daß sie nicht von ihrem Bette aufstehen konnte, um ihr zu Füßen zu fallen. Sie unterhielt sich eine Zeitlang mit ihr, und ließ bey ihrem Abschiede eine Summe Geldes zurück, um ihr die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.

383.

Bernhard, der Stifter des nach ihm benannten Mönchs-Ordens, ein Mann, der ein wahres Muster von Mäßigkeit war, speiste mit einigen, so eben angekommenen Fremden, wider seine Ordens-Regel, zu Abend. Seine Schüler bezeugten hierüber ihr Mißfallen und ihre Verwunderung. „Nicht ich" — so entschuldigte sich der liebenswürdige Greis — „nicht ich aß und trank mit ihnen, sondern die Liebe that es."

384.

König Friedrich II. von Preußen hatte eine besondere Gabe, Jedermann höflich und leutselig zu begegnen, wodurch er dann auch alle Herzen einzunehmen wußte. Diese angeborne Höflichkeit verursachte, daß er Jedem, der ihn auf der Straße grüßte, freundlich dankte, und den Hut abnahm. Einst sagte der Monarch über der Tafel: wenn er in Berlin ausreite, müsse er fast im-

mer den Hut in der Hand haben. Der Baron v. Pöllnitz antwortete: „Se. Majestät hätten ja nicht nöthig, Jedem, der Sie grüße, zu danken." — „Ey warum nicht, mein lieber Baron," — erwiederte der König lebhaft — „das sind Menschen, so wie ich!"

Eintracht; Friedfertigkeit.

385.

In einem Dorfe der Grafschaft Ysenburg wohnte noch vor einigen Jahren eine Bauern-Familie, die anfänglich arm war, aber durch ihre Wirthschaft, Fleiß, Arbeitsamkeit und durch Gottes Segen bald in einen gewissen Wohlstand kam. Diese Familie bestand aus Vater, Mutter und 6 Söhnen. Einer von diesen verheirathete sich, war aber nicht glücklich. Der Vater starb, und die fünf übrigen Söhne blieben bey der Mutter. Diese ordnete Alles in der Wirthschaft an, und die Söhne gehorchten ihr aus Liebe. Sie heiratheten nicht, hauptsächlich weil keiner von ihnen gern die Mutter verlassen, noch weniger eine fremde Frauensperson in's Haus bringen wollte, wodurch, ihrer Meynung nach, leicht Uneinigkeit mit ihrer Mutter hätte entstehen können. Den Anbau der Güterstücke trieben sie gemeinschaftlich; aber Jeder von ihnen hatte noch ein Handwerk gelernt, und was er damit im Winter verdiente, das war sein eigen. Die Mutter erreichte ein hohes Alter, und da sie in der letzten Zeit schwach und hinfällig ward, empfieng sie nun den Segen wieder, den sie ihren Kindern durch die mütterliche Pflege und Sorgfalt in der Jugend ertheilt hatte. Die Söhne pflegten, hoben und trugen sie wie ein Kind auf ihren Armen, und als sie starb, nahmen sie von ihr Abschied mit der Hoffnung eines baldigen Wiedersehens im Himmel. Einige Zeit hernach starb einer ihrer Nach-

barn, und hinterließ dreyhundert Gulden Schulden. Sein Sohn hatte acht Kinder; dessen ungeachtet wurde dessen Haus und Gütchen, von Obrigkeits wegen, zum öffentlichen Verkauf ausgeboten, um die Schulden damit zu bezahlen. Aber Niemand aus der Gemeinde wollte darauf bieten, weil sie wohl dachten, daß der Mann mit seinen 8 Kindern nicht unter freyem Himmel bleiben könne. Da kam ein Fremder, und bot darauf, so daß sich dieser arme Mann mit seinem Weibe und Kindern in der peinlichsten Verlegenheit befand. Nun gieng einer von den 5 Brüdern zu ihm hin, und sprach: „Verzweifelt nicht, Nachbar! da oben im Himmel wohnt einer, der wird wohl Rath finden; ihm ist kein Ding unmöglich.“ — Von da aus begab er sich zu dem Richter, bot auf das Haus, und erhielt es. — „Für Euch habe ich's gekauft“ — sagte er zu dem armen Hausvater; — „könnt ihr mir's einmal wieder geben, wenn Eure Kinder groß werden und Euch helfen, so ist's gut; wo nicht, so seyd nur ruhig, und laßt's Euch nicht anfechten. Gott wird mir's auf eine andere Art wieder geben. Aber daß es ja Niemand erfährt! Meine Brüder möchten sonst nicht damit zufrieden seyn, daß ich's von meinem eigenen Gelde bezahle.“

386.

Der berühmte Naturforscher, Dr. Friedrich Heinrich Wilhelm Martini, der im J. 1778. zu Berlin starb, besaß schon als Jüngling den verträglichsten Charakter, und Frieden stiften war ihm gleichsam natürlich und angeboren. Er hatte die Gabe, die rohesten Gemüther zu besänftigen, und die auf's höchste aufgebrachten Köpfe wieder zu versöhnen. Nach diesem edeln Charakter war er bey Jedermann auf der Universität bekannt, und wurde oft von verschiedenen, ihm zuvor noch ganz unbekannten Studirenden, auf das innigste gebeten, dergleichen Aussöhnungs-Geschäfte auf sich zu nehmen. Sein sanftmüthiges Betragen machte ihn so vorzüglich

beliebt, daß fast jeder rechtschaffene akademische Bürger seinen Umgang suchte, wobey er aber sehr delikat war, und mit einem solchen, wo er das Gute, was er suchte, nicht fand, herzhaft abzubrechen pflegte. Sein mitleidiges und wohlthätiges Herz gegen arme Studenten erweckte ihm allgemeine Hochachtung und Liebe. Mehrmals schenkte er andern die von ihm in Händen habenden Lehrbücher, und kaufte sich neue. Eben so oft gab er armen Landsleuten das Tischgeld, und dieß auf eine so vorsichtige und liebreiche Art, daß sie sich ihrer Armuth nicht schämen durften. — Seine Mäßigkeit bey Zusammenkünften und Spatziergängen auf dem Lande mußten auch die bewundern, welche die Gränzen dieser Tugend längst aus den Augen verloren hatten, und sich nicht getrauten, in seiner Gegenwart unmoralische Dinge vorzunehmen. Dagegen war er im Stande, die ganze Gesellschaft so angenehm und interessant zu unterhalten, daß auch die Ungesittetsten ihm mit Vergnügen zuhörten. Sehr oft glückte es ihm, durch sein gesetztes Wesen, durch seine dringenden Bitten und Vorstellungen, und durch sein erlangtes großes Ansehen, die gefährlichsten Tumulte zu stillen, und allgemeine Ruhe wieder herzustellen.

Sanftmuth und Versöhnlichkeit.

387.

Sich selbst zu besiegen und seine Leidenschaften mäßigen können, ist die größte Herrschaft:

> Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen;
> Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.

Nichts ist auch dem Charakter einer großen Seele gemäßer als sanftmüthige Mäßigung, Vergessuug des erlittenen Unrechtes und wohlthätige Güte. — Titus

Vespasianus, dieser berühmte Römische Kaiser, war zugleich ein Fürst von dem vortrefflichsten Chnrakter, und wurde allgemein so sehr geliebt, daß man ihn nicht anders als das Vergnügen des menschlichen Geschlechtes zu nennen pflegte. Wie leicht und gern er Beleidigungen, die man ihm machte, vergab, davon zeugt, unter andern, folgender Vorfall. Vitellius war sein Feind gewesen, aber Titus war so großmüthig, daß er, als er Kaiser ward, nicht nur an der Familie desselben keine Rache übte, sondern vielmehr dazu beytrug, daß die Tochter des Vitellius eine sehr vortheilhafte Heirath mit einem Manne aus einem der größten Häuser zu Rom traf, wobey er sie auf eine ihrem hohen Range gemäße Art ausstattete. Titus war so weit von aller Selbstrache entfernt, daß er, ob er schon öfters die gerechteste Ursache zur Strenge gehabt hätte, sich doch vielmehr großmüthiger Weise erklärte, er wolle lieber umkommen, als Andere unglücklich machen. Indessen gab es doch traurigerweise, noch hier und da Leute, die niedrig genug waren, verrätherisch gegen ihn zu handeln. Zwey vornehme junge Römer von Adel, Sextus und Lentulus, von denen einer mit dem Kaiser aufgewachsen und mit ihm erzogen worden war, den Titus auf das zärtlichste liebte, und täglich mit neuen Wohlthaten überhäufte, verschworen sich wider ihn. Sie wollten zu einer bestimmten Zeit das Capitolium in Brand stecken, im Tumulte den Kaiser ermorden, und sich der Regierung bemächtigen. Die Verrätherey wurde jedoch entdeckt, die Verschwornen in Verhaft genommen, ihres Verbrechens überführt, und von dem Senate zum Tode verdammt. Titus sollte nun das Todes-Urtheil seiner treulosen Freunde unterschreiben. Er befahl, daß man die Schuldigen vor ihn bringen solle; sie erschienen mit Gesichtern, auf denen die schmerzhafteste Reue und Zerknirschung des Herzens nebst der nagenden Todesangst, die ihr Herz folterte, auf das lebhafteste ausgedrückt waren. Der Kaiser entfernte durch einen Wink alle seine

Umgebungen von sich, blieb mit den Verurtheilten allein, und anstatt sie hart anzulassen, ließ es dieser großmüthige Fürst nur bey einem starken, väterlichen Verweise bewenden. Er verzieh ihnen und ihren Anhängern auf das vollkommenste und großmüthigste, und gab ihnen nur eine liebreiche Ermahnung, daß sie von ihrem gefährlichen Vorhaben abstehen möchten, indem er sagte: „Was die Oberherrliche Gewalt betrifft, so stehet es einzig und allein bey den Göttern, wem sie dieselbe bestimmt haben. Kann ich aber in diesem oder jenem Stücke etwas zur Befriedigung eurer Wünsche beytragen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, euch zu willfahren.“ Nicht nur verzieh er diesen Treulosen ihre Undankbarkeit und abscheuliche Verrätherey, sondern er wußte auch seinen Feinden das Böse mit Gutem zu vergelten. Er schickte Eilboten zu der Mutter des Sextus, die sich vor Kummer an einem von Rom entfernten Orte aufhielt, und ließ diese trostlose Dame in seinem Namen versichern, daß sie sich in Ansehung ihres Sohnes völlig beruhigen, und seines Lebens wegen ganz ausser Sorgen seyn könnte. Ja, Titus behielt nicht nur die beyden Schuldigen bey sich zur Tafel, und unterredete sich auf das vertraulichste mit ihnen, wie er es vorher zu thun gewohnt gewesen war; sondern er nahm sie auch den folgenden Tag mit sich zum öffentlichen Schauspiele der Klopf-Fechter, ließ sie daselbst mit gutem Bedacht neben sich sitzen, und gab ihnen von Zeit zu Zeit vor aller Augen die Kleider und Waffen der Fechter zu besehen, die man jedesmal dem Kaiser zur Beschauung zu bringen pflegte.

388.

Ein junger Mensch, dessen Familie mit dem Bischofe Hough zu Worchester in England sehr gut bekannt war, reisete einst durch diese Stadt, und machte demselben seine Aufwartung. Er kam gerade zur Mittags-Stunde und fand den Saal voller Gäste. Der Bischof bewill-

kommte ihn mit vieler Höflichkeit und Freundschaft. Der Bediente, der ihm einen Stuhl setzen sollte, stieß bey dieser Gelegenheit einen seltenen Luftmesser, der über 200 Gulden kostete, und an den der Bischof sich sehr gewöhnt hatte, dergestalt um, daß er in tausend Stücke zerbrach. Der Fremde war über diesen Vorfall, wozu er unschuldigerweise Anlaß gegeben hatte, sehr bestürzt, und bemühete sich, den Bedienten zu entschuldigen. „Lassen Sie uns nicht weiter hievon sprechen,“ — unterbrach ihn der Prälat lächelnd — „die Witterung ist bisher so trocken gewesen; nun werden wir doch endlich wieder Regen bekommen; denn mein Barometer hat noch nie so tief gestanden als eben jetzt.“ Der Prälat war zur Zeit dieses Vorfalles achtzig Jahre alt, allein er behielt seine Lebhaftigkeit und Sanftmuth auch noch in einem Alter bey, wo die Schwächlichkeiten gemeiniglich diesen Charakter zu ändern, und die Greise mürrisch zu machen pflegen.

389.

Johannes Steiger, Schultheiß von Bern, einer der reichsten Männer seiner Zeit, stand mit dem andern Schultheiß, Franz Nägeli, lange Zeit in einer öffentlichen Feindschaft. Die Erbitterung beyder Männer war so heftig, daß keiner ohne starke Begleitung auf's Rathhaus oder sonst aus dem Hause gieng; und alle Versuche, sie mit einander zu versöhnen, vergeblich waren. Steiger verlor im J. 1566. seine geliebte Gattin, mit der er glücklich und zufrieden lebte, durch den Tod. Dieser Todesfall wirkte so sehr auf sein Herz, daß er auf einmal den Entschluß faßte, sich mit seinem bisherigen Feinde auszusöhnen. Er gieng daher eines Tages ganz allein, ohne Bedienten, und bloß mit einem Degen bewaffnet, nach dem Schlosse Bremgarten, wo Nägeli sich im Sommer aufzuhalten pflegte. Bey'm Eintritte in den Schloßhof erblickt er die Tochter des Schultheißen auf einer Rasenbank. Das junge Frauenzimmer

erschrickt, und will vor dem Feinde ihres Vaters die Flucht nehmen. Steiger aber wirft ihr vorher noch eine goldene Kette um den Hals. Unterdessen erfährt Nägeli durch seinen Bedienten, daß Steiger auf seinem Hofe seye; und in der Erwartung, sein Feind erscheine aus feindseligen Absichten, begab er sich bewaffnet zu ihm herunter, fest überzeugt, ihre Degen würden jetzt ihre Feindschaft entscheiden und beendigen, und redete ihn also an: „Was suchst Du hier, Unglücklicher?" — „Den Tod," — sagte Steiger, indem er ihm seinen Degen übergab, — „den Tod suche ich, wenn Du unversöhnlich bist; Deine Freundschaft aber und Deine Tochter, wenn Du verzeihen kannst." Sogleich warf Nägeli sein Gewehr zu Boden, umarmte Steigern, und nun gelobten sich beyde, unter heißen Zähren, auf der Stelle eine unauslöschliche Freundschaft. Um dieses Band recht fest zu knüpfen, übergab ihm der Versöhnte seine Tochter, und die Hochzeit wurde am 22. Juny 1567. vollzogen. Die Freude der Einwohner des Kantons Bern über diese unvermuthete Versöhnung ihrer beyden höchsten obrigkeitlichen Personen war groß und allgemein.

390.

Melanchton gerieth zwar seinem Temperamente nach leicht in Hitze; er kannte aber diesen seinen Naturfehler, wachte über denselben, und wurde augenblicklich Herr über seinen auflodernden Zorn. Darum konnten ihn auch seine Verfolger und Verläumder mit allen ihren harten Beleidigungen nicht zu dem unchristlichen Betragen verleiten, daß er Erbitterung und Rache wider sie in seinem Gemüthe hätte. Er vergalt nicht Böses mit Bösem, noch Scheltworte mit Scheltworten. Er trug die ihm zugefügten Kränkungen mit Gelassenheit, und beschämte seine Feinde mit Großmuth. So bewies er sich überaus gütig gegen Osiandern. Dieser hatte ihn auf's heftigste mit Schmähschriften beleidigt; aber er trug es mit Geduld, sprach bey jeder

Gelegenheit rühmlich von seinen Verdiensten und Einsichten, erinnerte sich dankbarlich ihrer vorigen Freundschaft, und erwähnte seiner stets mit Hochachtung. Flaccus, dessen Lehrer und Wohlthäter er war, vergaß die Pflichten der Freundschaft und Dankbarkeit, griff ihn mit wildem Eifer an, half durch seine Beleidigungen und bitteren Schriften seine Tage verkürzen, aber er blieb stets gegen ihn ein sanftmüthiger Mann. Er fand in seinem guten Gewissen stets Trost und Beruhigung wider alles Unrecht, das ihm seine Feinde anthaten.

Dankbarkeit gegen Wohlthäter, und Erkenntlichkeit.

391.

In dem vorletzten russisch-türkischen Kriege ritt der russische Lieutenant Pfuhl, von Geburt ein Deutscher, den Tag nach der Schlacht bey Choczim, mit einem Haufen Dragoner auf Fourage (um Futter für die Pferde zu holen) aus, und hörte aus einem nahen Waldgraben eine klagende Stimme. Er ließ zwey seiner Reiter absitzen, um zu untersuchen, ob diese Stimme von Freund oder Feind herkomme. Ein lautschallendes Gelächter, das die Dragoner bey ihrer Ankunft erhoben, bewog ihn, mit noch einigen Leuten nachzufolgen. Hier sahe er nun einen alten türkischen Juden, der ein ehrwürdiges, redliches Aussehen hatte, und, von einigen russischen Reitern verwundet, in diesen Graben aus Furcht geflüchtet war, wo ihn aber der Schmerz und Blutverlust gehindert hatte, wieder heraus zu kommen. Pfuhl, nachdem er das Gelächter seinen Leuten ernstlich verwiesen hatte, ließ den Juden in sein eigenes Zelt tragen, wohin er bald selbst nachfolgte, und dann von demselben, der

einstweilen gehörig verbunden und verpflegt wurde, unter Thränen dankbarer Freude mit den Worten: „Herr, Du hast vieles an mir gethan, wer mag Dir solches vergelten?“ angeredet wurde. Der edle Krieger lehnte jeden Dank ab, versahe den Juden mit Pässen, sammelte bey seinem Regiments-Chef und andern russischen Offizieren Geld für ihn, und schickte ihn nach Kaminiek in Podolien, um dort seine vollkommene Besserung abwarten zu können. Die russische Armee rückte indessen tiefer in das türkische Gebiet ein, und Pfuhl, der sich immer als tapferer Krieger und als Beschützer wehrloser Unschuld auszeichnete, wurde sehr hervorgezogen, einst aber bey einem Angriffe des Feindes von einem andern Offizier, wahrscheinlich aus Neid, im Stiche gelassen, so daß er, seines tapfern Widerstandes ungeachtet, in türkische Gefangenschaft gerieth. Er wurde nach Adrianopel abgeführt, und dort an Abdul-Melek, einen aus Sicilien gebürtigen, zur muhamedanischen Religion übergetretenen Christen, der eben nach Servien reiste, als Sklave verkauft. Abdul-Melek, ein reicher, aber höchst grausamer, wollüstiger Mensch, ertheilte Pfuhl, da er sich durch seine Kenntniß der italiänischen Sprache und geschickte Behandlung der Pferde ihm nützlich zu machen wußte, anfänglich die Aufsicht über seinen Stall und seine Gärten. Als aber eines seiner liebsten Pferde, jedoch ohne Pfuhls Schuld, gefallen war, so ließ ihn dieser 48 Stunden lang in einen schauerlichen Kerker werfen, und verurtheilte ihn zu den beschwerlichsten Feld-Arbeiten. So fühlte dann der unglückliche Pfuhl, dessen Sklaven-Name jetzt Ibrahim war, das Drückende seiner Lage in vollem Maaße, und mußte bey dem geringsten Versehen die grausamste Behandlung erfahren, als ein unerwarteter Vorfall seiner Lage eine andere Wendung gab. Ein junges Frauenzimmer, die Tochter des Obersten B. war ebenfalls in türkische Gefangenschaft und Abdul-Meleks Gewalt gerathen. Standhaft hatte dieses tugendhafte Mädchen den ihr Gefühl empörenden

Anträgen ihres wollüstigen Herrn widerstanden. Sie hatte die Gegenwart ihres Landsmanns entdeckt, und ihn durch eine vertraute Sklavin dringend bitten lassen, sie der Gewalt ihres Herrn zu entreissen. Das Freundschafts-Bündniß ward bald geschlossen, die Anstalten zur Flucht waren getroffen, beyde Liebende schon im Begriffe, ihre Flucht anzutreten, als ihr ganzer Plan von einem Sklaven, Namens Hassan, dem sie sich selbst anvertraut hatten, ihrem Herrn entdeckt ward. Die Folge davon war, daß beyde mit Ketten belegt, und in zwey dicht an einander stoßende Behältnisse gebracht wurden. Acht Tage lang wurde Ibrahim auf das grausamste mißhandelt, und das Geschrey Nataliens — dieß war des Mädchens Name — ließ Ibrahim vermuthen, daß sie nicht gelinder behandelt werde. Er hörte endlich ihren Kerker von keinem Klagegeschrey mehr ertönen, und dieß erfüllte seine Seele mit schrecklichen Ahnungen wegen ihres Schicksals, die ihn um so mehr beunruhigen mußten, da alle Fragen, die er an die Sklaven, die ihm sein Essen brachten, that, mit einem finstern mürrischen Stillschweigen beantwortet wurden. Einst als er, in tiefe Melancholie versunken, in seinem Kerker saß, und keinen einzigen tröstenden Gedanken fest zu halten vermochte, trat sein Herr in Begleitung zweyer Sklaven zu ihm herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er wohl den schmählichsten Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Hiemit befahl er, ihn demselben zuzuführen. Man brachte ihn in einen Wagen, der mit größter Schnelligkeit davon fuhr. Drey Tage dauerte die Reise, ohne daß Pfuhl wüßte, wohin sie gieng, ohne daß er auf alle deßhalb gemachten Fragen, von seinen Begleitern, die ihn übrigens nicht als einen Sklaven, sondern als ihren Gebieter behandelten, eine andere Antwort erhielt, als: er solle nur ruhig seyn, und nicht das geringste Uebel erwarten. Am Abende des dritten Tages kamen sie endlich in einen großen Ort; der Wagen hielt in einem Hofe still, Pfuhl stieg aus,

und die erste Person, die ihm der Fackelschein erkenntlich machte, war — der Jude, dem er bey Choczim das Leben gerettet hatte. „Dank sey Gott!“ — rief derselbe aus — „daß ich Dir vergelten kann, Herr, was Du an mir gethan hast: tritt in das Haus deines Knechtes, an dem Du Barmherzigkeit übtest!“ Pfuhl wußte sich nicht zu besinnen; eine Frage drängt jetzt die andere, die ihm der brave Jude den kommenden Morgen zu beantworten versprach. Aber wer schildert Pfuhls Entzücken, als des andern Morgens der Jude in Begleitung eines Frauenzimmers zu ihm trat, die er sogleich für Natalien erkannte! Nach dem ersten Taumel der Freude erzählte der Jude: „Er sey zufälliger Weise zu Abdul-Melek gekommen, welcher ihm ein Frauenzimmer zum Verkaufe angeboten habe, welches Natalia gewesen war. Die Thränen seiner neuen Sklavin hätten ihn bewogen, sie nach der Ursache derselben zu fragen, und er hätte von ihr erfahren, daß ein russischer Offizier, mit Namen Pfuhl, noch im Kerker schmachte. Der Name seines Retters bey Choczim sey ihm noch in frischem Andenken gewesen, und so habe er auf der Stelle den Entschluß gefaßt, ihn wiederum zu retten.“ — „Ich reiste,“ — fuhr der Jude fort — „augenblicklich zu Deinem Tyrannen, der Dich eines elenden Todes wollte sterben lassen; aber eben so geitzig als grausam, überließ er Dich mir auf mein Versprechen, daß ich Dich an einen recht harten Herrn verkaufen wollte. Auf diese Weise gelang es mir, Dich in meine Hände zu bekommen. Gott sey gepriesen, daß ich Dir habe vergelten können, was Du an mir thatest! In einigen Tagen reise ich in's Lager, und da nehme ich Dich und Natalien mit, mache einen Seiten-Weg, und bringe Euch, mit Gottes Hülfe, glücklich zu Euern Landsleuten zurück.“ — Weinend und tiefgerührt hiengen Natalia und Pfuhl an des Juden Halse. Er brachte sie glücklich nach Bukarest in der Wallachey, wo damals russische Besatzung lag, und es wurde ihnen schwer, sich

von ihrem großmüthigen Erretter zu trennen. Als er weg war, fand Pfuhl, zu Vermehrung seines Erstaunens, und seiner dankbaren Bewunderung des Juden, einen Beutel mit — 1000 Dukaten, und einen kostbaren Ring für Natalien: Geschenke, die der dankbare Israelite ganz unvermerkt in Pfuhls Kleid zu stecken gewußt hatte. Natalia fand ihren Vater noch am Leben, der sie und Pfuhl auf immer mit einander vereinigte. Die Erinnerung an den großmüthig-dankbaren Juden verschaffte ihnen sehr oft die seligsten Stunden ihres Lebens.

392.

Der Kaiserlich-Oestreichische Hauptmann, Graf Aloysius Ferdinand Marsigli, ein edelmüthiger, in allen Kriegswissenschaften erfahrner und sehr tapferer Mann, wurde in einem Feldzuge, der im 17ten Jahrhunderte wider die Türken geführt ward, auf einem weit entfernten Vorposten von einem großen Haufen Tataren überfallen. Er vertheidigte sich lange mit einem Löwengleichen Muthe, fiel aber endlich, von vielen Pfeilen verwundet, unter sein Pferd, und wurde in seinem Blute schwimmend, gefangen genommen. Er erfuhr Mißhandlungen und Beraubungen, die nur der unglücklichste Kriegsgefangene leiden kann. Mehr noch als seine erhaltenen Wunden und selbst erlittenen Kränkungen schmerzte ihn der unbeschreibliche Jammer, den die Tataren auf ihrem verheerenden Zuge durch das Oestreichische Land überall anrichteten. Nach vielen ausgestandenen Drangsalen wurde er in das türkische Hauptlager vor Wien geschleppt, und an einen Bassa aus Temeswar verkauft. Hier mußte er, wie andere Sklaven, in des Sultan Achmets Küchenzelte die geringsten Dienste verrichten: er that es mit solcher Emsigkeit und Sorgfalt, daß er seiner Vorgesetzten Zutrauen gewann. Da Achmets Zelt auf einer Höhe stand, so beobachtete er mitten unter seinen niedrigen Arbeiten auch der Türken Art, Krieg zu führen, zu belagern und Sturm zu laufen; und be-

nützte in der Folge diese in Sklaven-Fesseln gesammelten Bemerkungen in seinen militärischen Schriften. Er behielt aber diesen Herrn nicht lange, denn der oberste türkische Befehlshaber ließ denselben aus Rache vergiften. Graf Marsigli empfand dankbaren Kummer über Achmets Tod, und Lebenslang sprach er mit Achtung von ihm, weil er ihm öfters vorzügliche Gnade erwiesen, und Hoffnung zur Freyheit gemacht hatte. Nun gerieth er in die Knechtschaft eines grausamen Arabers, der ihn sehr unbarmherzig behandelte. Er faßte daher den Entschluß, zu entfliehen, wurde aber auf der Flucht ergriffen, und von seinem Tyrannen nun noch wüthender gemißhandelt. Zuletzt erhielt er die schreckliche Nachricht, daß er sich auf den folgenden Tag frühzeitig fertig halten solle, weil er bestimmt sey, mit nach dem Platze geführt zu werden, wo alle Christen-Sklaven hingerichtet werden sollten. Dieß sein bevorstehendes trauriges Schicksal klagte er zwey Reitern aus Bosnien, die in das Zelt seines Tyrannen kamen, um Kaffee zu trinken. Beyde Brüder und gutherzige Männer versprachen, ihn zu retten, wenn er ihnen treu bleiben und nicht entfliehen wollte. Er gelobte ihnen dieses; nun kauften sie ihn, und fanden Mittel, ihn vor der Vollstreckung jenes Mordbefehls zu sichern. Sie giengen gelinde mit ihm um, und erzeigten ihm noch mehr Gutes, als er ihnen versprach, daß sie ein ansehnliches Lösegeld für ihn erhalten würden, wenn er nur seinen Verwandten erst Nachricht von seinem Aufenthalte geben könnte. Die Türken wurden vor Wien geschlagen, und mußten schnell die Flucht ergreifen. Der Graf kam auf dieser Flucht mit seinen Rettern nach Bosnien. Er hatte einen Wechsel zu seiner Auslösung in der Hauptstadt dieser Provinz zu heben; aber der Kaufmann, auf den er gestellt war, weigerte sich zu bezahlen. Darauf wurden seine Retter härter gegen ihn, weil sie ihn für einen Betrüger hielten. Aus Gemüths-Kränkung über diesen Argwohn — denn Gefühl der Ehrlichkeit und Tugend

war in ihm das stärkste — und weil sie ihm, bey demselben, auch härtere Arbeit auflegten, ward er todtkrank. Dieß sein Leiden rührte doch einen von ihnen dergestalt, daß er sich alle Mühe gab, bey dem türkischen Oberrichter die Erlaubniß auszuwirken, daß ein katholischer Geistlicher ihn besuchen durfte. Marsigli wurde wieder gesund, fand sichere Gelegenheit, an seine Brüder nach Venedig wegen seines Lösegeldes zu schreiben, erhielt es nun sogleich, und wurde frey aus seiner Sklaverey. Nach seiner Befreyung trat er wieder in Kaiserliche Dienste, und fand Gelegenheit, gegen die beyden Erhalter seines Lebens seine Dankbarkeit auf die thätigste Art zu beweisen. Denn nachdem der Friede zwischen dem Kaiser und dem Sultan geschlossen war, wurde der Graf Marsigli nach Ungarn abgeschickt, um die Gränzscheidung zwischen ihren Reichen zu berichtigen. Bey der Ausführung dieses Geschäftes kam er auch in die Gegend der Stadt Rama in Bosnien, wo er vor einigen Jahren als Sklave gelebt hatte. Er ließ sich gleich erkundigen: ob die beyden Brüder, Amar und Gelikke, noch dort leben? Und als er Nachricht von ihnen erhielt, ließ er sie bitten, sie möchten zu ihm kommen. Einige Tage darauf als er mit einem großen Gefolge die Gränzen besichtigte, kamen zwey geringe Männer auf ihn zu, wiesen mit Fingern auf ihn, und sagten, Einer zum Andern: „sollt' es dieser wohl seyn? Er ist es gewiß!" Er hörte dieses, bemerkte sie, und erkannte in ihnen seine vormaligen Herren. Sie liefen auf ihn zu, umarmten seine Stiefeln, und benetzten sie mit unzähligen Thränen, die auch er bey ihrem Anblicke häufig vergoß. Er stieg vom Pferde, umarmte sie, ließ sie auf seine besten Handpferde sich setzen, und ihm in sein Lager folgen. Hier wartete für sie ein Zelt, gleich neben dem seinigen aufgeschlagen; er gab ihnen einen seiner Kammerdiener zur Aufwartung, und seinen Leuten den Befehl, daß sie für die beste Bewirthung und Pflege derselben sorgen sollten. Allgemeines Erstaunen war im Kaiserlichen und Türkischen Feldlager über die

große Güte, womit er ihnen begegnete. Er ließ sie bisweilen zu sich kommen, und erkundigte sich nach ihren Weibern, Kindern und häuslichen Umständen. Mit Offenherzigkeit erzählten sie ihm freywillig: „Wir sind jetzt arme Leute; denn nach der Zeit, da wir für Ihre Auslösung das Geld erhalten haben, sind wir immer weiter herabgekommen, und haben daraus ersehen, daß der gerechte Gott dergleichen, durch den Menschen-Handel erworbenes Geld nicht segnen könne. Viel Ungemach und Noth haben wir für dieses Geld ausstehen müssen." Da sie nun einige Tage bey ihm gewesen waren, ließ er sie nach Hause bringen, gab ihnen, ihren Weibern und Kindern gute Kleider und Wäsche, zweyhundert Thaler, allerley Hausgeräthe, und eine auserlesene Heerde von Schaafen, schrieb auch für sie an den obersten türkischen Pascha, und bat ihn zu sorgen, daß sie für das ihnen wieder abgenommene Lösegeld eine Erstattung und Unterstützung zum ferneren guten Fortkommen mit ihrer Familie erhielten, welches dieser auch that, mit größter Bewunderung der ausserordentlichrn Dankbarkeit des Grafen gegen diese geringen Leute — seine ehemaligen Retter und Wohlthäter. Der edelmüthige Marsigli sagte und schrieb an einen Freund von dieser Begebenheit: „Es ist schwer zu entscheiden, ob die unbeschreibliche Freude dieser armen Leute über die unerwartete große Verbesserung ihrer Glücks-Umstände, oder das Vergnügen größer gewesen ist, welches ich darüber gefühlt habe, daß ich, nach meinen Wünschen, so glücklich gewesen bin, eine Gelegenheit gefunden zu haben, meinen ehemaligen Rettern und Wohlthätern meine Dankbarkeit zu beweisen.

393.

Auf einem Kaffeehause in London kamen alle Tage gegen die Mittags-Stunde zwey Kaufleute zusammen. Sie tranken ihren Kaffee, sprachen vom Geldcours, von Zeitungen, und bisweilen auch, als vertraute Freunde, von solchen Dingen, die ihre häuslichen Angelegenheiten betrafen. Eines Tages kam ein Mausfallenjunge in ihr Zimmer. Sein Elend machte ihn demüthig, und seine einnehmende Miene, daß man ihn gerne anhörte. Mit dieser zweyfachen Empfehlung bot der Unglückliche seine Dienste diesen beyden Herren an. Allein sie wiesen

ihn mit einigem Unwillen ab. Der Junge, dieser unfreundlichen Annahme schon gewohnt, machte ruhig die Thüre zu, und schlich sich langsam wieder fort. — Kaum war er weggegangen, als der eine Kaufmann etwas nachdenklich wurde. Er dachte, daß man diesen Jungen mit einigen Groschen hätte befriedigen können, und wirklich erregte seine gegen ihn bewiesene Härte ihm einigen Kummer. „Wie wäre es" — sagte er zu seinem Freunde — „wenn wir einmal ein gutes Werk thäten, und einen elenden Menschen glücklich machten? Wollen wir den armen Menschen zurückrufen lassen?" — „Ich bin es herzlich gern zufrieden" — sprach der andere — „bin ich doch selbst einmal in meiner Jugend von einigen beträchtlichen Spiel-Schulden und Gewissens-Bissen befreyet worden." Sie ließen also den Burschen zurückrufen. — „Armer Schelm" — sagte der eine Kaufmann — „wünschest du wohl deiner elenden Lebensart los zu seyn?" — „Warum nicht?" — antwortete der Junge; — „aber da kommt es auf's Wünschen nicht an." — „Muth gefaßt, Junge! Du sollst mit der Zeit ein reicher Mann werden." — „Es beliebt Ihnen zu scherzen, meine Herren! aber haben Sie die Güte, und geben mir etwas Weniges, meinen Hunger zu stillen, denn es ist Mittag, und ich habe seit zwey Tagen nichts gegessen; Gott im Himmel wird Sie dafür segnen. Ach! — seufzte er, und hier kamen ihm Thränen in die Augen, — „ich hatte auch einen liebreichen, wohlthätigen Vater, der manchen Elenden aus der Noth half, aber zu frühe für mich, leider! starb." — Die edle Dreistigkeit dieses jungen Menschen, die immer der bedrängten Unschuld eigen ist, machte ihn bey diesen Herren liebenswürdig. „Wohlan," — sagte der Eine — „Du sollst von einem Jeden unter uns 100 Pfund Sterling (etwa 1100 Gulden) haben. Wir wollen das Geld auf einige Jahre in unsern Handel stecken, du sollst bey einem von uns die Handlungs-Wissenschaft erlernen, und hernach dein Kapital mit den Zinsen auf eine dir beliebige Art nützen." Der gute Junge wußte nicht, wie ihm geschah; er dankte seinen Wohlthätern mit Mund und Herzen; sie hielten auch ihr Wort redlich, und der junge Mensch führte sich so auf, daß sie alle Ursache hatten, mit ihm vollkommen zufrieden zu seyn. Nach einer Zeit von sechs Jahren kaufte man ihm eine kleine Bude, in welcher er auf eine so glückliche Art

handelte, daß er bald darauf in eine andere Stadt zog. So glücklich er war, so vergaß er doch nie den armseligen Zustand, in welchem er sich zuvor befunden, und versäumte eben so wenig die Pflicht, Bedrängten beyzustehen, Andere glücklich zu machen, und das Gute, was er von Andern empfangen hatte, wieder auf Hülfsbedürftige zurückfließen zu lassen. Einst fand er einen alten Kalender, der seinem seligen Vater zugehörte, wo dieser verschiedene Merkwürdigkeiten seines Lebens eingezeichnet hatte. Er las unter anderm auch die Nachricht: „Den 19. März 1698. habe ich einen jungen Menschen, Namens A✝✝ G✝✝, der mir seine dringende Noth klagte, mit 20 Pfund Sterling (220 Gulden) von seinem gänzlichen Untergange gerettet, und zur Tugend zurückgebracht." Wie erschrack er nicht, als er die Entdeckung machte, daß der hier angeführte unglückliche Mann der Name desjenigen Kaufmannes war, der ihn selbst einst auf dem Kaffeehause so glücklich gemacht hatte! Er schrieb sogleich an ihn, machte ihm diese Entdeckung bekannt, und bat ihn zugleich flehentlich, ihm Mittel und Wege zu zeigen, wie er ihm auch seine Wohlthaten vergelten könne. Die Antwort blieb lange aus. Endlich erhielt er durch den Freund des Kaufmanns die Nachricht, daß sein großmüthiger Wohlthäter nach vielen erlittenen Unglücksfällen zur ewigen Ruhe eingegangen seye; er hätte zwar einen Sohn hinterlassen, man wisse aber den Ort seines Aufenthaltes nirgends zu entdecken. Hierauf wird der gute Mann sehr betrübt; er suchte indessen dieß für ihn harte Gefühl einigermaßen dadurch zu lindern, daß er nothleidende Haus-Arme durch seine Wohlthaten ganz im Stillen erquickte. Noch ein anderer Umstand machte ihm viel Kummer. Miß Sara, seine einzige Tochter, war mit einem benachbarten Handlungs-Diener in Bekanntschaft gerathen, und hatte sich mit demselben, in der Hoffnung, ihres Vaters Einwilligung zu erhalten, verlobt. Sie wollte sich durch keine Vorstellung von ihrem geliebten Gegenstande trennen lassen, der Vater mochte ihr zu Gemüthe führen, was er nur immer wollte. Sie schilderte ihm ihren Geliebten von der vortrefflichsten Seite, und bat in den rührendsten Ausdrücken um die väterliche Einwilligung zu ihrer Verheirathung, so daß endlich der Vater, der seine Tochter recht zärtlich liebte, dem jungen Menschen, um seine Aufführung und seinen

Charakter kennen zu lernen, den Zutritt in sein Haus gestattete. Der Jüngling kam, und that Alles, um den Vater auf seine Seite zu bringen. Er wird um seinen Namen und seine Aeltern gefragt, und, Gott! wie erstaunte nicht der Vater, als eben dieser junge Mensch, der seither bey einem Kaufmanne die Stelle eines Buchhalters vertreten hatte, der Sohn seines ehemaligen Wohlthäters war. Nunmehr stand der glückliche Vater keinen Augenblick an, in die Heirath dieser beyden Verlobten mit Freuden einzuwilligen, und bald darauf überließ er seinem geliebten Schwiegersohne sein Vermögen und seine große Handlung.

394.

Durch ein Rescript vom 23. July 1785. hatte der Markgraf (der im J. 1810. verstorbene Großherzog) von Baden in seinen gesammten Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben, auch seine Unterthanen von allen Abgaben bey dem Ueberzuge von einem Amtsbezirke, aus einem Landestheile in den andern, die seit Jahrhunderten hergebracht waren, völlig befreyet. Dankbar hiefür reiseten acht Bauern nach Frankfurt am Mayn zu dem dasigen geschickten Sattlermeister Wagner, und verlangten Kutschen zum Kauf zu sehen. Dieser zeigte ihnen verschiedene, aber alle waren ihnen nicht gut und prächtig genug. Endlich sahen sie einen Wagen, von dem er sagte, daß er ihn nicht unter 400 Louisd'or erlassen könne. „O wenn er uns schön genug dünkt," — antworteten die Bauern, — „so darf er auch mehr kosten." Darauf erfuhr Wagner, daß sie Abgeordnete einer Gemeinde aus dem Badischen wären, die ihrem Herrn, für die vielen Wohlthaten, welche er ihnen erweise, einigermaßen ihre Erkenntlichkeit bezeugen wollten. Der Kauf ward geschlossen, und Wagner war damit so wohl zufrieden, daß er die Bauern in den damals vornehmsten Gasthof zu Frankfurt, in das rothe Haus, führte, und sie wie Standes-Personen behandeln ließ.

395 a.

Nach des Ritters Fourbin (Furbein) Erzählung ereignete sich zu Algier, während die Französische Flotte unter Duquesne's (Dükeh'n) Befehlen die Stadt beschoß, folgendes: Die Algierer waren wegen des Scha-

dens, den sie durch das Bombenwerfen leiden mußten, auf die Franzosen so erbittert, daß sie alle gefangenen Franzosen, mittelst der gegen die Flotte gerichteten Kanonen, erschoßen. Unter diesen Gefangenen war auch ein Französischer Schiffs-Capitän, der schon vorgeführt und angebunden war, und eben erschossen werden sollte, als ein danebenstehender Türke ihn als seinen Wohlthäter erkannte. Dieser Türke war nämlich vorher des Capitäns Gefangener gewesen, von demselben sehr gütig behandelt, und wieder freygegeben worden. Der Türke erinnerte sich alles dessen mit Dankbarkeit, und bat für den Gefangenen, aber vergebens; der Befehlshaber blieb unerbittlich. Der Türke erbot sich, den Gefangenen zu kaufen, um welchen Preis es auch seyn möchte; allein man verwarf auch dieses Anerbieten. — Als jetzt der Gefangene eben erschossen werden sollte, umarmte der Türke den Unglücklichen, schloß sich fest um ihn herum, und rief dem Kanoniere zu: „Zünde los, ich will mit meinem Freunde sterben, dessen Tod ich nicht verhindern kann." Dieser Anblick rührte alle Umstehenden, und der Gefangene ward mit Gewalt befreyet. Welch ein edler Türke, der aus Dankbarkeit lieber mit seinem Wohlthäter sterben, als ohne ihn leben wollte!

395 b.

Ein englischer Schiffs-Kapitän, Namens Richardson, wurde einst von einem heftigen Sturme nahe bey Danzig ergriffen; nur mit großer Mühe lief er endlich in den Hafen ein. Ein anderes Schiff, welches ihm folgte, war nicht so glücklich; denn es wurde auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, welche die Schiffs-Besatzung ausmachten, erwarteten schon, daß es scheitern, und sie selbst eine Beute der Wellen werden würden. Richardson sah die Gefahr, welche diese Menschen bedrohte; allein sein eigenes Schiff war in einem so schlechten Zustande, und seine Leute waren von Ermattung und Schrecken so sehr erschöpft, daß es ihnen unmöglich war, zurückzukehren, um den Unglücklichen Hülfe zu leisten. Inzwischen war es ihm nicht möglich, ein bloßer Zuschauer der Gefahr seiner Mitmenschen zu bleiben. Er lief zum Kapitän eines andern Schiffes, welches auch vor Anker lag, und bat ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, welche er selbst zu erfül-

len ausser Stande wäre. Allein dieser Mann gehörte zu den niedrigen und unempfindlichen Seelen, welche, wenn es darauf ankommt, Andern Dienste zu leisten, immer zunächst fragen: „setze ich mich nicht selbst der Gefahr aus? Ist etwas für mich zu gewinnen?" — So konnte denn dieser Mann durch alle, noch so rührende Vorstellungen nicht bewogen werden, sich der Gefahr auszusetzen, um einigen seiner Mitmenschen das Leben zu retten. Richardson bat ihn, ihm wenigstens sein Schiffs-Boot zu leihen, weil es größer und zuverläßiger wäre als das seinige. Allein er schlug ihm auch diese Bitte ab, weil, wie er sagte, bey dem heftigen fortdauernden Sturme der Verlust seines Bootes unvermeidlich seyn würde. Voll edeln Unwillens kehrte darauf Richardson zu seinem Schiffe zurück, und rief seinen noch ganz ermüdeten Matrosen zu: „Gefährten! habt Ihr noch Kraft und Muth genug, im Namen Gottes ein Werk der Liebe zu verrichten? Sehet dort die Unglücklichen, welche ihrem Untergange nahe sind! Wer ein Herz hat, der folge mir!" Mit diesen Worten sprang er in das Boot, und sechs brave Matrosen folgten ihm. Sie ruderten eifrig mitten durch die schäumenden Wellen, und kamen endlich bis zum gestrandeten Schiffe. Aber ihr Boot konnte nur 6 Menschen aufnehmen. Sie fiengen damit an, 6 Menschen an's Land zu bringen, dann kehrten sie zurück, um die übrigen zu holen. Die Unglücklichen, denen sie das Leben gerettet hatten, zeigten ihre Erkenntlichkeit durch Freudenthränen, und die schöne Handlung, welche die Retter eben verrichtet hatten, gab ihnen einen Vorschmack von der Freude der Glücklichen. Unter diesen 16 Geretteten befand sich auch ein reicher Kaufmann aus Smyrna in der asiatischen Türkey. Dieser besuchte Richardson am folgenden Tage, und wollte ihm ein Geschenk von 1000 Stück Dukaten machen. „Wozu dieses Geld?" — fragte Richardson — „für Dich," — antwortete der Kaufmann, — „nimm es an als einen schwachen Beweis meiner Erkenntlichkeit." — „Für mich?" — erwiederte Richardson — „für mich? Gott bewahre mich davor! Glaubst du, daß ich für Geld geholfen habe?" Da der Kaufmann fortfuhr, Richardson zu bitten, er möchte das Geld annehmen, so fragte ihn dieser endlich: „wie groß ist denn dein Vermögen, daß Du so ansehnliche Geschenke

machst?" — „Groß genug," — versetzte der Kaufmann, — „um Dich und Dein Schiffsvolk zu erhalten ohne daß ich dadurch arm würde." — „Wenn das ist," — sagte Richardson — „so kann ich das Geschenk annehmen." Er nahm hierauf das Geld, ließ seine Matrosen auf das Verdeck kommen, und vertheilte Alles unter sie, ohne etwas für sich zu behalten. Während das Schiffsvolk ein Freuden-Geschrey hören ließ, floßen dem Kaufmanne Thränen von den Wangen. „Was fehlt dir?" — fragte Richardson. — „Die Ursache meiner Traurigkeit ist die: daß der Mann, dem ich das Leben schuldig bin, mich nicht der Erlaubniß würdigt, ihm meine Erkenntlichkeit zu beweisen." — „Ach gewiß! du irrest dich," — sagte Richardson; — „nicht aus Eitelkeit habe ich dein Geschenk getheilt, sondern weil die Matrosen das Geld nöthiger hatten als ich, und weil ich ohne ihre Unterstützung dich nicht hätte retten können." — „Glaubst du denn," — versetzte der Kaufmann, — „daß ich sie würde vergessen haben? Siehe!" — er zeigte einen Geldbeutel — „dieses war für sie bestimmt. Aber, leider! muß ich sehen, daß du meine Erkenntlichkeit verachtest." — „Bey allem, was heilig ist," — versicherte jetzt Richardson, — „ich verachte sie nicht." — „So nimm denn dieses an" — sprach der Kaufmann — und zog einen kostbaren Ring von dem Finger, welchen er Richardson darbot, der ihn endlich annahm.

395c.

Die Fürstliche Familie Woronitzky in Pohlen, war durch verschiedene Zufälle im Anfange des 18ten Jahrhunderts so tief herabgesunken, daß der letzte zu derselben gehörige Prinz sich entschloß, seinen Stand zu verläugnen, und bey einem Edelmanne, der sich durch des Prinzen Vorfahren bereichert hatte, in Dienste zu treten. Einst hielt er mit den Pferden seines Herrn vor einer jüdischen Schenke. Der Wirth, ein Jude, erkannte ihn, und behandelte ihn mit derjenigen Ehrerbietung, die ihm seiner Geburt wegen gebührte. So sehr ihn auch der Prinz versicherte, daß er keinen Titel annehmen könne, dessen Würde er nicht zu behaupten im Stande sey; so blieb der Wirth doch gebückt vor ihm stehen, und bat ihn dringend, mit ihm in seine Stube zu gehen. „Gnädiger Herr" — fieng er hier an — „Ihr Großva-

ter und Ihr Vater haben mich mit Wohlthaten überhäuft. Es ist billig, daß ich mich gegen ihren letzten Abkömmling dankbar beweise. Gott hat mich gesegnet, und ich freue mich, Gelegenheit gefunden zu haben, diesen Segen mit Andern theilen zu können. Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich mit dem Bewußtseyn hinscheiden kann, etwas zur Wiederherstellung des alten Glanzes Ihrer Familie beygetragen zu haben." — Darauf drang er so lange in den Prinzen, bis er sich entschloß, den Dienst seines Herrn zu verlassen. Der brave Israelite hielt auch vollkommen Wort. Kleider, Pferde, Equipage, Bediente, alles schaffte er von seinem Gelde dem jungen Prinzen dessen Stande gemäß an, und zuletzt sorgte er ihm noch für eine schöne tugendhafte und sehr reiche Gemahlin, wodurch die Umstände des Prinzen dergestalt verbessert wurden, daß er von nun an die Würde seines Hauses wieder behaupten konnte. Von 2 Söhnen, die ihm geboren wurden, hinterließ der eine, eine zahlreiche Nachkommenschaft, die es sich nun gegenseitig zur Pflicht machte, die Nachkömmlinge des braven Juden, der ihrer Familie ihren alten Glanz wieder verschafft hatte, mit Wohlthaten zu überhäufen.

Verschwiegenheit.

396.

Antigonus, Feldherr Alexander des Großen, und einer seiner Nachfolger in der Herrschaft über viele in Asien eroberte Länder, hatte den Grundsatz: der Anführer eines Heeres müsse nie wissen lassen, was er unternehmen wolle. Als ihn daher sein Sohn Demetrius, den er sehr liebte, fragte: wann er sein Lager abbrechen würde? antwortete ihm Antigonus lächelnd: „Fürchtest Du etwa, daß Du die Trompete nicht hören werdest?" — So kann man einen Bekannten, der uns unbefugt fragt, wohl abweisen. Hat man aber mit Leuten zu thun, denen man Achtung schuldig ist, so muß man durch eine allgemeine Antwort, die nichts Bestimmtes enthält, durch mancherley Muthmaßungen, die man

hinwirft, oder auch dadurch, daß man von andern Dingen zu reden anfängt, der pflichtwidrigen Entdeckung der Wahrheit ausweichen.

397.

Chateauneuf (Schatohnöf), Siegelbewahrer unter König Ludwig XIV. in Frankreich, wurde verhaftet. Sein vertrauter Freund, Chevalier du Jars (Schwalljeh dü Schar), sollte gegen ihn zeugen; er wollte aber nicht. Man setzte ihn in die Bastille; er beharrte bey seiner Weigerung. Man drohte; er schwieg. Man machte ihm den Kriminal-Prozeß: er sagte weiter nichts, als: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" — Um ihn zu schrecken, sprach man zum Schein das Todes-Urtheil über ihn: er erschrack nicht und schwieg. Man führte ihn zum Schaffot, und er gieng ohne Zagen. Man bot ihm Gnade, wenn er gegen seinen Freund aussagen würde; er sagte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" Man entkleidete ihn zur Hinrichtung; er kniete standhaft nieder. „Gnade! Gnade!" hieß es plötzlich. Schweigend stand er auf. „Wie werden Sie dem Könige Ihre Dankbarkeit beweisen können?" — fragte man ihn. — „Sagt dem Könige," — versetzte er, ohne eine Miene zu verändern, — „daß Chateauneuf ein ehrlicher Mann ist!"

398.

Fouquet (Fuckeh), französischer Finanz-Minister unter Ludwig XIV. ein Mann von vorzüglicher Rechtschaffenheit, wurde von neidischen Verläumdern böser Absichten beschuldiget, fiel in Ungnade, und wurde mit seinem Sekretär Pelisson gefänglich in die Bastille gebracht. Man machte alle möglichen Versuche, um Pelisson zum Geständnisse mancher Sachen zu bringen, die zwar nicht unredlich, aber unter diesen Umständen doch für Fouquet hätten gefährlich werden können. — Pelisson aber blieb standhaft. Er saß vier Jahre in der Bastille, und bekannte nichts gegen seinen Herrn; worauf dann beyde, als ihre Unschuld an den Tag gekommen war, wieder in Freyheit gesetzt wurden, und vom Könige Ersatz wegen des angethanen Unrechts erhielten.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

L D'

Beispiel

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lotter, Tobias Heinrich,

Beyspiele des Guten eine Sammlung edler und schöner Handlungen und Charakter-Züge ... der Jugend ... gewidmet

Bd.: 2.

Stuttgart 1821

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 413 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259266-5